Halbrussisches.

Von

Aurelio Buddeus.

*)

Dritte Ausgabe.

*) die erste erschien 1847

Erster Theil.

Acc. 19,539.

BIBLIOTH: ACADEM: DORPAT:

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1854.

Inhalt des ersten Bandes.

Baltische Trümmer. I.

Seite

Ostseefahrt und baltischer Strand 1
Frühmorgen in Riga 10
Riga's Stadtkern 21
Kirchen und Feste 39
Außerhalb der Wälle 58
Rigische Sloboden und Höfchen 78
Von Riga nach Mitau 97
Die Stadt Mitau 112
Mitauer Welt 135

Baltische Trümmer. II.

Kurische Streifzüge 167
1. Kurisches Mittelland 172
2. Kurlands Nordspitze 205
3. Kurisches Oberland 242
Runö und die Runen 264
Weg und Wetter im baltischen Land 287
Der baltische Edelhof 306
Die Jagd und die Wälder 320

Baltiſche Trümmer.

I.

Oſtſeefahrt und baltiſcher Strand.

Meeresfläche, Sonnen- oder Mondglanz auf der weiten Waſſerebene, tiefblauer Himmel darüber, die ſanfte Bewegung des von leichtem Winde getriebenen Schiffes — dies Alles ſind Dinge, welche uns die Reiſenden viel tauſend Mal mit den lebendigſten Worten geſchildert haben. Wenn man es jedoch endlich ſelbſt und wieder und wieder erlebt, dabei natürlich nicht unpoetiſch ſeekrank iſt, ſo meint man dennoch diesmal ſei's ſo prächtig, wie noch kein Schriftſteller es geſehen, ja kein Dichter es jemals geträumt hat.

„Sieben Meilen in vier Stunden, Herr! ſchnurgerad wie ein Pfeil — das nenn' ich ſeegeln; dort liegt Bornholm, Herr, eine reiche Inſel, ſchönes Land, bauen die Leute ſo viel, daß ſie gar keine Zufuhr vom Lande brauchen. Die Erdholme, ein Paar Meilen dahinter, ſind aber ſchlechte Neſter. 's ſind eigentlich drei Inſeln, und auf Chriſtiansoë iſt 'n Nothhafen — aber wie! Sitzt eine Beſatzung von zwanzig Dänen

mit 'nem Kommandanten drauf, kriegen ihren Proviant von Dänemark geſchickt, können nichts bauen; ödes, verwünſchtes Neſt das.“ — Dabei lief der kleine, runde Kapitän, welcher alſo ſprach, emſig hin und her, rieb ſich die Hände und blinzte von Zeit zu Zeit nach dem langausgeſtreckt flatternden Wimpel. Außerdem rauchte er heftig und ſteckte einen Tabaksknäuel nach dem andern in den Mund. Denn ſo that er immer, wenn er unwirſch war; die Erinnerung an die däniſchen Erdholme aber, hatte ihn bitter verſtimmt. Er hätte die ganze Felsgruppe in die tiefſten Tiefen des Meeres hineinfluchen mögen und wußte nichts davon, welche ſtillen Hoffnungen Rußlands er damit zerſtört hätte, deſſen Pentarchiſt bei paſſender Gelegenheit die unbefangenen Worte nicht unterdrücken konnte: „Rußland braucht die Seeverbindung nach Lübeck und den meklenburgiſchen Häfen, und wäre vielleicht zu deren größerem Schutze genöthigt, den ſichern Hafen von Chriſtiansoë bei Bornholm in gütlichem Vergleiche von Dänemark zu acquiriren; eine Erwerbung, welche übrigens auf die politiſchen Verhältniſſe nicht die geringſte Rückwirkung auszuüben vermöchte.“ — —

Zwar hatte das Schiff bereits alle regelmäßigen Segel aufgezogen; aber dem eifrigen Kapitän ging es noch nicht raſch genug, und er ſprach ein Paar eifrige Worte zum Steuermann, drauf rief dieſer plattdeutſche Befehle, die Matroſen flogen an den Strickleitern bis in die oberſte Takelage hinauf, ſtreckten lange Stengen rechts und links, oben und unten weit über die Schiffsbreite hinaus, banden Hülfsſegel daran, in welche ſich der Wind behaglich einlegte — und wie eine Möve mit breiten, weißen Flügeln und ſchmalem, ſchwarzen Leibe ſchoß der Miniaturſchooner „Adolphine“ ſauſend durch die Wellen.

Bornholm hob ſich immer deutlicher am Horizonte aus den Wogen; übrigens nirgends eine Spur von Land, ſcharf abgegränzt ringsum

das grüne Waſſer vom tiefblauen Himmel. Man lieſt nun zwar oft in den Reiſebeſchreibungen, Himmel und Waſſer flöſſen auf dem Meere, dem Ausblick untrennbar, am Horizonte zuſammen. Dies wird jedoch nur wahr, wenn die Dünſte ſich aus dem Meere zu erheben beginnen. Iſt die Luft rein, die See nicht allzubewegt, ſo fährt man gleichwie durch ein flachvertieftes Wieſenthal, auf deſſen Kanten das Himmelsgewölbe ruht. Wenigſtens gilt dies von der dunkelgrünen Nordſee, wie von der olivenfarbigen Oſtſee. — Dazu wollte an jenem Tage die Sonne bald untergehen. Bornholm war unterdeſſen näher herangeſchwommen, und auf dem Gipfel des Berges, mit welchem ſein Nordkap Hamneren endet, glühten die Leuchtthurmfenſter, als brenne dort bereits das nächtliche Feuer, während die Ecken und Kanten einer ſchönen Ruine auf der halben Höhe deſſelben Berges ſich im Abendſcheine rötheten. Unten am Strande leuchteten weiße Häuſer auf und kleine Segelboote flogen geſchäftig im Uferwaſſer umher. An dem Berge vorüber blickt man tief in das Land hinein; da erkennt man über Baumgruppen und Geſträuche hinweg freundliche Dörfer, unklarer auch einen Anbau ſtädtiſchen Ausſehens, hinter dieſem einen duftig halbverſchleierten Wald und hinter dem Walde wieder neue graublaue Anhöhen. — Ida Gräfin Hahn-Hahn nennt Bornholm in ihrem „Reiſeverſuch im Norden" häßlich; ſie fuhr mit dem Dampfboot vorüber, in weiter Ferne und ſeekrank. Die arme Inſel mußte die üble Laune und die ſchlechten Unterleibszuſtände der Gräfin entgelten.

Die Sonne war geſunken. Der Kapitän kam wieder zum Schiffshintertheil und rief dem Steuernden zu: „Mann am Stier, holt Oſt-Nord-Oſt halb Oſt, ſtreng!" Der Mann am Steuer nickte, blickte auf den Kompaß und drehte an ſeinem Rade. — Plötzlich nahm der Kapitän den vor ein Paar Stunden abgebrochenen Gedankengang von

Neuem auf. — „Ja, Herr, ein verfluchtes Neſt das Erdholm, kaum eine Halbeſtunde im Umlauf. Sitzt dort ein däniſcher Kommandant am Nothhafen, damit er verunglückten Schiffern hilft — was glauben Sie, das er thut? Na, ich fahre vor drei Jahren im Januarmonat, das Eis iſt fußdick auf die Segel gefroren und an die Maſten. Wir mußten's mit der Axt loshauen. Dabei eine Kälte wie Anno Eins; die Leute können kaum die Finger regen und die Beine beugen. Kommt plötzlich ein Sturm — am Steuer Eis, an den Tauen Eis, an den Segeln Eis — war eine vermaledeite Geſchichte das, Herr. Das knackte und brach. Ging mir auch ein Junge über Bord, hab' ihn nicht wieder geſehen; ſcheue mich ſeitdem ordentlich, die Jungen beim Wehen auf die Leiter zu laſſen. — Na, alſo, mit Sturm laufen wir in Erdholm ein ..... Sehen Sie dort das Licht?" unterbrach er ſich plötzlich und deutete nach einem ſcheinbar hüpfenden Fünkchen in fernſter Ferne, — „das iſt das Erdholmer Feuer. — Na, alſo, laufen dort mit Sturm ein und ich muß liegen bleiben; hatten viel Reparatur am Schiffe. Mußte auch eine neue Braamſtenge haben. Was glauben Sie, das der Kerl wohl verlangte — und ich mußt' es geben — funfzig Thaler, Herr, funfzig Thaler. Und dazu erklärte er mir: wenn ich nicht mein Schäfchen in's Trockne bringen wollte, ſäß' ich nicht auf Erdholm, Kapitän. — Das iſt ein Nothhafen, Herr, ein Nothhafen für verunglückte Schiffer!"

Mit dieſem ſehr gerechten Zorneswort lief der dicke Kapitän eilends wieder fort und ertheilte fernere Befehle. Nur noch die letzten Streifen des Abendrothes zitterten am Himmel und ſchimmerten über das Meer hin, an deſſen Umkreis ein roſenrother Schein ſich bis in die grauen Nebel des Nordens und Südens hineinzog, welche ſich jetzt zu erheben begannen. Dazu tauchte am öſtlichen Horizont eine gluthrothe

Scheibe glanzlos aus den Waſſern, der aufgehende Vollmond; und daran vorüber zog langſam eine ſchwarze Geſtalt, ein ſegelndes Schiff, wie im chineſiſchen Schattenſpiel anzuſchauen. So ungefähr mag man ſich den fliegenden Holländer denken. —

Allein zum Spuk war die Nacht zu ſchön, der Himmel zu klar. Je höher der Mond emporſtieg, deſto heller ſtrahlte er, und bis zu ſeiner Scheibe hob ſich, ſcharf abgegränzt vom lichtern Firmament, eine Nebelpyramide, mit dem breiten Fuß auf dem Meere ruhend und mit dieſer Baſis den Anfang jener Lichtpyramide berührend, welche der helle Mondſchein auf dem Waſſerſpiegel erglänzen ließ. Dazu rauſchte der Wind in den Segeln, einförmig plätſcherten die Wellen, hin und wieder raſſelten die Rollketten des Steuerruders, von Zeit zu Zeit ächzten die Raaen und Maſten. Nach und nach kroch das Schiffsvolk in die Kojen, nur der Mann am Steuer ſtand ewig beweglich, nur der Mann auf Wache pfiff im langſamen Hin- und Hergehen ein Lied mit langgezogenen Tönen in dieſe wunderbare Nachtruhe hinaus....

Am andern Morgen lag bei Sonnenaufgang gerad' vorwärts ein ſchmaler bläulicher Streifen. Auf dem Kompaßhäuschen ſaß der Kapitän, die Ellenbogen auf die Kniee, das Geſicht auf die Hände geſtützt. — „Wie viel fahren wir in der Stunde, Kapitän?" — „Gar nichts," entgegnete er ſehr übellaunig; „wir laviren." — Lange Pauſe. Nach einer Weile wird noch die Frage gewagt: „Was iſt das für eine Küſte?" — „Kuriſch Land" — murrte der kleine Dicke und kroch augenblicks in ſeine Kajüte. — Der Himmel war klar, die See erſchien wunderſchön; auf dem Schiff aber herrſchte ein mißmuthig Wetter; denn bald genug hatte ſich die Uebellaune des Kapitäns der ganzen Schiffsmannſchaft mitgetheilt, auch ſelbſt die Mehrzahl der Paſſagiere angeſteckt. — Und ſo acht Tage lang. — Acht Tage lavirte der Schoo-

ner bald nach Kurland hinüber, bald in die offene See hinaus; Zeit und Gelegenheit genug, die Küſte des Reiſeziels ungeduldig zu betrachten, und dieſer Ungeduld wegen aller Seeſchönheit überſatt zu werden.

Dieſe kuriſche Küſte iſt entſetzend öd' und einförmig. Langſam, als könnte er ſich nicht vom Waſſer trennen, ſteigt der Strand aus dem Meer, um dann ſogleich im Walde zu verſchwinden. Sand, Dünenhügel, einfarbiger Schwarzwald, einfarbiger Schwarzwald, Dünenhügel, Sand; kein Einblick in's Land, keine Stadt, kein Dorf. Dies acht Tage lang mit dem Bewußtſein ſehen müſſen, binnen vier und zwanzig Stunden kaum ein Paar Meilen vorwärts zu rücken, iſt zum Verzweifeln. Erblickt man ja einmal ein Hüttchen, ſo liegt's ganz einſam, ohne alle Nachbarſchaft, ohne die Spur eines menſchlichen oder thieriſchen Weſens; und dahinter ſteht ſogleich wieder der unvermeidliche ſchwarzblaue Tannenwald. Eine Windmühle, aus deſſen Wipfeln emporragend, iſt ein ſo außerordentlich Ereigniß, daß es alle Fernröhre des Schiffes in Anſpruch nimmt. Als aber ein tüchtiges Wehen — der Kapitän murrte freilich, es ſei nur eine konträre friſche Briſe — am zweiten Tage den Schooner beinah in den Hafen von Libau hineinwarf, meinte man, nur ein Paar Schritte brauche man durch das Waſſer zu waten, um die erſte beſte der blanken Meſſingklinken an den Hausthüren aufzudrücken — ſo deutlich und klar erkannte man Alles durch das Fernrohr. Nur Menſchen konnte man nicht erſpähen. —

Endlich, endlich, nachdem in dämmernder Sternennacht gleichzeitig rechts die beiden Feuer auf Kurlands Nordſpitze Domesnäs, links zurück das von Oeſel und vorwärts das von Runö geleuchtet hatten, trieb am folgenden Tage der nun günſtige Nordweſt das Schiff in den Rigi'ſchen Buſen hinein. Schon erkannte man gegen Abend im fernen Duft der

Atmosphäre drei feine schwarze Spitzen, die Thürme von Riga, als plötzlich vollkommene Windstille eintrat. — Auch am andern Morgen stand das Schiff noch an derselben Stelle; in unthätigem Mismuth standen die Matrosen rings umher. So glatt wie ein Parksee in schwüler Gewitterluft lag das Meer, von weißlichen Strichwolken war das Blau des Himmels leicht überschleiert, mit drückender Hitze brütete die silberglänzende Sonne über der Fläche. In dieser Zwangsruhe blieb der Kapitän das einzige bewegliche und bewegende Element. Aehnlich einer Sturmwolke, welche von allen möglichen Luftströmungen in allen möglichen Richtungen der Windrose umhergejagt wird, fuhr er durch alle Räume des Schiffes, bald in kurzen Schimpfworten, bald im langausgehaltenen Donner einer Strafrede über irgend welches Versäumniß sich abwitternd.

Aber das Meer lag spiegelglatt. Nur mitunter kräuselten einzelne Wellenstriche in den äußersten Entfernungen der Blickweite, wie zum Hohne ob des kleinen Menschenunmuthes im Gegensatz zur Elementarruhe; dann kamen sie auch wohl bis auf zwei und drei Schiffslängen heran, kollerten jedoch nachher wieder gleicherweise zurück. Erst gegen Mittag stiegen die Lootsen an Bord, in deren Bereich der Schooner endlich getaumelt war, und noch drei Stunden später stürzte der Anker mit donnerndem Schwall hinab auf den Sandgrund der Dünamündung. Im selben Augenblick war auch das Schiff umringt von den Barken der russischen Paß- und Zolloffizianten, welche sogleich von allen Seiten auf das Verdeck kletterten. Die folgenden Stunden sahen einer Gefangennehmung weit ähnlicher, als einer friedlichen Ankunft am Reiseziel.

Man kann sich unter solchen Umgebungen eines drückenden Gefühles nicht erwehren, man empfindet sich so recht eigentlich der Polizei-

gewalt auf Gnade und Ungnade anheimgegeben. Vorzüglich weil in denſelben Räumen, worin wir uns bis dahin ſo entledigt vom Hereingreifen jeder irdiſchen Macht wußten, ſo ſorglos auf das Element und unſere eigne Kraft gewieſen. Nunmehr aber prüfen uniformirte Männer, deren kaum einer unſerer Sprache mächtig, mit argwöhniſcher Sorgfalt den Inhalt unſeres Paſſes; wir müſſen ein vollſtändig Verhör über alle unſere bürgerlichen Verhältniſſe beſtehen, deſſen jedes Wort zu Protokoll genommen wird; unſer Reiſegepäck wird verſiegelt, damit es dem Riga'ſchen Zollhaus überliefert werde und kein ſteuerbares Atom nach dem europäiſchen China hereindringe. Kaum geſteht man uns den nothwendigſten Kleiderwechſel zu, nachdem alle einzelnen Stücke desſelben durchprüft und ſelbſt diejenigen Kleider bis auf die letzte Taſche durchſucht ſind, welche wir auf dem Körper tragen. Dazu drohen hinter uns die Kanonen der Veſte Dünamünde, vor uns äugeln aus den Lucken des abgetakelten Brandwachſchiffes Geſchützmündungen hervor; die Boote der Paß- und Zolloffizianten ſind von Sträflingen gerudert, und jede Annäherung der vorübergleitenden Fahrzeuge mit heftigen Gebehrden und drohenden Scheltworten zurückweiſend, ſchreiten zahlreiche Wachpoſten mit blankem Säbel auf dem Schiffsdeck herum.

Iſt es denn verwunderlich, wenn dem Ankömmling ſelbſt der Matroſengeſang des finniſchen Schooners, welcher aus der Ferne herübertönt, wie ein Klaglied erklingt; wenn das eintönige Geſchrei, womit weiterhin ſchwediſche Matroſen ihre Arbeit begleiten, wie ein Weherufen? Man kann's ja kaum faſſen, daß auch unter ſolchen Verhältniſſen irgend ein Leben friſche Thatkraft und muntere Rührigkeit bewahren könne. — Trotzdem ſchlüpfen Boote, Barken und Kähne in luſtiger Eile zwiſchen den Schiffskoloſſen umher, trotzdem wandern Kiſten, Ballen und Fäſſer in raſcher Bewegung von den Schiffen herab, aus den

ameiſenemſig hin und wieder rudernden Slupen an das Ufer hinauf und werden dort von einer tumultuariſch umherhanthierenden Menſchenmenge in Empfang genommen, aus welcher jedoch ebenfalls von Zeit zu Zeit die Bajonette der Wachpoſten aufblitzen und über welcher die kaiſerliche Flagge auf den Wellen von Dünamünde der ſinkenden Sonne entgegenflattert.

So waren drei Stunden verfloſſen, als ein „Kronsboot", im einerercirten Taktſchlag rudernd, uns an das Ufer, auf ruſſiſchen Boden brachte. Hier ein nochmaliger polizeilicher Aufenthalt; dann entführen uns muntere lettiſche Pferde auf engen gebrechlichen Korbwagen bereits im hereinbrechenden Nachtdunkel dem Meer — ja faſt könnte man glauben dem Leben.

Frühmorgen in Riga.

Changer de pays equivant à changer de siècle! Niemals empfindet man die Wahrheit dieſes Ausſpruchs unmittelbarer, als wenn uns eine Seefahrt von der Heimath nach dem Reiſeziele brachte. Da fehlen alle für deſſen Eigenthümlichkeiten vorbereitenden Vermittelungen: die verſchiedenen Landſchaften, der Trachtenwechſel der Bevölkerung, die Uebergänge der Sprachen, die allmählige Umwandlung des Charakters der Pflanzenwelt, vorzüglich auch die in ihren Geſprächsintereſſen wechſelnde Reiſegeſellſchaft. — Ohne alle dieſe Vorbereitungen gelangt man auch vom echtdeutſchen Lübeck zur Grenze des ruſſiſchen Reiches. Echtruſſiſches Weſen tritt uns bei der Ankunft in den Zoll- und Paßbeamten entgegen, keinerlei Verkehr als mit Dienern der ruſſiſchen Macht, dürfen wir im Hafen pflegen; und ein höchſt urſprüngliches Fuhrwerk mit einem äußerſt zerlumpten Roſſelenker, dem man ſich weder durch deutſche Anreden, noch ſelbſt durch ruſſiſche Phraſen verſtändlich machen kann, führt uns im Nachtdunkel vom Meeresufer hinweg.

Dann umfängt uns tiefste Stille fern und nahe; kein Dorf, kein Licht erblicken wir, kein Hundegebell schlägt an unser Ohr. Nur der Sand knirscht unter den fast unhörbaren Huftritten der Pferde und bei den Umdrehungen der Wagenräder. Rechts oder links schimmert es mitunter wie eine Wasserfläche, dazu poltert der Wagen über lange Pfahlbrücken oder Knüppeldämme, dann streckt sich ein einzelner Baum in die graue Finsterniß, dann dunkelt vor uns eine schwarze Wand und im selben Augenblicke rennen die lustigen Rößlein auch hinein. Es ist ein Schwarzholzwald mit einzelnen aufleuchtenden Häusern am Wege. Nachher wird es wieder lichter, ein heller Nebel hebt sich am nahen Horizont, daraus tauchen erst einzelne, bald mehrere Lichter auf, und ehe wir uns dessen versehen, befinden wir uns in einer riga'schen Vorstadt, deren Häuser allmählig zu einer Gasse zusammenwachsen. Lichter, Lärmen, Kaufläden, Menschen und Fuhrwerke fliegen an uns vorüber, bis urplötzlich wieder ein breiter, schwarzer Schatten, rechts- und linkshin unabsehbar, queer über dem Wege liegt. Es ist die Düna, der darüber leitende schmale Lichtstreifen die bekannte Dünabrücke. Dann folgt die Durchfahrt durch ein dunkles Thor, hierauf ein enges Straßengewirr mit holprigen Pflaster, blinden Laternen und lärmenden Gedräng. Auf einem weiten Platze, wo der Wagen endlich anhält, wirbeln aus dem Dunkel die Trommeln den Zapfenstreich und dazu jubiliren Querpfeifen in wilden Zigeunerklängen. — Nachher wird es todtenstill. — Noch später erklingt zwar von Viertelstunde zu Viertelstunde fern und nah der langausgehaltene Anruf der Wachposten über die schlafenden Häuser hinweg; allein außerdem ertönt kein leisestes Geräusch in Riga's Nacht. —

So sind die ersten Eindrücke beim Eintritt in die deutscheste Stadt der deutschen Ostseeprovinzen.

Alles berührt den Ankömmling unfreundlich und befangend. Wohl haben uns die Schilderungen baltiſchen Lebens mannichfach darauf vorbereitet; aber wir erkennen auch jetzt, ſie haben uns gerad nicht auf ſolche erſte Eindrücke vorbereitet. Ob davon die Schuld am Zufall, ob am Leſer, ob am Schilderer liegt — wer mag entſcheiden? Ja, wir beſitzen vielleicht ſogar eine vollkommen richtige Allgemeinkenntniß von den Zuſtänden und Verhältniſſen der Menſchen, unter denen wir nun leben wollen; allein die Einzelheiten der Aeußerung dieſer Zuſtände und Verhältniſſe, der Ausdruck der hieſigen Lebensbewegungen, ihre Phyſiognomie überraſchen uns befremdlich. Wir hörten bereits zu viel über die Oſtſeeprovinzen Rußlands, um vollkommen unbefangen, wie von etwas durchaus Fremdem, die neuen Eindrücke nach und nach auf uns einwirken zu laſſen; wir möchten vielmehr Alles ſogleich verkörpert vor uns ſehen, was Artikel und Bücher als Ergebniß der Anſchauungen ihrer Verfaſſer verkündeten. Wir gehen nicht ohne Vorurtheil an das hieſige Leben.

Darin haben wir vielleicht Unrecht; und doch, wer könnte anders? Hat nicht eben die neueſte Zeit entſchiedener als jede der verfloſſenen Periode ruſſiſcher Herrſchaft über die baltiſchen Lande, den heitern Lichtton umdüſtert, welcher auch noch Kohl's Schilderungen überſtrahlt? Die trotz aller Bedrängniſſe damals noch vorhandene Ruhe und Behaglichkeit der innern Lebensverhältniſſe — ſind ſie uns ſeitdem nicht unterwühlt von Erregungen, welche fortrollenden Erdſtößen gleich, die Sicherheit des Bodens vernichten, auf den wir treten? Hat nicht das Sturmwetter einer immer gewaltſamer eingreifenden Ruſſifizirung die durchſichtige Klarheit jener nordiſchen Gemälde überwölkt? Um ohne Bild zu ſprechen: trug nicht eben die neueſte Zeit ſo viel ſchwere Klagen und ſo ſchmerzliche Jammerrufe aus dem oſtſeeprovinzlichen Leben nach

Deutſchland herüber, daß wir Kohl befangen glauben möchten in ſeinen Auffaſſungen, daß wir in ſeinen Bildern dort einen Roſaſchein angebracht meinen, wo ein blutrothes Streiflicht aufleuchten, dort nur eine leichtgraue Tinte, wo ein tiefſchwarzer Schatten ſich breiten ſollte? Ja, geſtehen wir es offen, die Widerſprüche Deſſen, was er und Andere nach längerer Anſchauung und Gewöhnung der Dinge gaben, mit der neueſten, beſonders journaliſtiſchen Literatur über baltiſche Zuſtände ſtarren uns ſo vollkommen unvermittelbar und unvermittelt entgegen, daß wir trotz aller vorbereitenden Studien doch immer wieder auf jenen ſelben Standpunkt zurückgeſchleudert ſind, welchen Kohl ſelbſt mit den Worten charakteriſirt: Weil man die bezeichneten Provinzen „deutſche" nennt, ſo meint Mancher, daß in ihnen Alles ſo deutſch ſei, wie bei uns. Andere glauben, weil man in neuerer Zeit ſo viel von der Ruſſifizirung dieſer Landſchaften geſprochen hat, daß dort ſchon Alles ruſſiſch ſpreche und denke. — —

Riga iſt und bleibt, trotz Mitau, Dorpat und Reval, eben ſo unbedingt die Hauptſtadt der baltiſchen Provinzen, als Moskau, trotz Petersburg, des nationalen Rußland. Das Erwachen einer Stadt iſt aber einer ihrer charakteriſtiſchſten Lebensmomente, und für deſſen Beobachtung in Riga bietet der Reſidenzplatz einen weiten Plan.

Das „Hôtel de St. Petersbourg" liegt an einem weiten Platz; und ihm gerad gegenüber erhebt ſich ein maſſenhaftes Gebäude, an ſeinen Enden mit Thürmen beſetzt. Dort wohnten vor Jahrhunderten die liviſchen Heermeiſter; dann bezogen ſchwediſche Statthalter oder beſetzten polniſche Könige deren verwaiſte Gemächer für kurze Zeit, und nunmehr hauſt dort ein ruſſiſcher Generalgouverneur. Doch bis auf die jüngſte Zeit war von dieſen letzten Geſchicken keine Andeutung am Aeußern des Gebäudes. In altehrwürdiger Pracht ſtand es, wie es

vor dreihundert Jahren erſtanden. Allein ſeitdem die ruſſiſche Gewalt die baltiſchen Lande ſo feſt knebelte, daß man ihnen ſelbſt den Titel von Herzogthümern entreißen durfte, um ihnen dafür den Stempel echt-ruſſiſcher Gouvernements aufzudrücken, ſeitdem ward das Gebäude, in deſſen Höfe ſich bereits eine Kaſerne eingezwängt, deſſen, von einem Gouverneur zu ſeinem Privatgebrauch eingerichtete ruſſiſche Kirche man bereits in die Kathedrale Riga's umgewandelt hatte, für die Maſſen der Tſchinowniks zu eng. So klebte man denn nach Ruſſenart an allen Seiten, bald hier, bald da ein Bauſtücklein an und endlich galt es, den ganzen ehemaligen Charakter des Baues mit Uebertünchungen zu bearbeiten, damit endlich auch deſſen letztes Ueberbleibſel in der modernen Eintönigkeit eines „Kronsgebäudes" erſtickt, worüber das griechiſche Kreuz triumphirend emporragt, während ſich das Standbild des urſprünglichen Erbauers, Walter von Plattenberg, am Nebeneingange des Hofes verſtecken muß. —

Aus dem Heermeiſterſchloſſe wird ein Juſtiz- und Adminiſtrationspalaſt; die verwüſtete Sternwarte darauf verwandelt ſich zum Archive der „12. Bezirksverwaltung der Wegekommunikationsanſtalten und öffentlichen Bauten;" die Eckthürme ſind ebenfalls mit ruſſiſchen Akten gefüllt; das aufgeſetzte Stockwerk bewohnen ruſſiſche Tſchinowniks. Und damit ſie gehörig unter Aufſicht ſtehe, ward mitten unter deren Sitzungsſälen auch der „Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthumswiſſenſchaft der Oſtſeeprovinzen," ſo wie der „literäriſch-praktiſchen Bürgerverbindung" ihr Verſammlungslokal verwieſen. — Noch zwar ſind dieſe Wandlungen nicht vollkommen beendet; aber nur weniger Monate bedarf's, und Riga iſt um ein Erinnerungszeichen ſeiner großen Vergangenheit ärmer, reicher um einen Vereinigungspunkt ruſſiſcher Macht.

Noch ſtanden die Gerüſte da drüben leer und auf dem ganzen

Platze war faſt kein Menſch zu erblicken. Denn noch hatte nur das Morgenroth den nahen Sonnenaufgang verkündet; und im ſchroffen Gegenſatz zu der heitern Schminke, welche man über die Altersrunzeln des Schloſſes legte, ſchauten die Häuſer althanſeatiſchen Ausſehens, welche die linke Fronte des Reſidenzplatzes bilden, hohläugig in das Morgenlicht herein.

Aus den verfliegenden Dämmerungsnebeln aber ſtreckt ſich ihnen gerad gegenüber und zur Seite des Schloſſes, eine ſchlanke Säule hoch in die Lüfte. Auf ihrem Kapitale balancirt eine Victoria, den Kranz zur Krönung des Triumphators bereithaltend, an ihrem Sockel ließ Riga's gefällige Kaufmannſchaft das Stadtwappen mit Rußlands Staatswappen wie naturnothwendig Zuſammengehöriges einmeißeln, dazu auch in ruſſiſcher, wie lateiniſcher, doch nicht in deutſcher Schrift demſelben „Friedenbringer Europa's" eine Denkſchrift eingraben, deſſen Soldaten die Schlüſſel faſt aller deutſchen Hauptſtädte mit nach Petersburg ſchleppen und dort in der Kaſan'ſchen Kathedrale aufhängen durften. Hinter der Alexanderſäule ſchließt den Platz eine ruſſiſche Hauptwache, über deren friſchrothes Ziegeldach der geſchorene Raſen hoher Feſtungswälle hervorragt. Ueber dieſe hinaus ſchweift der Blick vom erhabenen Standpunkt auf die Waſſerfläche der Düna, von welcher die Segel der Schiffe hereinflimmern.

Unterdeſſen ſteigt die Sonne höher und das Straßenleben beginnt ſein Regen; ſeine erſte Bewegung iſt militairiſcher Art. Schon beim erſten Nahen des Morgens erklang aus dem Schloßinnern die Reveille und fand ihr Echo an den rings verſtreuten Wachpoſten. Nunmehr marſchiren Truppenabtheilungen hin und wieder; gleichzeitig eilen uniformirte Diener der Behörden über den Platz und faſt unbemerkbar in der Maſſe ferner, ſchlüpfen wohl auch Leute in bürgerlicher Tracht an

den Häuſern dahin. — Nachher erklingt der Schlag der ſechſten Morgenſtunde. Sowie er verklungen, ſchellt und klingelt und gellt es von allen Seiten her, wie von tollgewordenen Armſünderglöcklein, während von Zeit zu Zeit zwiſchen dieſem wirren Lärmen ein einzelner dumpfer Glockenſchlag dröhnt. Irgend ein unerhörtes Unglück ſei geſchehen, möchte man glauben, und jene wilde Glockenmelodie ſolle Riga's Bewohnerſchaft zur furchtbaren Wirklichkeit aus ihrem letzten Morgenſchlummer emporſchrecken. Aber nein. Die ruſſiſche Kirche ruft auf ſolche Weiſe ihre Rechtgläubigen zum Morgengottesdienſt. Sie hat die majeſtätiſche Melodie der kampaniſchen Erfindung auf ſolche Weiſe für ihren aſiatiſchen Geſchmack umgewandelt und klingelt dort eben ſo haſtig, wo ſie alleinherrſchend, wie hier, wo ſie zweifelhaften Eroberungen nachgeht. Auch wiſſen's ihre Popen recht wohl, wie alles Geläute, alle Kirchenpracht, alle Verſprechungen und Vorſpiegelungen machtlos bleiben würden, wenn nicht ihre Verbündeten mit ihnen am Werke der Feſthaltung jener Neubekehrten arbeiteten und verführend am Werke der Bekehrung ſelbſt. — Dieſe Bundesgenoſſen erſcheinen auch bald nach jenem Geläute auf dem Reſidenzplatz.

In dichten Gruppen quellen ſie aus allen Gaſſenmündungen hervor, baarhäuptig meiſtens, mit rundum halblang geſtutztem Haar, welches von einem ſchmalen Stirnband gehalten wird, wie ehemals jenes der römiſchen Sklaven. Dazu iſt das ganze Antlitz von dichtem Bart umwaldet, unter welchem ein dicklippiger Mund kaum erkennbar und aus dichten Schatten zwei kleine Augen nur mühſam hervorlugen. Schwerfälligen Trittes kommen dieſe Männer und mit lautem Geſchrei, wenn nicht ſchwankenden Schrittes und das Haupt ſtumpfſinnig geſenkt, weil noch vom Rauſche des geſtrigen Abends umnebelt. Nichts deckt ihre Blöße, als ein Hemd, mit ſchmalem Saum am nackten Halſe

geschlossen und längs der behaarten Brust offenstehend, stets von Schmutz und Farben bunt; über den Hüften von einem Strick umgürtet und mit seinem Ende herabfallend bis zum halben Schenkel über weitbauschige Hosen, welche sich unterhalb des Knies wieder in schmutzstarre und schlottrige Stiefeln verkriechen. — Ein häßlicher Anblick! Man könnte diese Trupps für Vandalenschaaren halten, welche vernichtend über alle Gesittung herstürzen und mit dem blanken Beil ihres Gürtels auch das letzte Ueberbleibsel europäischer Kultur in Stücke hauen wollen. Aber wenn auch dem Deutschen gegenüber Vernichter, so sind es doch im Uebrigen schlaue, anstellige, nachahmende, aneignende Barbaren, darum bedrohliche Herrscher des Landes, diese Russen in ihrer Nationaltracht.

Mit hastiger Eile schreiten oder taumeln sie hinüber nach dem Residenzschlosse, wo die uniformirten Aufseher ihrer schon warten. Rasch ist von allen Seiten der luftige Gerüstbau erklettert und dann geht's mit ameisenemsiger Hast an ein Arbeiten, als sollte noch heut die letzte Spur eines nichtrussischen Charakters an diesem Schlosse für alle Ewigkeit verschwinden.

Wahrlich, eine sprechende Allegorie der baltischen Zustände! Ja, um so treffender, weil trotz der rigischen Gerechtsamen, wonach öffentliche Arbeiten innerhalb der Stadtmauern nur dem zünftigen Handwerker gestattet sind, dieser Wandlungsbau des Schlosses einem russischen Unternehmer auf Akkord übergeben ward und durch eine besondere Verordnung des Petersburger Senats alle Arbeiten von unzünftigen russischen Arbeitern vollbracht werden *).

Daran mögen aber wohl Wenige von Denen denken, welche nun

*) Im Oktober 1844 wurde dieser Justiz- und Verwaltungspalast von den kaiserlichen Behörden bezogen.

immer zahlreicher über den Reſidenzplatz herüber und hinüber eilen. Dazu hat ſie die hundertjährige Ruſſenherrſchaft bereits zu ſtreng geſchult. Wer daran denkt, ſpricht wenigſtens nicht auf öffentlicher Straße davon; er weiß ſich ja überall im Dionyſosohr Rußlands. Und trotz ſolcher ſchweigſamen Loyalität ſcheint dennoch ein plötzlich Erſchrecken durch die Menge zu fliegen, als aus einer der Gaſſen ein Oberoffizier in voller Uniform hervortritt. Alles grüßt ihn von Nah und Fern, indem er, einen Ordonnanzſoldaten hinter ſich, über den Platz ſchreitet; die begegnenden Kadetten und Militairſchüler, die Behördendiener und Soldaten machen vor ihm Fronte und reißen die Mützen von den geſchornen Köpfen. Auch werden nur ſie von dem gewichtigen Mann mit einem leichten Gegengruß begnadigt, während Jeder unbeachtet bleibt, deſſen unmittelbare kaiſerliche Dienſtangehörigkeit kein doppelfarbig Tuch, kein grüner Frack mit goldgelben Wappenknöpfen bezeugt. Aber die Uniformirten wiſſen's dennoch, daß eben auf ſie die ſchärfſte Beobachtung dieſes Mannes und ſeiner Diener gerichtet iſt. Denn dieſer ſchon frühmorgens dienſtgeſchäftige Offizier iſt Polizeimeiſter der Stadt Riga und als ſolcher auch Chef des hieſigen Geheimpolizeidiſtrikts. Wer wäre ihm beachtenswerther, als die vom Kaiſerdienſt unabhängige Menſchenwelt?

Bald nachher hat ſich das erſte Gedräng des Morgens verlaufen. Die Handwerker, die Diener der Kaufmannſchaft, die Detailhändler gingen zu ihrem Geſchäft und nur die Kinderwelt kommt noch zahlreich über den Platz herübergejubelt — denn der Jubel des Kindesalters iſt hier noch nicht erſtickt — um zu der deutſchen Stadtſchule dem Schloſſe gegenüber zu gelangen, an deren Spitze ein nationalruſſiſcher Direktor ſteht, welcher der deutſchen Sprache nur nothdürftig mächtig iſt. Dieſe Kinderwelt verneigt ſich unbefangen vor der ihr imponirenden Erſchei-

nung des Protopopen, welcher in violetten Talar, mit weit herabrollendem Bart und Haupthaar, auf der Bruſt ein blinkend Goldkreuz, in der Hand einen Stab mit mächtigem Goldknopf an den Häuſern dahinſchreitet. Dieſer Mann grüßt auch mit ſelbſtgefälliger Toleranz ſogar den Ketzer durch Anlegen der Hand an ſeine Kopfbedeckung, wenn ſchon nur der demüthige Kuß ſeiner Hand oder ſeines Gewandſaumes mit einer ſegnenden Bewegung belohnt wird.

Noch ſpäter rollen die Kaufherren in ihren Equipagen vorüber. Da ruſſiſcher Brauch in Form und Beſpannung des Wagens bequem und elegant, ſo beſchafften ſie ſich faſt insgeſammt eine Moskauer Droſchke mit Roſſen aus echtruſſiſchem Geſtüt, gelenkt von einem Kutſcher aus Kiew im Nationalkoſtüm. In ſauſendem Galopp jagen ſie aus der Familienſtille ihrer Sommerwohnungen zur Schreibſtube. Zum Theil daheimgeblieben, zum Theil in das Geſchäft vorausgeeilt ſind ihre Gedanken; ſie haben ihrer Umgebungen kein Acht. Sie blicken nicht nach dem Heermeiſterſchloß, an welchem die ruſſiſche Uebertünchung ſich haſtet; ſie hören nichts vom Trommelwirbel und Pfeifengejauchz, welche die Klagen der Opfer ſoldatiſcher Strenge überſchreien, auf deren Rücken im Schloßhof Spießruthen ihre blutigen Marken zeichnen; ſie ſehen nichts von dem Kuſſe, welchen ihr lettiſcher Diener auf den Gewandſaum des Popen drückt; auch der bitterfeindliche Blick des Mannes im grünen Frack mit goldenen Wappenknöpfen entgeht ihrer Beachtung, womit dieſer den ſorglos dahinrollenden Kaufmann verfolgt, weil er den Gruß verſäumte. Wenn dann aber gegen Mittag an der Börſe neue Kunden von ruſſiſchen Uebergriffen durch die Menge ſchlüpfen, ſo hat die Beſtürzung keine Waffe, als machtloſe Klagen. Dieſe ſetzen ſich ſpäter in der Heimlichkeit der Privatwohnung vielleicht zu einem jammernden Brief nach dem Ausland zuſammen, welchen man ſichern

Händen zur Beförderung anvertraut. Wenn dieſer nach Monaten von draußen, mannichfach umgeformt, trotz Grenzpolizei und Cenſur als Zeitungsbericht wieder in das Land hereingeſchlüpft iſt, glaubt man ſeiner Patriotenpflicht genügt zu haben. Was iſt der Erfolg? Ein noch ſtrengeres Wachen der gedankenſpürenden Hermandad, ein noch gläubigeres Gehör der ruſſiſchen Machthaber für die Einflüſterungen und Verdächtigungen ihrer Zuträger.

Die ruſſiſchen „Plodniks“ und „Tſchernoi Rabodſchi“ pochen und hämmern unterdeſſen unabläſſig weiter am Schloſſe. Mit jedem Hammerſchlage zerſplittert ein Stück mehr von deſſen ehemaliger Geſtalt; hoch über dem Hauptportale ſchwebt alleinherrſchend der doppelköpfige Vogel des Czaren und darunter bleibt weiter Raum für eine zukünftige Inſchrift. Da mag es dem Beſchauer oftmals däuchten, ſie glänze bereits mit glührothen Lettern auf den Reſidenzplatz nieder und anſtatt ruſſiſcher Worte habe man die franzöſiſche Weisſagung des ehemaligen Generalgouverneur Paulucci gewählt: „La Livonie finira par la parfaite ressemblance du gouvernement russe au-delà de l'Ural.“

Riga's Stadtkern.

Der Stadtkern Riga's erzeugt auf den ersten Anblick durchaus weder den Eindruck eines fast siebenhundertjährigen vielbewegten Lebens, noch auch jenen einer bürgerlich behaglichen Großartigkeit, welche andere Hanseatinnen aus ihrer ruhmvollen Vergangenheit wenigstens äußerlich in eine minder bedeutsame Gegenwart herübertrugen. Allerdings mögen auch kaum mehr ein Paar Häuser gefunden werden, deren Grundbau noch aus der vorlutherischen Zeit herstammt; der Oberbau vollends ist selbst bei diesen sicherlich viel spätern Ursprungs. Sogar aus der Reformationsepoche finden wir nur selten jenen zwar verdorbenen, aber trotzdem behaglich anmuthenden Styl, welcher sich in vielfachen Giebelspitzen und arabeskenhaft verschlungener Stuckarbeit unter und über den Fenstern, zur Seite der Hauspforten u. s. w. gefiel und dessen Beispiele Riga's Mutterstadt, Bremen, besonders in der Kalk-, Pelzer- und Sögerstraße noch in Menge aufzuweisen hat. Die Geschichte Riga's

bewegte ſich eben zu unmittelbar innerhalb der Stadt, als daß nicht gerad' die ausgezeichnetern Gebäude hätten von deren Wettern getroffen werden müſſen. Wenn aber Riga einmal einen augenblicklichen Frieden hatte, ſo ſtürmten auch noch die Elementarkräfte bald des Waſſers, bald des Feuers gegen die Stadt.

So erzählt eine Schandſäule in der Vorſtadt von einem ungeheuern Brande im Jahr 1677, wobei die Johannis- und Petrikirche ſchwer beſchädigt, außerdem aber die ſchönſten Straßen und reichſten Niederlagen in Aſche gelegt wurden. Den Schaden ſchätzte man nach Tonnen Goldes und als Anſtifter wurde ein Student der Rechte, Gabriel Frank aus Zwickau, bezeichnet. Trunkenen Muthes ſollte er das Feuer angelegt haben, und nachdem „die Wahrheit der Sachen durch die ſcharfe Frage (Tortur) aus demſelben gebracht worden", fällte der Magiſtrat das Urtheil, er ſolle „mit glühenden Zangen gezwacket und lebendig zu Tode geſchmaucht werden", ſein Körper aber zu immerwährendem Schandgedächtniß am Pfahle verbleiben. So iſt's geſchehen. Allein dieſe furchtbare Strafrache an dem, wie neuere Wiederaufnahmen des Prozeſſes nachweiſen, ſogar unſchuldig Hingemordeten konnte doch die Stadt nicht im alten Glanze erſtehen machen. Wohl ſchlugen Häuſerwogen der nachwachſenden Geſchlechter wieder über die Brandſtätte zuſammen, aber die vorherige Pracht erblühte nicht wieder aus dem Schutt. Die allgemeine Wohlhabenheit hatte einen zu ſchweren Schlag erlitten; dazu wälzten ſich immer neue Kriegsbedrängniſſe vom Norden und Oſten gegen die Feſtungswälle heran und die Bürgerſchaft mußte ihre Kräfte zu entſchieden nach Außen wenden, um eine wirkliche Muße für die Schmückung ihrer Wohnſtätten gewinnen zu können. Möchte man es doch beinah für ein Zeichen dieſer dauernden Ruheloſigkeit anſehen, daß ſelbſt jene ſteinernen Ruheſitze in der Gewandung der

Hauspforten ſich nur ſehr einzeln finden, deren ſonſt keine gleich alte deutſche, beſonders keine Hanſeſtadt entbehrt.

Die meiſtens ſehr ſchmuckloſen Häuſer ſtehen in engen Straßen zuſammen und laſſen nur für wenige ganz kleine Plätze Raum. Dieſe engen Straßen laufen ferner ſo wirr durcheinander, krümmen, winden, ſpalten und vereinen ſich auf ſo wunderliche Weiſe, daß es während der erſten Tage für den Fremden kaum möglich iſt, in eine Gaſſe eintretend vorherzuahnen, nach welcher Himmelsgegend deren Ende gerichtet ſein möge. Darin offenbart ſich allerdings eine Aehnlichkeit mit Bremen; aber dafür hat man dort den Vortheil, beim Einblick in die Hausfluren und Parterrewohnungen überall ſchmucke Einrichtungen der Häuslichkeit zu gewahren. Während dagegen in Riga das Stadtleben immer größer wuchs, blieb doch der Raum für deſſen Bewegung innerhalb der Düna und der Feſtungswälle eingezwängt. Da ſetzte man nun Stockwerk auf Stockwerk, um dort oben Platz für das häusliche Leben zu gewinnen, während das Erdgeſchoß nur auf Handel und Geſchäft verwendet ward. So wälzen ſich denn noch heut — denn noch heute verlegt der echte Rigenſer weder ſeine Wohnung, noch ſeine Arbeitsſtätte gern vor die Stadtthore — Fäſſer, Ballen und Kiſten in den Hausfluren hoch übereinander, und was an Parterrezimmern vorhanden, dient zu Schreib- und Geſchäftslokalen. Da ſehen wir am hellen Mittag in künſtlich erleuchtete Gemächer hinein — denn die Gaſſen ſind häufig ſo eng, daß nur die Dachwohnungen von der Sonne getroffen werden können — und hinter jedem Lichte ſitzt ein Menſch über dicke Bücher hingebückt und tiefes Schweigen herrſcht in den ſparſam erhellten Räumen und alles Leben ſcheint durch den einzigen Ton des klirrenden Geldes vertreten zu werden, welches in der Tiefe der Stube abgezählt wird.

Da, wo dieſe Straßen etwas breiter und freundlicher, wurden die

Parterrewohnungen großentheils zu Kaufläden umgeſchaffen und vorzugsweiſe verlegten auch die vornehmſten Handlungshäuſer dorthin ihre Schreibſtuben. Denn wunderſamer Weiſe ſind dieſe breitern und glänzendern Gaſſen keineswegs die belebteſten; das Leben hatte von jeher ſeinen Zug durch jene Schluchten genommen, und da die Ausgänge zum Fluß, wie nach der Landſeite ſeit Jahrhunderten dieſelben blieben, haben auch die einmal dorthin angebahnten Wege ihre Geltung behalten.

Der Markt iſt jedoch auch hier, wie in andern Städten von ſelbſtſtändiger, geſchichtlicher Entwicklung, der hauptſächlichſte Sammelplatz Deſſen, was an Baudenkmalen verklungener Zeiten vorhanden. Nur gerad' das Rathhaus, faſt in allen Hanſeſtädten ein Prachtgebäude, hebt ſich durch keinerlei Auszeichnungen vor ſeinen Nachbarn hervor. Es iſt ein langgeſtrecktes, düſterfarbiges Haus mit engen halbdunkeln Räumlichkeiten. Freilich iſt's ebenfalls nicht mehr das Rathhaus der alten Hanſeſtadt, ſondern bereits der ruſſiſchen Provinzkapitale. Der ruſſiſche Krieg hatte das ehemalige Gebäude ſo ſchwer beſchädigt, daß man nach der Uebergabe der Stadt nur noch eben die nöthigſten Abwehrmaßregeln gegen die gänzliche Vernichtung der Stadtverfaſſung darin beſchließen konnte; und ſowie Peter verſprochen und beſchworen hatte, er werde die Provinz Livland in ihrem bisherigen politiſchen Beſtand belaſſen, vorzüglich auch in keiner Weiſe die Rechte der Stadt Riga beeinträchtigen, riß man das von ruſſiſchen Kugeln zerlöcherte Haus bis auf den Grund nieder, um daraus ein neues aufzumauern. Dieſem erging es nun, wie kein volles Jahrhundert früher den abgebrannten Privatgebäuden. Die Stadt hatte zu ſchwer gelitten, um jetzt die Mittel zu einem luxuriöſen Gebäude aufzutreiben, und ſo that man nur das Nöthigſte, ohne auf kommende Zeiten zu rechnen. Wer mochte

damals auch wohl hoffenden Blickes in die Zukunft ſchauen? Mochte doch bereits im Jahre 1765, als endlich der Neubau vollendet ſtand und der Magiſtrat denſelben in feierlicher Prozeſſion bezog, mancher Bürger vorahnend daran gedenken, wie bald die Worte einer jubelnden Hoffnung auf den Einladungskarten zu den Einzugsfeierlichkeiten zur vollen Unwahrheit werden möchten!

O Tag, den Enkel uns beneiden,
Dein Anfang ſei Gebet, dein Schluß ein Ton der Freuden;
Und beidemale jauchz' ein jeder Patriot:
Hier wohnet Vaterland, Recht, Freiheit, Handel, Gott.

So hatte Herder gedichtet, welcher damals noch kein volles Jahr als Hülfslehrer der Stadtſchule in Riga lebte und aus Deutſchland die ungemeſſenen Hoffnungen auf Katharina's Weisheit, Milde und Mäßigung mitgebracht hatte, welche dort gäng und gäbe waren. Allein nicht zehn Jahre waren unter immerwährender Abwehr ruſſiſcher Eingriffe in's Land gegangen, als Katharina's meineidige Städteordnung alles Beſtehende zu Boden ſtürzte. Die Vaterſtadt des Rigenſers ward von Ruſſen überfluthet, das alte rigiſche Recht zerſplittert durch moskowitiſche Ukaſe, die baltiſche Freiheit mit Feſſeln überhängt. Der Handel Riga's verlor ſeinen ſoliden Charakter, und ſelbſt gegen die lutheriſche Gottesverehrung ſtürmte bereits der aſiatiſche Fanatismus heran. Das war nun jene Zeit, wo „rechtmäßiger Widerſtand der Stadtobrigkeit gegen höhere despotiſche Befehle die Obern erbitterte," wo „die ehrwürdigen Väter dieſer Stadt, oft gedemüthigt von den Befehlshabern der Provinz, die mit der Eiferſucht der Großen gegen eine nicht knechtiſch gehorſame und auf ihre alte Kultur ſtolze Stadt herabſahen, zuweilen ſogar verkannt von ihren eignen Mitbürgern, endlich ermüdet wurden vom ungleichen Kampfe." Die baltiſchen Bürger mußten ihre

„mit Tugend und Fleiß erkauften Rechte mit Denen theilen, die nichts als ihre Gelder dem Staate darbrachten. Die deutſche Ehrlichkeit ward überliſtet von gewinnſüchtiger Schlauheit; der Bürger von Riga ward allmählig dem Ausland verdächtig. Der Kredit ſchwand. Die alten Kaufleute waren unfähig, die neuen Formen anzunehmen; ſie verließen die Börſe. Das Gewühl ward freilich um nichts geringer, allein der Geiſt und innere Gehalt des Ganzen verlor. Die Mauern Riga's erfuhren das Unerhörte, daß Sklaven Bürger, daß Bürger Kriminalverbrecher wurden. Viele innere Erwerbszweige wurden aus den Händen von Riga's Eingebornen in die von Sklaven und freigelaſſenen Bauern gebracht. Nur fähig zu kaufen und zu verkaufen, oft ohne Buchſtabenkenntniß, genoſſen ſolche Leute jetzt gleiche Rechte mit dem deutſchen Bürger und dieſer alte Staat wurde gleich gemacht mit den unendlich jüngern, unmündigen und ungeſtalteten Ständen des Reichs."

Auf ſolche Weiſe ſchildert eine ſpätere Eingabe der Stadt die Zuſtände Riga's während der Herrſchaft von Katharina's Städteordnung, welche Paul zwar nachher aufgehoben hatte, deren Wiedereinführung jedoch von Neuem drohte, als bei Alexanders Regierungsantritt eine Menge ruſſiſcher Einwohner auf deren Rückgabe angetragen hatte. Sie iſt zwar nicht zurückgegeben worden, aber die Eintheilung der Kaufleute und ihre nicht nach Verſchiedenheit der bürgerlichen und ſtädtiſchen Stellungen, ſondern einzig nach der Größe der Handelsabgaben eingerichteten Handelsgilden ſind geblieben. Die politiſche Bedeutung der frühern ſtädtiſchen Gilden (große und kleine, oder Kaufmanns- und Handwerkergilde) verſchwand in der abſoluten Herrſchaft des wahren oder vorgegebenen Kapitals. So verblieb denn auch ſeit jener Zeit die althanſeatiſche Verfaſſung in ihren Grundfeſten erſchüttert. Das alte

zerſchoſſene Rathhaus wäre ſogar deren recht eigentlich Sinnbild. Allein eben in dieſen Wandlungen lag es begründet, daß endlich ſogar das neue Gebäude nicht mehr genugſamen Raum darbot für die nunmehr dort zuſammenkommenden Menſchenmaſſen gemiſchten Blutes, und ſo wird auch dieſes, nach nicht hundertjährigem Beſtehen, nebſt den ſtädtiſchen Gildeſtuben niedergeriſſen. Schon jetzt erklingt in die feierliche Stille der Magiſtratsſitzungen der Schlag des zerſtörenden Hammers und der zerſplitternden Axt. Ein modernes Stadthaus nach Petersburger Geſchmack wird ſich an der Stelle des alten erheben. Und wer weiß? Vielleicht in wieder hundert Jahren klingt's auch nur noch wie ein Ammenmährchen, wenn Einer davon erzählt, deutſche Rathsherren hätten hier zu Gericht geſeſſen und deutſchen Bürgern Recht geſprochen. Die dann Rigenſer heißen, werden vielleicht ihrer Väter Sprache nicht mehr verſtehen und das Rathhaus wird zur „Duma" mit uniformirten Beamten, an deren Spitze der „Golowa" ſteht, während ſich der Name Bürger in den fremden Begriff des „Meſchtſchanin" umwandelte. — — —

Dicht neben dem Rathhaus zeigt ſich ein anderes Gebäude von anmuthigern und freundlichern Formen, die Börſe. Eine breite Freitreppe leitet zum Portale des hohen Erdgeſtocks, deſſen Raum zum größten Theil von einem einzigen großen Saal eingenommen iſt. Mancherlei Verzierungen, Arabesken und Basreliefs ziehen ſich zwiſchen den hohen Fenſtern herab, welche dem Saale ſein helles Licht zuführen, und vom Morgen bis zum Abend bewegt ſich hier ein reges Leben. Bald ſind es Zuſammenkünfte einzelner Handelsgenoſſen, bald Verſteigerungen, bald Mäklervereine, welche hier ſtattfinden, bald weicht dies Alles vor der alltäglich vom Mittag bis zur dritten Nachmittagsſtunde währenden Börſenverſammlung. Dann iſt in jenem Saale

Mann an Mann gedrängt. Und immer fluthen neue Mengen heran, bis ſie aus dem Hauſe hervorquellen, ſich über die Stufen herab ergießen und auf dem Marktplatz ſelber noch in dichten Gruppen ſich umherbewegen.

Auf dem neutralen Gebiete des Handels iſt auch bereits jede Scheidung der Nationalitäten verſchwunden. Ruſſen ſo gut, wie Deutſche ſitzen im Vorſtande der Börſe, und unter den Verſammelten haben germaniſche, romaniſche und ſlaviſche Idiome gleiches Recht. Von Bürgerrecht und ſtädtiſcher Gildenbefugniß keine Rede; da gilt nur Beſitz und Erwerb, da fragt man nur nach den drei Handelsgilden, weil die erſte allein befugt iſt, überſeeiſche Geſchäfte in ungemeſſener Ausdehnung zu machen, die zweite bloß um 300,000 B. Rb. jährlichen Waarenumtauſch treiben darf, die dritte endlich allein auf den Provinzialverkehr beſchränkt und nicht einmal zur Küſtenſchifffahrt befugt iſt. Doch faſt möchte man glauben, nur die Kaufleute erſter Gilde dürften der Börſe nahen: ſo ungeheuer ſind die Summen, welche uns aus dem Sprachengewirr entgegen klingen. Hier erſt vermag man recht eigentlich einen Begriff von der Weltbedeutung zu erlangen, welche Riga's Seehandel, trotz ruſſiſcher Einſchränkungen zu Gunſten Petersburgs, zu bewahren wußte. Sagt man doch, Riga habe darin ſeine Mutterſtadt Bremen überflügelt; lehrt's doch die tägliche Anſchauung, wie alle übrigen Häfen der Oſtſeeprovinzen an ſeiner Nähe verkümmern; verrathen's doch die Klagen der Petersburger Eiferſucht, wie die natürliche baltiſche Hauptſtadt der künſtlichen ruſſiſchen Kapitale ein Paroli zu bieten vermag. Darum findet Ihr auch gerad' an der Börſe die Vertreter aller Handelsnationen. Engliſche Häuſer vor Allem, auch franzöſiſche und ſpaniſche Kaufleute; ſelbſt Portugieſen und Italiener halten hier ihre ſtändigen Bevollmächtigten zur Vermittlung des gegenſeitigen Verkehrs mit den Rigiſchen Kaufherren.

Doch auch die Nationalruſſen kamen immer zahlreicher aus dem Innern des Reiches herangewandert, um Theil zu nehmen an dem gewaltigen Markt. Die Handelsgildeneintheilung gab ihnen gleiche Rechte mit dem eingebornen Bürger, ſtellte ſie als untrennbare Genoſſenſchaft zu der Rigiſchen Handelswelt. Der Ruſſe hat aber durchaus kein Talent für großartigen Geſchäftsverkehr. Es fehlen ihm dazu die Vorausſetzungen des Charakters; er ermangelt jener Zuverläſſigkeit, auf welche der Einkäufer großer Waarenmaſſen ſich ſtützen muß; man kann bei ihm niemals ſicher auf ſtrenge Einhaltung der Bedingungen in Menge, Beſchaffenheit und Lieferungszeit der behandelten Waaren rechnen. Darum iſt der Empfänger ſtets zu nachträglicher ſpezieller Beprüfung der erhaltenen Ladungen genöthigt, ehe er wagen darf, dieſelben wieder aus der Hand zu geben. Auch hat der Ruſſe keinen Begriff vom Feſthalten eines beſtimmten Preiſes unter gleichbleibenden Handelsverhältniſſen. Immer ſucht er zu ſteigern, ohne dafür einen kaufmänniſch geltſamen Grund höherer Art aufweiſen zu können. Ja, wurde er auch wirklich aus Furcht vor dem Verluſte ſeiner Kundſchaft eine Zeitlang zu dem, was die kaufmänniſche Welt einen ſoliden Geſchäftsmann nennt, ſo lauert er doch fortwährend im Stillen auf die Gelegenheit, von dem Geſchäftsfreund einen unerlaubten neben dem nothwendigen Gewinn zu erliſten. Ein anderes Mal aber, falls ſeine Kaſſe eben eine Lücke zeigt, verſchleudert er wieder die beſten Waaren um Spottpreiſe, überflügelt ſolchermaßen plötzlich ſeine Konkurrenten, bringt eine ganze Handelsbranche in vollſten Aufruhr, bis er dann ſpäter plötzlich ſeine Lieferungen einſtellt, wenn der Waarenvorrath erſchöpft, oder das Leck der Kaſſe für den Augenblick geſtopft, oder der ſchwindelnde Verkehr mit einem tollen Bankbruch geendet iſt. — Auf ſolche Weiſe verwandelte ſich auch in Riga, wie aller Orten, wo ruſſiſches Krämergenie ſich in

die Großhandelswelt einſchmuggelte, der Geſchäftsgang häufig in ein Glücksſpiel. Und Riga, welches ſolche Verhältniſſe bereits unter Katharina's Herrſchaft ſo ſchwer empfand, erfährt heute dieſelben Uebelſtände faſt wieder in demſelben Grad als damals, nachdem unter Paul und Alexander glücklichere Zeiten geherrſcht hatten. Wieder ſteht der Kredit in Frage, welchen ſeine Handelswelt damals verloren hatte; wieder drängen ſich mannichfache Beſchwerden über die Beſchaffenheit der wichtigſten Ausfuhrartikel durch die Handelswelt und immer häufiger werden die Klagen über die Verfahrungsweiſen hieſiger Firmen. Das Ausland kann aber nicht ſcheiden zwiſchen den ruſſiſchen und deutſchen Theilen der hieſigen Handelswelt. Die Achtung des Ganzen iſt durch Einzelne gefährdet. Machtlos ſtehen die Beſſerwollenden unter ſolchen Verhältniſſen. Wie ehemals, gilt es auch heute wieder, was jene obenerwähnte Eingabe ausſprach: „Das Gewühl ward um nichts geringer, allein der Geiſt und innere Gehalt des Ganzen verlor. Der große Haufe, unfähig, ſein eignes Intereſſe einzuſehen, ungebildet, blind, gab für den Vortheil des Augenblicks die Vortheile einer Generation, ſeiner eignen Nachkommen hin. Fremd dieſem Orte, für Geld, oft ſogar nur für angelogenes Vermögen, Bürger dieſes Ortes, war es ihm nur um Geld zu thun. Mochte der Ort zu Grunde gehen, ſeine von allen Feſſeln guter Vorurtheile, rechtlicher Erziehung und Sittlichkeit freie Induſtrie ſammelte und häufte ja das Metall.“

Doch keine Sylbe von den Klagen über ſolche Wandlungen vernimmt man auf den Börſenverſammlungen. Der kaufmänniſche Stolz und die Klugheit darf ein ſolches Zugeſtändniß nicht veröffentlichen. Wenn man jedoch erſt länger unter und mit den hieſigen Kaufleuten verkehrt hat, drängen ſich uns die Erzählungen vom Unterſchiede zwiſchen ſonſt und jetzt in Schaaren entgegen. Wie der Hausſchwamm all-

mählig, doch unrettbar, die Grundbalken der Gebäude in haltloſe Atome zerbröckelt, ſo haben die Ruſſen, trotz aller deutſchen Abwehr, auch Riga's Innerlichkeit unterminirt. Die jüngere Generation der Deutſchen, aufgewachſen unter dem Hereinragen ruſſiſcher Einflüſſe, weicht bereits mehr und mehr von der vielleicht ſteifen, doch ſtrengen Sitte ihrer Väter in äußerer Lebensgeſtaltung, wie in geſchäftlichem Verkehr. Hat Riga wirklich keine deutſche Zukunft mehr?! — —

So traurige Betrachtungen über den Lauf der hieſigen Dinge mögen ſich dem Fremden beim Austritt aus den Räumen der Börſe um ſo bewältigender aufdrängen, als dieſer gegenüber der vielfach verzierte Giebel eines Gebäudes emporragt, welches ziemlich unverändert in unſere Gegenwart aus jener ſtolzen Zeit herübergetreten iſt, da Riga noch vermochte, jede Einmiſchung fremder Elemente in ſeine Innerlichkeit thatkräftig, ſelbſt mit blanker Waffe abzuweiſen. Das iſt das „Haus der ſchwarzen Häupter." Ja, ſogar noch weiter zurück, als in die Zeit der höchſten Blüthe der Stadt verweiſt die Geſchichtsforſchung den erſten Beginn jener bürgerlichen Waffenverbrüderung, welche ſich dem heiligen Georg, dem Ueberwinder des Heidenthums unter der Geſtalt des Lindwurms, geweiht hatte und vom ſchwarzen Haupte des heiligen Mauritius, welchen ſie im Wappen führte, den eignen Namen entlehnte. Denn bereits achtzig Jahre nach Gründung der Stadt traten die Bürger den dritten Theil ihrer gemachten und zu machenden Eroberungen an die Geſellſchaft der Kaufleute unter dem Bedingniß ab, daß dieſe unter der Stadtfahne mit 71 Reiſigen zu Felde ziehe, ſobald man ihrer benöthigt. In dieſer ſtets kampfgerüſteten Reiterſchaar glaubt man nun den Urſprung jener mächtigen Genoſſenſchaft zu finden, welche bereits um die Mitte des zwölften Jahrhunderts vom Rath und Erzbiſchof anerkannt, mit großen Vorrechten ausgeſtattet und vollkommen geſetzlich konſtituirt daſteht.

Luſtige Genoſſen mögen allerdings dieſe „Stahlbrüder" geweſen ſein: denn ſolches bezeugen ihre Geſetze und Einrichtungen, welche von den nach Riga's Muſter entſtandenen Schwarzhäuptern anderer baltiſchen Städte auf unſere Zeit kamen. Dafür preißen aber die Chroniken und Geſchichtsbücher der Ritterſtaaten auch ihre mannhaften Thaten im Feld, ihre aufopfernde Hingabe bei öffentlichen Kalamitäten und ihre thatkräftige Haltung, wo es ſich um Wahrung der Stadt- und Bürgergerechtſame gegenüber dem Klerus und der Schwertritterſchaft handelte. Allein die Jahre der Stadtkraft rollten vorüber, bald ſchwebte die polniſche, bald die ſchwediſche Krone über den gekreuzten Schlüſſeln und den Wartthürmen des Stadtwappens; die Stahlbrüder verloren ihre politiſche Bedeutung und mußten ihre Waffen ausliefern. Nur gewiſſe äußere Korpsauszeichnungen bei feſtlichen Gelegenheiten verblieben ihnen. —

Auf ſolche Weiſe verlor die Geſellſchaft den innern Halt. — Betrübend muthet es uns an, wenn wir heut an ihrem Ehrenplatze bei ſtädtiſchen Feſtzügen davon nur einen kleinen Theil erblicken und noch ſparſamer ihre mit Mohrenköpfen bezeichneten Stühle im Dom beſetzt finden. — Ledig, reich und ſelbſtſtändig, wie ehemals, müſſen allerdings auch noch heute Alle ſein, welche ſich zur Aufnahme in den Orden melden. Aber bereits miſchten ſich die bedenklichen Endſylben auf skin und lie und tſchin, auf ev und ik und ow auch in ihre Namenreihen. Die innere Wandlung der Schwarzhäupterſchaft übertünchte man dagegen mit der Auffriſchung der Embleme und Verzierungen ihres Gebäudes. So ſteht's denn nun in friſchem Farbenglanze ſeiner mittelalterlichen Zierden, wie eine theatraliſche Ritternaske. Im Innern des Hauſes aber prunken in langen Reihen die Pokale aus froher und ernſter Zeit; hoch darüber, damit ſie kein polizeiwidriger Arm einmal

ſchwinge, hängen wohlerhaltene Waffenſtücke aus jener Periode; in dunkeln Schränken bergen ſich die Bücher jener Vergangenheit, als dürfte nichts von ihrem Inhalte der Neuzeit verlauten; und dazu blicken von den Wänden viel Bildniſſe der Herrn und Väter der Stadt, wie der Führer und Häupter des Bundes mit verwitterten Geſichtern aus neuvergoldeten Rahmen hervor. Anſtatt der Waffen ſchwingen aber jetzt ziemlich häufig in eben dieſen Räumen die Virtuoſen ihre Bogen und eine elegante Geſellſchaft lauſcht deren friedlichen Melodieen. Von Zeit zu Zeit verſammeln ſich auch wohl Genoſſenſchaften, Zünfte und Gilden hier zu gemeinſamen Berathungen — nur darf das freie Wort nicht wagen laut zu werden. Im vollſten Glanze ſtrahlen endlich dieſe Säle, wenn die heutigen Schwarzhäupter eben dort fröhliche Feſte feiern, wo einſt ihre Vorfahren den letzten Becher zechten, eh's zum blutigen Waffentanze ging. Zu Faſtnacht und beim Stiftungsfeſte am Tage St. Mauritii brechen die Tiſche beinahe von der Laſt der ausländiſchen Leckerbiſſen und höhnend ſpringen die Champagnerpfropfen den Bildniſſen der alten geſtrengen Herrn in's Antlitz. Genuß! iſt die Loſung der heutigen Schwarzhäupter. Die Zeiten ändern ſich, wir uns mit ihnen! — —

Neben dem Schwarzhäupterhauſe mündet eine Straße aus. Hat man dieſe und einige andere Verbindungsgäßchen durchwandert, ſo gelangt man in eine breitere Gaſſe, wo ein vollkommen ſchmuckloſes Gebäude als gemeinſamer Wohnſitz hieſiger Kunſt und Literatur bezeichnet wird. Dies Haus faßt nämlich das Theater und das reichhaltigſte Leſekabinet der Stadt.

Die Rigenſer haben lebhaftes Theaterintereſſe und dies vielleicht um ſo mehr, als die nunmehr ſtändige Bühne ganz allein aus den Beſtrebungen des wohlhabendern Theiles der Einwohnerſchaft hervorgegangen iſt.

Dieſe Vereinigung gab wenigſtens die erſte Einrichtung, wennſchon der jedesmalige Direktor vollkommen in das Verhältniß eines Pächters tritt, alſo das Unternehmen auf eigne Gefahr leitet. Das Theater iſt natürlich deutſch und gleicht im Allgemeinen den Bühnen deutſcher Mittelſtädte. Allein mit allen Mittelſtädten, welche ihren Kunſtanſtalten keinen direkten Zuſchuß gewähren, theilt es auch den Uebelſtand eines häufigen Direktionswechſels und das Schickſal, die Heranbildung der Mitglieder ſeines Perſonals bis zu einer gewiſſen Kunſthöhe zu vermitteln, um ſie dann an andere größere Bühnen abtreten zu müſſen. Vorzüglich iſt das in ſeinen Kunſtleiſtungen viel niedriger ſtehende deutſche Theater zu Petersburg das Ziel Jener, welche nur beſſern Beſoldungen nachgehen; dagegen werden die verſchiedenen Bühnen Deutſchlands von Denen aufgeſucht, welche hier ihren Wirkungskreis zu beengt und für künſtleriſche Weiterentwickelung weder Gelegenheit, noch Vorbilder finden. Eine wirkliche theatraliſche Entwickelung iſt auch unter den hieſigen Verhältniſſen vollkommen unmöglich. Nur das kleinſte und unbedeutendſte dramatiſche Genre vermag ſich unverſehrt zu erhalten, wogegen nicht allein der Text jedes Drama's einer ruſſiſchen Cenſur, ſondern ſelbſt die Maske, die Sprachweiſe, die Betonung des Schauſpielers der ſchärfſten polizeilichen Aufſicht unterliegt. Es iſt nicht möglich, all die Plackereien und Verwarnungen, die Verweiſe und Polizeiſtrafen im Vorübergehen zu ſchildern, welche auf dieſer Bühne den Darſteller befangend und behindernd umſtehen. Fortwährend muß er Acht auf ſich haben, damit er nicht ein mißliebig Wort, welches vielleicht die augenblickliche Laune des Cenſors paſſiren ließ, zu ſcharf betone, falls er ſich nicht offiziellen Befragungen ausſetzen mag; denn hinter der unſchuldigſten Phraſe, hinter der unbefangenſten Bewegung wittert der ruſſiſche Argwohn Verrath. Und endlich, in welcher Geſtalt wird dem Schau-

ſpieler ſeine Aufgabe übergeben? Da iſt keine neue Hervorbringung, an welcher nicht herumgemäkelt, herumgeargwöhnt und herumgeſchnitten wurde, bis ſich auch das letzte Atom eines eigentlichen Kernes zu hohler Bedeutungsloſigkeit verflachte. Vor Allem gilt dies jedoch von den hiſtoriſchen Dramen. Höchſt ſelten behält ein ſolches, wenn's überhaupt zur Erſcheinung gelangen durfte, ſeinen urſprünglichen Titel und die gegebenen Situationen ſeiner geſchichtlichen Grundlage. Gewöhnlich muß ſich das romantiſche Beiwerk zur Hauptſache, der hiſtoriſche Handlungsgang zur Staffage umformen laſſen. Sind es nicht unmächtige kleine Fürſten, welche darin auftreten, ſo werden ſie in Fabelkönige oder in unbeſtimmte Landesverweſer und Regierungspräſidenten verwandelt; aus Revolutionsſzenen macht man loyale Volksfeſte, aus Freiheitshelden konſervative Staatsbürger — kurz, daß man es mit Einem Worte nenne: aus Poeſie banale Proſa, aus Sinn Unſinn. Auf ſolche Weiſe iſt's denn auch dahin gekommen, daß das höhere Trauer- und Schauſpiel unter den gebildetern Klaſſen faſt gar kein Publikum findet und nur das Luſtſpiel noch auf halbweg gefüllte Häuſer rechnen darf. Allein auch die Spitzen ſeiner Komik ſtumpfte gewöhnlich die ruſſiſche Cenſur und das Salz ſeiner Anſpielungen auf tagesläufige Bewegungen ward von der Polizeivorſicht verwäſſert. Das Plumpe, Zweideutige und nicht mehr Zweideutige, die grobe Poſſe und der platte Spaß dürfen dagegen freien Laufes umherhanthieren. Wenn dann das Matroſenpublikum des Paradieſes Beifall brüllt, ſo wird dieſer höhern Ortes den etwaigen Vorſtellungen gegen allzugroße Cenſurſtrenge als Ausdruck der äſthetiſchen Meinung des Publikums gegenübergeſtellt. — Der Theaterunternehmer ſteht in ſolchen Fällen allerdings rath- und hülflos. Als letztes Rettungsmittel greift man zur Oper, da es bei dieſer nach heutigem Brauch auf Sinn und Organiſation der Handlung

nicht ankommt. Aber die Rigenſer reiſen viel, ſind darum verwöhnt und übertragen aus größern Verhältniſſen ihre Anſprüche unverändert auf die Heimath. Da reicht ihnen Muſik und Geſang allein nicht aus, ſelbſt wenn beide vortrefflich wären; ſie fordern auch glänzende Coſtüme, verſchwenderiſche Dekorationspracht, eingelegte Ballets und allerhand Maſchiniſtenkünſte. Um ſolchen Anſprüchen zu genügen, ſind nun die Theaterunternehmer zu ungeheuern Opfern genöthigt. Sie müſſen ein reiches Repertoir haben, ein vollzähliges Perſonal unterhalten und können trotzdem nicht mit Sicherheit auf eine die Ausgaben ausgleichende Einnahme rechnen. —

Unter ſolchen Mißzuſtänden, bei ſolchem Umherſchwanken in allen Darſtellungsarten, bei dem häufigen Wechſel der Direktionen und dem noch häufigern der Schauſpieler iſt von einer Vermittlung höherer Anſchauungen im Publikum durch die Bühne keine Rede. Sie iſt eben nur ein Zeitvertreib anſtatt des Kartenſpiels, ein Ausfüllſel des arbeitloſen Abends, ein blanker Nothbehelf. Trotzdem iſt das hieſige Publikum ein ſo aufmerkſames und dankbares, wie man wohl ſelten finden mag. Dies begründet ſich theils in einer lebhaften Empfänglichkeit, wie ſie den Oſtſeeprovinzianern überhaupt für äſthetiſche Erſcheinungen gegeben iſt, theils auch in einem gewiſſen geſellſchaftlichen Takt, welcher ſich durch faſt alle Klaſſen der Deutſchen verbreitet findet.

Jene Lebhaftigkeit der äſthetiſchen Empfänglichkeit auf der einen und die Fähigkeit zu einer rückhaltloſen Anerkenntniß poetiſcher wie künſtleriſcher Vorzüge auf der andern Seite kann man im geſellſchaftlichen Umgang überall wahrnehmen. In Bezug auf das Schauſpiel äußert ſie ſich vorzüglich lebhaft nach jeder irgend glücklichen Vorſtellung in der „Muſſe," welche einen Theil des Theatergebäudes einnimmt und eben jenes oben erwähnte Leſekabinet enthält. Die „Muſſe" iſt eine

geschlossene Gesellschaft, wie denn überhaupt die geschlossenen Vereine in den Ostseeprovinzen noch in voller Blüthe stehen, während sie in Ländern von freierem öffentlichen Leben mehr und mehr in den Hintergrund treten. Hier sind sie noch ein volles Bedürfniß. Die strenge Scheidung der Stände, welche seit Jahrhunderten der ganzen sozialen und politischen Gestaltung der Dinge zu Grund lag, war deren Entstehungsgrund und die nationellen Scheidungen neuerer Zeiten, sowie die gesellschaftlich ebenfalls nicht vermittelte offizielle Eintheilung nach Rangklassen, hat jene Institute erhalten. In der Schwarzhäuptergesellschaft begegneten wir zwar bereits einem ursprünglich politischen Vereine, welcher seine Ausschließlichkeit auch in seine rein soziale Periode übertrug. Außerdem aber bildeten sich nach und nach noch eine Menge von Klubb's, Kasino's und Ressourcen der Kaufleute, Handwerker, Beamten, Offiziere, Gelehrten, der ausländischen Stadteinwohner, der Russen u. s. w. Die „Musse" blieb jedoch der bedeutendste Verein. Vorzüglich kommen dort die vornehmern Kaufleute Riga's zusammen; und man muß es eingestehen, daß der herrschende Gesellschaftston dem stets mit großer Bereitwilligkeit eingeführten Fremden den angenehmsten Eindruck bereitet. Ja, man könnte sogar vergessen, daß wir uns in einem von russischer Polizei überwachten Kreise bewegen, wenn nicht von Zeit zu Zeit eine ausweichende Wendung, ein Schweigen über gewisse tagesläufige Interessen, ein banges Zurückhalten der Aeußerungen entschiedenen Unwillens uns daran erinnerte und — wenn nicht eben die vielen ausländischen Journale vor uns auf dem Tische lägen. Denn unter diesen blieb fast kein einziges unversehrt. Da ist das Journal des Débats und auch die von Rußland subventionirte Presse zu halben Spalten schwarz überstrichen; die Allgemeine Zeitung zeigt ausgeschnittene Kolumnen und häufig fehlen ihre Beilagen; auch die

Frankfurter Oberpoſtamtszeitung, die Allgemeine Preußiſche, ſowie der Hamburger Korreſpondent kommen nicht ungeneckt und unbefleckt davon; ſelbſt die Wiener Blätter gleichen mitunter einem jugendlichen Tigerfell. Beſſer ſind im Allgemeinen die belletriſtiſchen Zeitſchriften daran. Die kleine Zahl, welche man für zuläſſig erklärte, trägt ſelten die Spuren ruſſiſchen Mißfallens, und ſo glaubt man ſich unbefangen deren Lectüre hingeben zu dürfen. Allein auch das iſt bedenklich. Denn trotz jener ſchwarzen Cenſurvorſicht und trotzdem, daß ſicherlich kein Blatt hierher gelangte, in deſſen Auftreten an dieſer Stelle nicht eben eine polizeiliche Unſchädlichkeitserklärung läge, flüſtert man uns doch bald in's Ohr, wie noch immer einige ſtille Beobachter durch die Räume der Muſſe vertheilt ſind, welche nicht nur die geſprochenen Bemerkungen über den offenbaren oder unter der Cenſurſchwärze vermutheten Inhalt der einzelnen Zeitſchriften aufzeichnen, ſondern auch über die vorzugsweiſe Neigung der einzeln Leſer zu beſtimmten Journalen genau unterrichtet ſind und dieſe Wiſſenſchaft geeigneten Ortes niederlegen. Ueberdies mußte natürlich auch dieſe Geſellſchaft, wie jeder derartige Verein innerhalb der ruſſiſchen Grenzen, den Oberpolizeimeiſter der Stadt unter ihre Mitglieder aufnehmen. Ja, eine ängſtliche Hyperloyalität ſorgte ſogar dafür, daß er im Vorſtand Sitz und Stimme bekam. —

Kirchen und Feste.

Vom Meerbuſen mögen wir hereinſegeln, auf der Düna vom Süden heranfahren, auf der Mitauer Chauſſee vom Weſten herankommen oder vom Oſten auf der Petersburger Straße — drei feine ſchlanke Thurmſpitzen ſind es immer, welche aus den Waſſern, aus ſeeflachem Haideland, aus rundgehügelten Dünen oder hinter flachgewelltem Nadelholz auftauchend, die Nähe Riga's verkünden. Näher herangekommen erkennen wir erſtaunt die Aehnlichkeit dieſer Thürme mit denen des Domes und der St. Ansgarikirche von Bremen, dort ebenfalls die weithin ſichtbaren Wahrzeichen der glaubenseifrigen Mutterſtadt. Wie dort, ſo ſteigen auch hier aus dem ſich breitenden Häuſermeere immer neue Spitzen und Thürme empor, je mehr wir uns demſelben nähern; wie dort, bezeichnen ſie auch hier lauter Betſtätten des evangeliſchen Glaubens. Erſt, wenn wir endlich die Straße irgend einer Vorſtadt durchfahren, macht man uns aufmerkſam auf die Kup-

peln griechiſcher Kirchen. — Auch daheim im ſtillen Arbeitszimmer — welches Blatt der rigiſchen Geſchichtsbücher wir immer aufſchlagen, überall drängt ſich uns das kirchliche Element entgegen. Wo uns eine Mittheilung aus der liviſchen Vergangenheit entgegenklingt, mit Kirchennamen und Namen von Männern der Kirche iſt ſie durchflochten.

Trotzdem währt es gewöhnlich lange Zeit, ehe dem Fremden eine Aufforderung zur Beſichtigung der hieſigen Gotteshäuſer wird und dieſe ſelbſt in einer Weiſe, als geſchehe es eben nur, um unter den Stadtſehenswürdigkeiten auch ein Paar Kirchen aufzuführen.

Man findet bei ihrer Beſichtigung wenig Ausbeute für das Tagebuch. Wir erfahren beiläufig, daß die Petrikirche den höchſten Glockenthurm des ruſſiſchen Reiches trägt, welcher trotzdem bei vergleichender Erinnerung an die Münſter Süd- und Weſtdeutſchlands eben nur mittelhoch erſcheint; wir unterſtreichen die Bemerkung, daß ſie Riga's Hauptkirche und deren Oberpfarrer Präſident des zu gleichen Hälften aus geiſtlichen und weltlichen Mitgliedern zuſammengeſetzten Konſiſtoriums iſt, welches zwar bis 1833 die höchſte Entſcheidung hatte in allen evangeliſchen Dingen, aber nunmehr dem Petersburger Oberkonſiſtorium untergeordnet wurde, welches ſelbſt wieder unter dem Miniſterium der öffentlichen Aufklärung ſteht. Dann gehen wir an der von Außen und Innen gleich ſchmuckloſen Johanniskirche vorbei, die früher Kloſterkirche der Dominikaner, nach Einführung der Reformation Arſenal der polniſchen Beſatzung, nachher lettiſches Gotteshaus war und jetzt eine Kirche iſt, wie eben andere auch, zum Gebrauch für den ſonntäglichen Gottesdienſt, für Taufen, Hochzeiten und Begräbniſſe der bei ihr eingepfarrten Gemeinde. Nicht intereſſanter erſcheint ferner die Jakobikirche, obſchon ſie nach der Einführung des Lutherthumes den von den Polen begünſtigten Jeſuiten eingeräumt ward, welche von hier aus

ihre ob angeſtrengteſten, doch fruchtloſen Verſuche machten, die Ketzer wieder zu bekehren und das Land zurückzuführen unter den biſchöflichen Krummſtab, oder vielmehr unter Roms Oberherrſchaft. Noch gleichgültiger läßt uns endlich die Kirche zu St. Gertrud, welche nach ihrer katholiſchen Zeit lange Jahre in Trümmern lag, ehe man ſie wieder in ihrer heutigen Geſtalt emporbaute. Für den Dom ſparen wir dagegen all unſere Aufmerkſamkeit, für jenen Dom, deſſen Grundmauern ſo alt, wie die älteſten der Stadt, und welchem eben deshalb der Einheimiſche noch bis heut eine fromme Vorliebe bewahrt hat.

Mit ſolchen Vorausſetzungen herantretend, mag es uns dann freilich Wunder nehmen, nichts weiter zu finden, als einen hohen gewölbten Raum, weiß übertüncht von Oben bis Unten, ohne Bilderzier und ſonſtiges Schmuckwerk. Auch die Steinplatten der Erzbiſchofsgräber vom wunderbar thatkräftigen Albert von Apeldern herunter bis auf den ſanftmüthig ſchwachen Kaspar Linde, den letzten geiſtlichen Herrſcher, welchem Riga vergönnte, ſeine Ruheſtätte hier zu finden, ſind weder gut erhalten, noch irgendwie durch Form oder Aufſchrift ausgezeichnet. Beinah wie ſchaamhaft ob ihrer jetzigen Bedeutungsloſigkeit verbergen ſich die holzgeſchnitzten Mohrenköpfe an den Ehrenplätzen der Schwarzhäupter. Hier und da verwittert an den Wänden der Kreuzgänge ein ſteinern Bild und die Zeit verwiſchte oder übertünchte den dabeiſtehenden Namen, ſo daß man nicht erſpähen kann, ob es einer von Jenen, welche die dankbare Stadtgeſchichte mit goldnen Lettern eintrug oder ob nur der Geldmacht ſolcher Ehrenplatz zu Theil wurde. Oben in den gothiſch zugeſpitzten Fenſterbogen ſcheint wohl auch Glasmalerei eingefügt, aber ſo unerkennbar, ſo verſchwommen und erblindet, daß man's nicht ſcheiden kann, ob hundertjähriger Staub ſich in geſtaltähnlichen Formen anlegte, oder ob wirklich kunſtfertige Hände einen Kirchenſchmuck unternahmen.

Verwunderlich und faſt ſchmerzlich berührt es aber den Beſchauer, in dieſem Dome zwar jene Erinnerungsmale aus der katholiſchen Zeit aufzufinden, doch keinen Denkſtein für die Geſchichte drei ereignißſchwerer Jahrhunderte des Lutherthums. Und um ſo ſchmerzlicher berührt uns dies, als dieſer Dom in ſeiner jetzigen Geſtalt vollkommen proteſtantiſchen Urſprungs. Als habe die Natur ſelber deſſen ehemalige Beſtimmung vergeſſen machen wollen, ſo brachte ein Nordweſtſturm eben in dem Jahre aus der brennenden Mitauer Vorburg die Feuerflammen herangetragen, welche ihn mit ſeinem Thurm, den Orgeln, dem ganzen Chor und allen Gebäuden des Domkapitels bis auf den Grund vernichteten, da nach ſechsjährigem Kampfe, nach ſechsjähriger Verweigerung des ſtädtiſchen Huldigungseides für den Erzbiſchof Wilhelm, dieſer dann erſt ſeinen Einzug neben dem Ordensmeiſter halten durfte, als er die Stadtgerechtſame beſtätigt, die unangefochtene Fortdauer der reinen Lehre zugelobt und die Abſtellung aller klageroth angeſtrichenen Misbräuche des Klerus feierlich verſprochen hatte. Ja der Wiederaufbau des Domes ſelber war ein Sieg der Proteſtanten über die katholiſche Herrſchaft. Denn ſo unbedeutend war die Macht des Erzbiſchofes geworden, daß er die Güter der eigenmächtig von der Stadt aufgehobenen Minoritenſtifte dieſer zuſprechen mußte und anſtatt eines Anſpruches auf 90,000 Thaler Entſchädigung für das Domkapitel, ihr den Dom ſelber nebſt allem Zubehör für 18,000 Mark Rigiſch überließ. So baute ihn der Proteſtantismus wieder auf. Und dennoch mußte man die alten katholiſchen Denkmale wieder herſtellen, um dem Neubau ein hiſtoriſches Antlitz zu verleihen. Dieſes ſelbe Antlitz, nur verwittert und veraltet, trägt er noch heut. Der dreihundertjährige Proteſtantismus verſtand nur, es veröden zu laſſen; aber er grub ihm keinen ſeiner charakteriſtiſchen Züge, keine ſeiner Erinnerungen ein.

Steht die protestantische Kirche den außerkirchlichen Weltbewegungen wirklich so fern? Geht sie wirklich so theilnahmlos an den Schmerzen und Freuden der menschlichen Gesammtheit vorüber, als betrachte sie ihre Gemeinde nur wie einen sonntäglichen Gast, der sie besucht, wenn ihn sonst kein Geschäft in Anspruch nimmt? Oder weist sie das Außenleben grundsätzlich von ihrer Schwelle, damit einzig die unbedingte Hingabe an den dreifaltigen Gott in ihren Mauern herrsche? Mag sie kein Zeichen anderer Vermittlungen unsers menschlichen Lebens mit höhern Sphären in ihren Räumen dulden, weil sie die Symbole einer gläubigen Vermittlung mit dem höchsten Wesen dem Protestanten unnöthig erachtet? — Fast mag es hier so scheinen. Denn selbst jene Schriften der Wissenschaft und der religiösen Forschung, welche man aus den aufgehobenen Klöstern aufgesammelt und über die der Rath verfügt hatte, „det man de Liberie im Gange im Dome vp buwen und thorichten sall" (1553), warfen spätere Zeiten, gleich Entweihungen, aus dem gottgeheiligten Hause, um sie in eines der nebenliegenden Domgebäude zu verweisen.

Dort steht die Büchersammlung noch heut. Fleißige Privatspenden, je ein Exemplar aller Bücher aus der Stadtbuchdruckerei, welche durch David Hilchen gegen Ende des 16. Jahrhunderts eingerichtet worden ist, seit Anna Iwanowna's Herrschaft auch alle bei der Petersburger Akademie gedruckten Schriften bereicherten die Sammlung, so daß diese jetzt über 20,000 Bände zählt. Allein erst seitdem sie Herder ordnete, kennt man recht eigentlich den Inhalt ihrer juristischen, philosophischen und philologischen Fächer. Dagegen ward noch bis heut die Fülle ihres Reichthums an historischen, besonders auf baltische und rigische Geschichte bezüglichen Schätzen keineswegs in seiner ganzen Ausdehnung bekannt, wenn schon einzelne Forscher der neuesten Zeit

mit warmem Eifer dieſen nachzuſpüren begannen. Am Anblicke der zierlich angeordneten Schränke erbaut ſich der größte Theil des Publikums; im Bewußtſein des Vorhandenſeins einer halbweg guten Stadtbibliothek wiegen ſich behaglich die Bürger, und unter den herkömmlichen Formeln beſichtigt man die erſte Kanonenkugel, welche Peter der Große bei der Belagerung höchſteigen abgeſchoſſen und welche ihren Weg, obſchon dafür keine Möglichkeit vorhanden, gerad hierher in den Bibliothekſaal gefunden haben ſoll.

Vielleicht iſt die Sage von der Kugel nur allegoriſch zu deuten. Aber thatſächlich charakteriſtiſch nicht nur für den Rigenſer, ſondern für die gebildeten Klaſſen der Oſtſeeprovinzen im Allgemeinen iſt, daß ihr hiſtoriſcher Sinn an der heimiſchen Vergangenheit fortwährend wenig entwickelt blieb, während doch im Gegenſatze dazu der Nationalſtolz fort und fort der vorruſſiſchen Zeiten gedenkt und die heutige politiſche Anforderung ſich zum größten Theil auf die Geltungen jener Periode ſtützt. Nur ganz allgemeine Kategorien, gewiſſe tagesläufige Schlagworte, eine überromantiſche Lobpreiſung jener Zeit ſchwirren allgemeingültig umher. Was jenſeits der ruſſiſchen Herrſchaft liegt, iſt dem Oſtſeeprovinzianer ein Eldorado nationaler Größe und Herrlichkeit, doch unwiederbringlich verloren; was diesſeits, ein Gewebe von Jammer und Klagen und unhemmbar, wie das Fatum. Er kämpft wohl, aber ohne innere Hoffnung auf die Möglichkeit irgend welchen Erringens. Man kennt die Analogien des Heute aus polniſcher und ſchwediſcher Zeit nicht, man glaubt immer nur Unerhörtem, niemals Dageweſenem gegenüber zu ſtehen. Das Schlagwort: Verläugnung der Berechtigungen des Zeitgeiſtes, ſchleudert man dem ruſſiſchen Syſtem entgegen und hat doch ſelber in der innern Entwicklung nicht Schritt gehalten mit dem Geiſt der Zeit. Vor Allem iſt aber die Bevölkerung ohne Volk

geblieben. Heut, wie vor siebenhundert Jahren, wollen Adel und Bürgerschaft alleingeltend und alleinberechtigt dastehen. Für nichts achtet der Bürger den vierten Stand und in tiefste Sklaverei versenkt erhielt ihn der Adel, bis — eine höhnische Ironie des Geschicks — Rußland dessen Fesseln löste und ihn wenigstens theoretisch in den Genuß der ursprünglichsten Menschenrechte setzte. Nunmehr ist aber dieser vierte Stand in keiner Weise an die Interessen der deutschen Herrn gebunden, der alte Groll gegen diese erwacht in ihm verstärkt und treibt ihn zur Vereinigung mit dem schmeichelnden Erzfeinde des Landes.

Ja, selbst der mit den Deutschen gemeinsame Lutherglaube ist den baltischen Urvölkern kein vereinigend Band geworden. Der rohe Glaubenseifer vorreformatorischer Jahrhunderte hatte ihnen mit Blut und Feuer die christliche Taufe gegeben und sie aus freien Männern zu Sklaven gemacht. Der Protestantismus besserte ihr politisch Leben in keiner Weise, sondern verschlimmerte es noch, da nunmehr kein unabhängiger Klerus mehr vorhanden war, welcher seine politischen Gegenstrebungen gegen die Uebermacht der Laienherrschaft unter der Maske hülfreicher Freundlichkeit für die Letten und Esthen verstecken konnte. Wurden sie vorher mit Ruthen gepeitscht, so nun mit Skorpionen. Und selbst als der Lauf der Zeiten wenigstens äußerlich die Sitten gemildert hatte, blieb der auf ein noch unvollständiges Christenthum gepfropfte Protestantismus einer Livree ähnlich, welche die deutschen Herrn den geknechteten Urvölkern übergeworfen, ohne doch sich selber in gleiche Farben zu kleiden. Dieser deutsche Nationalhochmuth übertrug sich dann als Rangstolz — nicht nur als Adelsstolz — auf die verschiedenen Bevölkerungstheile der Deutschen selber. Dem von Geburt und Besitz Begünstigten ward alle Freiheit, dem Rangloſen und Armen alle bür-

gerliche Beſchwer zugetheilt. So ſchieden ſich auch die Deutſchen bald in zwei feindliche Heerlager.

Wie im Alltagsleben dieſe Gegenſätze, ſo ward in dem kirchlichen Leben eine Scheidung erſichtlich. Ja ſelbſt der neueſten Zeit ſind deren Aeußerungen nicht fremd. Erſchuf ſie doch z. B. jene üble Mode, welche unter den deutſchen Stadtbewohnern die eine Kirche und den einen Prediger wie ein Eigenthum der vornehmen Welt auffaßt, während man die andere Kirche und den andern Pfarrer übergeht, weil ſie von den niedern Ständen vorzugsweiſe geſucht ſind. Auf dieſe Weiſe beutete man den Proteſtantismus der baltiſchen Lande, um politiſcher Gründe willen von der Herrſcherbevölkerung angenommen, als Beihülfsmittel jener politiſchen und nationalen Sonderungen aus, welche die Zerklüftung der Geſammtheit durch die politiſchen Stürme der ruſſiſchen Heerſchaaren vorbereitete, an deren Spitze nunmehr wieder Kirchenfahnen wehen. Das Volk, das vom Proteſtantismus geknechtete Volk ſieht in ihm nur mehr die Zwangsjacke und wirft dieſe um ſo bereitwilliger ab, als darunter nicht einmal ein echtchriſtlicher, ſondern von heidniſchen Ueberbleibſeln durchwachſener Glaube lebt. Die Sinnlichkeit dieſes Heidenthums findet verwandte Anklänge im Ruſſogräcismus, findet die Farbenpracht ſeiner Sagen und Märchen dort in's Chriſtliche überſetzt, während der kalte Proteſtantismus zürnend die graue Tünche ſtrenger Dogmen darüber legt. Ja, ſelbſt in den niedern Klaſſen der Deutſchen iſt dieſer farbloſe Proteſtantismus nicht viel mehr denn ein vom Vater auf den Sohn vererbtes Herkommen, ſogar unter den Gebildeten eine Ueberzeugung von mehr geſchichtlicher als gläubiger Begründung. Kein Theil der baltiſchen Bevölkerung fühlt ſich durch das Glaubensbekenntniß dem andern vereint, keinem verwuchs ſeine Konfeſſion mit dem Leben.

Dieſen Verhältniſſen gegenüber ſtellt ſich heute eine Kirche voll aſiatiſchen Pompes, ohne alle Anſprüche auf einen ſtrengen Glauben an ihre Sätze, nur eiferſüchtig auf Einhaltung ihrer Etiquette. Sie kennt keine höhere Erkenntniß der Vornehmen, keine minder hohe des Volkes; ſie fordert keinerlei Wiſſen von ihren Bekennern, ſie fragt nicht nach Glaubensbekenntniß, Vaterunſer und den zehn Geboten nebſt Luthers Was-iſt-das? Aber dafür bemächtigte ſie ſich mit ſchlauer Klugheit der alltäglichen Vorkommniſſe des Lebens und feierte neben den ihren auch die Kirchenfeſte anderer Konfeſſionen mit heller ſtrahlendem Glanze, mit lauter tönender Muſik, als dieſe ſelbſt. Während die lutheriſche Kirche bis auf beſondere Gelegenheiten die ganze Woche über geſchloſſen iſt, verkündet das Geklingel des Kolokolnik an jedem Tage den Beginn der Arbeitszeit, wie des Feierabends. Während die lutheriſche Kirche mehr und mehr darauf hinarbeitet, die Zahl der rothangeſtrichenen Kalendertage zu vermindern, erſchafft die Popenklugheit immer neue zu den alten. Vor Allem aber ſorgt ſie, daß jede Jahreszeit und ihre Gabe mit der Kirche verknüpft werde. Die Jordantaufe, die Weihe des jungen Graſes, die Fruchtweihe ſind dafür bezeichnende Feſte. — Dieſe haben denn ſelbſt in Riga bereits den Charakter von allgemeinen Volksfeſten erlangt. Von allen Glocken aller ruſſiſchen Kirchen hallt's am ganzen Tage durch die ganze Stadt, die Kirchenfahnen flattern und die reichen Meßgewänder glitzern; durch lange Straßen wogt die Prozeſſion und alles Volk empfängt den Kirchenſegen aus des Erzbiſchofs eigner Hand. Alle Geſchäfte der Rechtgläubigen ruhen, alle ihre Verkaufsläden ſind geſchloſſen, der Tag aller drei Feierlichkeiten gilt nur der Kirche und der Luſt. Sowie dann die Kultusfeierlichkeit geendet iſt, locken von allen Seiten Trinkbuden und Schauſtellungen, klingt jubelnde

Fröhlichkeit durch alle Gaſſen und ruht nicht eher, bis Ueberſättigung oder die ſpäte Nachtſtunde zur Ruhe mahnt.

Neben dieſer lockenden Pracht ſteht der lutheriſche Lette und Eſthe, der deutſche Handarbeiter, während ihn gleichzeitig die Erwartung der nächſten Stunde voll neuer Müh' und ſchwerer Arbeit nicht einmal zum vollen Genuſſe des Anſchauens kommen läßt. Seine Kirchenfeſte ſind ſo viel ernſterer Art; ſein Prediger ſpricht nur von Enthaltſamkeit und Mäßigkeit, niemals vom Genuſſe der Freude; ſein Lohnherr will wohl gar am Feſttag dieſe und jene Arbeit gefertigt haben. Dazu klingt's ihm verführeriſch in's Ohr, daß jene luſtreiche Kirche nicht einmal Vorbereitungen zum Uebertritte fordert; ja es flüſtern ihm wohl Stimmen zu, ſelbſt ein Theil ihrer Reichthümer werde ſeiner Armuth zu Gute kommen, ſeine Feiertage werden ſich mehren, die an Rechtloſigkeit grenzende Gedrückheit ſeiner politiſchen Zuſtände werde in eine Fülle von Berechtigungen verkehrt werden, des Kirchenzehnten und der Frohnden für den Pfarrer werde er mit dem Uebertritte ledig, gegen die Anſprüche der Herrn ſchütze ihn der mächtigere Arm des Herrn dieſer Herrn. Und in die verführeriſchen Worte herein blitzt die Pracht der Prieſter, locken die Geſänge metallreiner Stimmen, klingeln ſinneverwirrend die Glöckchen von den Vorbauen der Kuppeln — — er hat ja keine beſſere Ueberzeugnng, die ihn an's Lutherthum feſſelt.

Am nächſten Tage iſt der Lutheraner vom heiligen Oele berührt, oder er genoß das Abendmahl nach griechiſchem Ritus. Jubelnd eilt er nun der neuen Kirche zu. Zwar iſt ihm ringsum Alles fremd, doch kommt ihm eine bekehrungseifrige Freundlichkeit begrüßend entgegen. Die bisherigen Genoſſen weichen ihm dagegen aus; die bisherigen Gewohnheiten ſeines häuslichen Lebens müſſen um neue eingetauſcht werden. Um nur die Sprache der neuen Kirche zu erlernen, muß er

ſein ganzes Sein und Weſen mit dem der neuen Glaubensbrüder verflechten, muß er alle Bezüge zerreißen oder lockern, an denen ſeine Jugend und ſein Mannesalter haftete. So lang er ferner nicht bis in die kleinſte Einzelheit ſich den neuen Lebensgeſtaltungen anfügte, iſt er fortwährend ein Gegenſtand mißtrauiſcher Beobachtung und nur mißwilliger Anerkennung in der ruſſiſchen Gemeinde. Je älter er wird, deſto mächtiger überkommt ihm aber das eben bei den Letten und Eſthen außerordentlich ſtark ausgeprägte Gefühl der Anhänglichkeit an angeſtammte Sitten und Gebräuche. Er weiß keine Rettung mehr aus den neuen Lebensgeſtaltungen, als die Rückkehr zum alten Kultus. Doch ſowie davon ein Gedanke verlautet, ſtarren ihm Sibiriens Eisfelder entgegen. Die Vereinſamung kann der Verführte nicht ertragen: aus dem Konvertiten wird ein Proſelytenmacher. So erwachſen aus je einem Bekehrten unter den Letten und Eſthen der ruſſiſchen Kirche hundert Bekenner. Solchermaßen erſtirbt das Lutherthum im Volke des baltiſchen Landes. Die Ruſſen haben vollkommen Recht: baut nur die Kirchen und öffnet daneben die Trinkhäuſer; die Beter und Trinker finden ſich ſchon. —

Nie auch verſtand das baltiſche Lutherthum an ſeine Feſte den Genuß zu feſſeln; zu ſtolz war es, das Volksfeſt durch eine Kirchenfeier zu vergeiſtigen. Die vorreformatoriſchen Zeiten kannten z. B. in Riga den Mummenſchanz der Faſtnacht, kannten Pfingſten und die Martinsdrunke als volksthümlich geſtaltete Kirchenfeſte. Aber der Charakter öffentlicher Freude ging ihnen verloren, ſowie der Proteſtantismus herrſchend wurde. Gleich dem baltiſchen Himmel, wie er die weite Landſchaft einfarbig, ohne volles Sonnenlicht und ohne tiefe Schatten, reizlos vor unſerm Auge erſcheinen läßt, ſo lag und liegt das Kirchenjahr der baltiſchen Lutheraner. Die Freude des Einzelnen bleibt nicht an das

Ganze gekettet, auf die Erinnerung eines Menſchenlebens fällt außer den Ceremonien bei Taufen, Hochzeiten und Begräbniſſen kein kirchlicher Weiheſtrahl.

Nur zwei wirkliche Volksfeſte hat Riga durch dieſe Entfärbung ſeines Lebens hindurch gerettet: das „Johannisfeſt," ein Erbe lettiſchen Heidenthums, und den „Hungerkummer" neueren Urſprungs.

Im Gegenſatz zum echtnationalen Freudentage der baltiſchen Urvölker, machten dagegen wieder die deutſchen „Herren" den 24. Juni zu ihrem wichtigſten Geſchäftstag. Was kümmern ſie auch die vom Uralter geheiligten Gewohnheiten des Volks? Arbeit können ſie an dem Tage nicht erzwingen — nun wohl, ſo mag das Volk da draußen toben, was ſollen wir bei ſeinem rohen Jubel? — Und Riga, die erwerbbefliſſene Handelsſtadt, mußte ſich fügen; dagegen behielt Riga, die Bürgerſtadt, ein Verſtändniß für die Schönheit des Feſtes. —

Am 22. Juni beginnt der „Krautabend" mit dem Kanonenſchuſſe, welcher den Hafenſchluß verkündet. Sowie der Donner des Geſchützes über den Waſſern verhallte, fliegen auf allen Schiffen, Booten und Barken von der Rigi'ſchen Dünabrücke bis hinaus zum Meerbuſen die bunten Freudenraketen, Flaggen, Wimpel und Fahnen bis zu den äußerſten Maſtſpitzen empor. Ueberſäet iſt die Takellage des Maſtenwaldes von farbigen Tuchſtücken, gleich luſtigen Behängen erſcheinen die geſchmückten Laufſeile unter den Raaen; dazu erklingt aus den zierlich bemalten Gondeln, welche zwiſchen den Schiffskoloſſen umherkreuzen, fröhliche Muſik und jubelnder Geſang bis in die Mitternacht hinein, während das leuchtende Abendroth aus dem Weſten, durch den Norden nach dem Oſten hinüberſchwebt, um dort bald in immer glänzenderem Feuer einem neuen Tag entgegenzuglühen.

Durch dieſe helle Nacht des Nordens ziehen aber von allen Seiten

lange Wagenkaravanen nach der Stadt. Laubreiche Birkenäſte und dunkle Tannenzweige, Blumen und Blüthengehänge bilden deren ungewohnte leichte Laſten. Und wenn aus dem Feuer des Morgenlichtes die Sonne hinter dem Waldſaume, des öſtlichen Horizonts emporſteigt, ſind die noch immer feſtlich flaggenden Schiffe mit Laub geſchmückt, iſt aus der grauen Dünabrücke ein von Blumen und Guirlanden eingehegter, von Fichten- und Tannenzweigen dicht beſtreuter Luſtpfad worden, flattern an den Häuſern der Altſtadt buntfarbige Kränze, beſchatten deren graue Pforten lichtgrüne Maien mit dunkeln Fichten in fröhlicher Abwechslung. —

Drüben auf einem weiten Platze der Mitauer Vorſtadt, auf dem ſogenannten Johannisrevier von Altona und Heinrichſohnshof, wuchs in derſelben Nacht ein Luſtlager auf. Zelte und Buden, Kramſtände und Schaubühnen, Speiſe- und Trinkhäuſer, Schaukeln und Karouſſels, Alles mit Zweigen und Reiſern und vor Allem mit Roſen geſchmückt, wechſeln in den anmuthigſten Formen. Dann geht durch die früh erwachte Stadt ein fröhlich Wandern und Drängen der feſtlich geſchmückten Maſſen. Von allen Straßen, aus allen Thüren, aus den ärmſten Hütten, wie aus dem Prachtgebäude quellen die Menſchen, und Alles bewegt ſich dem Hafenthor entgegen, durch dieſes nach der Brücke hinausſtrömend, drüben auf dem Johannisrevier zum weithin wogenden Menſchenmeere ſich ausdehnend. Auf der Brücke beginnt das Kaufen und Handeln um Blumen, auf dem Feſtplatz iſt aber vor den Krambuden ein Feilſchen und Markten, als ſtünden die ungeheuerſten Summen in Frage, während es doch nur den An- und Verkauf unnützer Kleinigkeiten und kindiſcher Spielereien gilt. Dazu ſteigen die Räder der ruſſiſchen Schaukeln unaufhörlich auf und ab, dazu drehen ſich die Karouſſels in immer tollerer Raſchheit, dazwiſchen klingen die Strophen

eines wilden Chors von den Trinkbuden herüber; einzelne Mißtöne eines Leierkaſten und abgebrochene Akkorde einer Orcheſtermuſik ſtreifen außerdem durch den Jubel; laut lachend drängen ſich hier die Haufen verdichtet um die Späße des Baſazzotheaters; ein Italiener im knappen Gewand ſpringt dort umher, mit dem Quinkeliren der dünnen Seiten ſeines Inſtrumentes und mit gellenden Pfiffen ſich zu wirbelndem Tanze begeiſternd. Hier ſtreitet ſich der Rauſch über nichtige Wichtigkeiten, dort küßt ein kecker Burſch verſtohlen die zierliche Blumenhändlerin. Und all dies Wirrniß der Volksluſt durchtönt von fern und nah, ob auch in den verſchiedenſten Sprachen der Welt redend, der in ſeinen langausgehaltenen Melodien immer und immer gleiche Geſang der Matroſen, welcher von den Verdecken der Schiffe aufſteigt. —

Buchſtäblich „unter Blumen wandelnd und von Tönen der Luſt umrauſcht" verfließt der Bevölkerung Riga's dieſer Tag vom Sonnenaufgang bis zum Untergang. Und wenn die Nacht ſich niederſenkte und die lettiſchen Wagenkaravanen wieder nach allen Seiten hin zerſtäubten, lohen auf allen Anhöhen des ganzen Landes mächtige Johannisfeuer hoch empor. — Die luſtmüde Stadt liegt dann freilich ſchon in Schweigen verſunken und nur die Poſten auf den Schanzen blicken aus nach dem ſo fernen Jubel; die Schiffe zogen ihre Flaggen wieder ein und nur die einſame Nachtwache ſchreitet voll Heimathsgedanken auf den Deck einher; von dem Blumengeländer der Brücke und ihrem Fichtenſchmucke blieb nichts übrig, als ein Paar große ſorgfältig zuſammengekehrte Haufen. Dazu rauſchen die Dünawellen ihr einförmig Lied, hier und da ächzt eine Raa von der Laſt der hin und wieder ſchaukelnden Segelrollen, mitunter raſſelt wohl auch eine Ankerkette. Oder es trägt ein günſtiger Luftzug durch die vom Sonnenroth und den Feſtbränden zwiefach durchdämmerte Nacht leiſe Klänge ferner Lieder herüber, gleich

Nachklängen des verfloſſenen Tages. Das ſind die Lighoſänge der Letten, welche dieſe Nacht hindurch dem kommenden Feſttag entgegenjubeln, während Riga ſchlummert, um am andern Morgen den Johannisgeſchäften geſtärkt entgegenzutreten. —

Nachher verfließen ſechs und mehr Wochen voll gleichförmiger Arbeit ehe das zweite Volksfeſt herankommt, welches an drei auf einander folgenden Montagen begangen wird, deren erſter jedoch der Tag der Hauptfeier iſt. „Hungerkummer" iſt deſſen erſchreckender Name, ſein Urſprung wurzelt in der unglücklichſten Geſchichtsepoche Livlands, ſein Charakter iſt ein rein örtlicher.

Als der ſchwediſch-polniſche Krieg auf liviſchem Gebiete ausgekämpft ward, war durch die Verwüſtungen der feindlichen Truppen eine ſo furchtbare Hungersnoth entſtanden, daß an 30,000 Menſchen umgekommen ſein ſollen. Riga und deſſen nächſte Umgebung war aber noch von den Verheerungen des Krieges verſchont geblieben. Dahin flohen denn aus den verödeten Hütten der öſtlich gelegenen Kreiſe viele Tauſende und das St. Gertrudsſpital nahm ſie hülfreich auf. Doch bald konnte das Spital die immer mehr anſchwellenden Schaaren der Hungernden nicht mehr faſſen, auch in der Stadt entſtand Theuerung und Mangel. Selbſt die Ankunft der von Deutſchland verſchriebenen Lebensmittel verzögerte ſich. So vermochte der Stadtrath den Hungernden ſelbſt nur geringe Unterſtützung zu bieten, erbaute dagegen für die Obdachloſen außerhalb der Stadt eine große Scheune. Noch ſtarben hier zwar viele, denn die Seuche wüthete neben der Hungersnoth; endlich kamen aber von Königsberg und Lübeck zu Anfang des Auguſt getreidebeladene Schiffe und von andern Seiten her andere Zufuhren. Dieſe Errettung aus der Noth gab dem Feſte ſeine Entſtehung. —

Noch heute wird es auf demſelben Platze gefeiert, wo einſt jene

Scheune ſtand; noch heute wird vom Stadtrath eine mit Lebensmitteln reichbeſetzte Tafel auf dem Feſtplatz aufgeſtellt, damit jeder Hungernde davon zulange; noch heut wird bei dem Feſt erſtaunlich viel gegeſſen und getrunken. Der baltiſche Typus der verſammelten Volksmenge iſt dagegen bereits durchwebt oder vielmehr überdeckt von der ruſſiſchen Bevölkerung, und die ganze Einrichtung nach ruſſiſchen Polizeiformen umgemodelt. — Ein ungeheurer Kreis ward mit dünnen Leinen umzogen, welche an verſchiedenen Stellen Zugänge offen laſſen. In dieſem Kreiſe zieht ſich ein zweiter, zur Hälfte von aufgethürmten Obſtmaſſen gebildet, zur andern Hälfte aus Trink- und Speiſebuden zuſammengeſetzt. Noch einen engeren Kreis ſchließen dichte Polizeiwachen. In der Zirkelgaſſe zwiſchen dem Polizei- und dem Budenkreiſe iſt die ganze Volksmenge zuſammengedrängt; nur Einzelne ſchreiten quer durch den leeren Mittelpunkt, doch wehrt dort die Polizei jedes Stillſtehen. Vorzüglich wimmelt es von Frauen und Kindern in der Obſthälfte jener Gaſſe, während in deren eifrigen Handel und Wandel von der Trinkbudenhälfte herüber das Aufkreiſchen des Rauſches, die Tobſucht der ſchwerern Trunkenheit, das Getös wilder Prügeleien und der klirrende Waffenklang der über die Ordnung wachenden Polizei hereingellt. Ueber all dieſen ſinneverwirrenden Durcheinander ſchwebt außerdem eine dichte Dunſtwolke von Fettbrodem, Schnapsgeruch und der Ausdünſtung der Obſtmaſſen überſchwängert. Denn gewöhnlich lagert um dieſe Jahreszeit bereits eine nebelfeuchte Atmoſphäre auf der liviſchen Küſte, ſo daß jene Gerüche nicht aufſteigen und kein lichtender Sonnenſtrahl in das wüſte Getreibe und Gedräng hereinfallen kann. Schmutziger als ſonſt ſchon erſcheint in ſolcher Beleuchtung die plumpe Tracht der ruſſiſchen Arbeiter, düſterer als gewöhnlich der lange Kaftan des ruſſiſchen Krämers, ja ſelbſt verwilderter das bartumwaldete Geſicht, deſſen Aeuglein trunkſelig

glühen. Selten erblickt Ihr dagegen das graue Kleid des Letten in der dunkeln Menschenmasse und zwischen den blitzenden Polizeiuniformen; noch seltner schreitet ein bürgerlich gekleideter Mann durch die Menge, als wäre er hier eine unberechtigte Erscheinung. Und fast mit Sicherheit kann man darauf rechnen, in ihm einen Fremden zu erkennen.

Der echte Rigenser wirft nur noch im Vorübergehen einen Blick in das Gewühl. Er nennt den Hungerkummer als Volksfest untergegangen; und mit Recht. Ein Czarenukas befahl nämlich dem ganzen Reiche von der Ostseeküste bis zum Kamtschatkischen Meerbusen, vom arktischen Ocean bis zum Kaukasischen und Chinesischen Gebirg, daß kein Apfel verkauft werden dürfe, bevor die Kirche ihn geweiht. Die Kirche feiert aber dieses Fest der Aepfelweihe am $^{6}/_{18}$. August und so auch in Riga. All jene Obstmassen des Hungerkummerfestes lagen nun am Tage vor dessen Beginn vor den russischen Kirchen der Stadt und Vorstädte aufgeschichtet, um dort den priesterlichen Segen zu erlangen; und nach Beendigung des Gottesdienstes traten die Priester in ihren goldstrahlenden Meßgewändern vor die Kirchenpforten, gefolgt von einem langen Geleite kirchlicher Diener. Sowie sie sich dem harrenden Volke zeigten, stürzte dieses auf die Kniee und schlug seine dreimaldrei Kreuze an Stirn und Brust und Schultern. Dann drängte Jeder mit den schönsten Gaben des Herbstes heran, damit sie der ersten, der heiligsten Weihe theilhaftig würden; und der Pope schwang in gnädiger Milde den Weihwedel, immer von Neuem mit dem heiligen Naß benetzt, über die gläubigen Ungeduldigen. Hierauf aber schritt er durch die Thäler der rings aufgethürmten Obstberge, rechts- und linkshin den heiligen Regen verschwendend, durch dessen Macht auch der sauerste Apfel, die härteste Birne und die herbste Pflaume zu urplötzlicher Reife gedeiht oder doch vollkommen unschädlich wird. Dies Alles an

dem einen Tage im ganzen ungeheuern Reiche: denn der Czar hat ſo befohlen und darum die Kirche ſo gewollt. — Die augenblickliche Folge dieſer Ceremonie iſt denn auch ein Obſteſſen auf allen Seiten, welches nirgends ſeines Gleichen findet. Wohin man blickt, bewegen ſich kauende Kinnladen; wahre Unmaſſen von Aepfeln und Birnen verſchwinden in unglaublich kurzer Zeit hinter den rechtgläubigen Bärten, wahllos greift Alt und Jung, Mann und Weib in die Obſtmaſſen und ſelbſt dem Säugling werden anſtatt der Mutterbruſt die Früchte angeboten, an denen er nun ſicher und gefahrlos ſeinen Hunger ſtillen kann. Die Kirche hat ja ihre Weihe drüber ausgeſprochen und an die Herbſtruhren der Hoſpitäler hat man ſich gewöhnt.

Wer beſtreitet nun dem Ruſſen, daß dies Hungerkummerfeſt in Riga nichts anderes, als eine Nachfeier ſeiner Aepfelweihe ſei? Wer mag es ihm zur Schuld anrechnen, daß er jeden nichtruſſiſchen Theilnehmer für einen unberechtigten Eindringling hält? Wer giebt ſich die Mühe, den neuanwandernden Letten vom Urſprung und Bedeutung dieſes Feſtes zu unterrichten? — Anſtatt ihr Anrecht zu vertheidigen, zogen ſich die Deutſchen hinüber in die Dunkelheit des Wöhrmann'ſchen Parkes zurück, bedauerliche Reden und verächtliche Blicke auf die Rohheit der ruſſiſchen Volksluſt ſchleudernd. Ihnen folgte, was zu ihnen hält und ſich zu gut glaubt für ein öffentliches Feſt. Da drängt ſich's denn durch die engen Gänge in anſtändiger Langweile und mit langweiligem Anſtand. Wenn aber am Abend die ſpekulative Illumination des Traiteurs aus dem Baumgrün des Parkes hervorſchimmert, fluthen die ruſſiſchen Maſſen von ihrem Tummelplatze auch hierher, überſchreien in jauchzendem Taumel die Muſik der aufgeſtellten Orcheſter und ſchlagen von Neuem die nichtruſſiſchen Feſtbegänger in die Flucht. Binnen Kurzem ſind ſie alleinige Herrn des Platzes, und deſſen wüſter Zuſtand

bezeugt am andern Tag, in welchem Zustand die russische Lust endete. — Die russische Kirche hat aber drei neue Tage im Jahr für sich erobert, von denen bereits das künftige Geschlecht nicht mehr erfährt, daß sie einst dem Andenken an ein Stück selbstständiger Geschichte Livlands geweiht waren.

Außerhalb der Wälle.

Unaufhaltſam drängt die Blüthe ihre Kronenblätter aus dem ſchützenden Kelche, ſo wie ihre Zeit gekommen, um ſich in voller Pracht zu entfalten. So drängt auch ein machtvoll erblühendes Bürgerleben den ſtädtiſchen Verkehr weit über die Wälle und Schanzen hinaus, hinter denen es ſeine erwachſende Exiſtenz gegen feindliche Stürme und verheerende Wetter geborgen hatte. Der Entwickelungsdrang kann keine Feſſeln ertragen und giebt ſich ſelber und ſeine Schaffungen lieber einem möglichen Drohniß Preis, als daß er um dieſer Möglichkeit willen ſeine Zeugekraft eingeengt empfinden möchte. Wo das bürgerliche Element zu großartigen Entfaltungen kam, verſchwand die militäriſche Geltung. Zu friedlichen Anlagen wandelten ſich überall die Wälle und Gräben, in vielen Städten überwuchs ſelbſt das Vorſtadtleben das des Stadtinnern, in nicht wenigen ſchoben ſich ſogar die alten und neuen Stadttheile über den verſunkenen Schutzanſtalten unſcheidbar aneinander.

Auch in Riga wäre es so gekommen und Dünamünde mit der Bolderaa wären wahrscheinlich dafür aus getrennten Anbauten zu einer starken Festung zusammengewachsen, wenn Riga nicht speziell der Zielpunkt vielhundertjähriger Angriffe und Feindseligkeiten gewesen wäre. Aber nunmehr selber, da es unter mehr denn hundertjährigem Frieden fortlebte, hat die politische Klugheit der Herrscher nicht erlaubt, die Wälle ihres Kanonenschutzes zu entkleiden und von den Bastionen die Wachmannschaften zu entlassen. So steht heut noch Alles kriegerisch gerüstet. In einem Halbgürtel umziehen die Festungswerke den vom Fluß abgewendeten Stadtumfang; am Nordende, dicht an den Dünawellen, ragt die Citadelle, mit Dünamünde's Fort korrespondirend, und Stadt und Fluß mit ihren Batterien beherrschend; entsprechend schließt am Südende ein anderes Werk die Wälle wiederum am Flusse ab, gegenüber auf dem linken Dünaufer stehen einzelne herüber bezügliche Befestigungen. — Riga ist vortrefflich eingeschlossen von russischer Militärgewalt.

Dennoch würde die Stadt selber diese Wälle ungern einbüßen, denn trotz ihres möglichen Dräuens nach Innen sind sie der Bürgerschaft ein mittelbares Bollwerk für die deutsche Innerlichkeit. — Soweit nämlich die Glacis sich landwärts breiten, soweit breitet sich auch ein neutrales, von Häusern unbesetztes Gebiet. Oede lag lange Jahre über dieser Sand- und Moraſtfläche; nur einzelne Büsche sproßten hier und da empor und erst unter der Generalstatthalterschaft des von den Ostseeprovinzen vielverkannten Marquis Paulucci entstanden dort Baumreihen und Anlagen. Trotz des kargen Fruchtbodens wuchsen diese üppig empor und nunmehr ist um den Festungskreis ein grüner Kranz geschlungen, so dicht und schattig, als wolle er den Bürgern das jenseitige Anwachsen des russischen Drohniſſes verbergen und den Belagerern die Kleinheit des

deutſchen Stadtkernes, deſſen Beſitz und volles Bürgerrecht ſie ſo übermächtig anſtreben. Dazu wuchert gen Riga auf der Oberfläche der den Wallgräben nächſten Glacisbreite ein üppiger Raſen und auch hinauswärts ziehen ſich breite Waiden, von immer neuen Alleen durchſchnitten, ſo daß die buntbemalten Häuſermaſſen und die fünfkuppeligen Kirchen gleich einem verzierenden Hintergrunde hereinlugen.

Nur längs der Düna blieben ſolche Anlagen unmöglich. Zu knapp hatten die Häuſer und Baſteien ſich an die Dünawogen angebaut, und wo ſie einen ſchmalen Uferſtrich übrig gelaſſen, war er ſeit Jahrhunderten vom Hafenverkehr in Beſchlag genommen. Dafür iſt aber eben dort ein gutes Stück des Walles der Feſtung unnöthig und dem Publikum zur Benutzung übergeben worden.

Unter uns, als ſtünden wir an einem überhängend ſchroffen Uferrande, rauſcht die Düna und weit aufwärts gegen Süden fliegt der Blick über die blinkenden Wellen des mächtigen Stromes, welcher zwiſchen hügeligen, bald bewaldeten, bald nackten Ufern heranwogt. Weit abwärts folgt das Auge dem ſich immer mehr weitenden Fluſſe, bis er mit einer Beugung hinter Bäumen, Landhäuſern und Wieſenflächen, der Seeausmündung ſchon nahe verſchwindet. Fern und nahe ſchwellen die Segel der kommenden und gehenden Schiffe; noch ehe wir es ſelbſt erblicken, verkündet ſich das nahende Dampfboot mit ſeiner ſchwarzen Rauchflagge; dazwiſchen bewegen ſich die ungeſchickten „Struſen“ und die Maſtenflöße auf den Wogen umher; ameiſenemſig ſchlüpfen Barken und Kähne zwiſchen den größern Schiffen vom einen Ufer zum andern. Dicht unter uns und ſtromabwärts wogt, ſchwirrt, lärmt und wirrt die maſſenhafte Geſchäftigkeit des Hafenlebens durcheinander; rechtshin erſchauen wir die Dünafloßbrücke, als ſchmalen Streifen zwiſchen zwei feſtliegenden Schiffreihen; eben ſo iſt das rechte Ufer ab- und

aufwärts von anlagernden Fahrzeugen beſetzt. Jenſeits der Düna breitet ſich aber mit ihren kleinen, weiß und bunt bemalten Häuſern eine Vorſtadt; hinter dieſer heben ſich Schwarzholzſtriche, von zierlichen Hütten belebt, auf ehemaligen Dünenreihen gebirgig empor; und wo zwiſchen dieſen ein Fernblick offen bleibt, da ſtreift das Auge landeinwärts über weite Flächen, ſeewärts von Neuem über Berg an Berg — freilich durchaus kahl und weiß, dennoch durch ihre Formen die Landſchaft ſchmückend und am fernen Meeresufer eben ſo blauduftig verſchwimmend, im Abendſchein eben ſo roth überflogen, wie ein fernes reben- und gartenreiches Hügelland.

Auf dieſer Baſtei bewegen ſich die Rigenſer gern und viel umher. Da miſcht ſich die behagliche Ruhe des Anſchauens ſo angenehm mit dem Gedanken an das Geſchäft, an Vergangenes und Kommendes. Hängt doch jeder Einzelne in dieſer Stadt am Ende, wenn auch mit feſter oder loſer geknüpften Intereſſen, an dem ſüdlichen Flachlande, woher der Fluß kommt und am Meere, dem er zufließt. Die Düna iſt ja die Pulsader der Stadt. Da ſteht denn der Großhändler nach dem Komptoirſchluß dort oben und überrechnet noch einmal flüchtig die Waaren, welche von den „Stauern" unten in die Schiffe gepackt werden, um hinauszuſegeln nach fernen Küſtenſtrichen; da überſchaut er vorläufig die mit Hanf, Flachs und Getreide angefüllten Struſen, mit deren Beſitzern er morgen in Unterhandlung treten wird. Von dort ſpäht auch der „Baumbeſteiger" ſtromaufwärts, ob er unter den flatternden Segeln und den dunkeln Struſen nicht etwa jene zu Flößen zuſammengefügten Maſten herausfinde, welche er in den kleinruſſiſchen und polniſchen Waldungen zum Fällen anzeichnete, dann auf eigne Gefahr kaufte und deren Ankunft er nun halb bangend, halb hoffend entgegenſieht, damit ſie der Prüfung der vereideten „Holzbrakerzunft" unterlegt und

von dieſer geſchätzt werden. Denn der Preis, welchen dieſe für jeden einzelnen Maſt beſtimmen und durch ihren eingebrannten Stempel bezeichnen wird, iſt für ihn beim Wiederverkauf bindend. — Dort ſteht auch der Modewaarenhändler, welchem der Telegraph die Ankunft des Hamburger Schooners auf der Rhede von Dünamünde verkündete, worin all jene Herrlichkeiten verborgen ſind, mit deren Anzeige er bereits die Rigiſche Frauenwelt lockte, und welche nun noch den langen, koſtſpieligen Weg durch das Zollamt zu gehen haben, ehe er ſie vorlegen kann. Dort oben ſteht der Feinſchmecker, einer verſprochenen Auſternladung entgegenharrend, neben ihm der Höker, neue Häringstonnen heranſehnend, neben dieſem im Frühling der Fetthändler, auf die Boote der „Runen" mit Seehundsthran wartend, und an jedem Morgen der Fiſchhändler, den regelmäßig einlaufenden Barken der kuriſchen und liviſchen „Strandbauern" des Meerbuſens entgegenblickend, damit er wohlfeilen Vorkaufs vor ſeinen Konkurrenten theilhaftig werde. Wer aber nichts zu erwarten, nichts von Fluß und Meer zu hoffen und zu fürchten hat, ſteht doch auch dort oben und ſieht den Strom hinab die bunten Schiffe gleiten und ſegnet Fried' und Friedenszeiten.

Allein nicht immer iſt dieſer Ausblick ſo freudiger und hoffnungsvoller Art. Und zwar dann gewöhnlich am wenigſten, wenn eben die Natur, ſich zur ſchönſten Zeit vorbereitet, ihre ſtarre Winterdecke abwerfen will und die wärmern Sonnenſtrahlen den eiſigen Panzer der Düna berühren. Denn während ſie dieſer hier an ihrem Nordende noch in feſtem Zuſammenhange umgürtet, ſprengte der kräftigere Lenz deſſen Nieten und Fugen an ihrem Südende bereits weit klaffend auseinander, daß die befreiten Waſſer in hohen Springfluthen braus hervorquollen und ſchon ihr gefährlich Spiel mit den zerriſſenen Schollen trieben, während hier noch Fußgänger und Fuhrwerk über die Flußdecke paſſir-

ten. Zu dieſen Waſſern kommen dann immer neue aus allen Flüſſen, Bächen und überquellenden Seen des weißruſſiſchen und polniſchen Gebietes als mächtige Bundesgenoſſen in reißendem Schwalle herzugeſtürzt. Dann drängen die vereinten Kräfte gegen die Eismauern des Nordens. Bald iſt die feſte Decke des Fluſſes überſtrömt, von der Schwere dieſes Waſſers zerberſtet deren Zuſammenhang, an ihrem Südende laufen die zerſtückten Schollen Sturm, von unten empor drücken die freiheitsſüchtigen Wogen, ſelbſt vom Meerbuſen aus ragt das Seewaſſer flußeinwärts. Bald entſteht ein Schwanken und Wogen der Eisfläche, ein Heben, Quellen und Stürmen der Waſſer, welches deſto gefährlicher für alle Uferlandſchaften wird, je feſter der Eisriegel der Düna bei Riga hinter den Inſeln oberhalb verſchanzt und je inniger er mit den Sandbänken unterhalb der Stadt zuſammengefroren iſt. Weithin überſchwemmt ſteht dann gewöhnlich jenes Dreieck zwiſchen dem jenſeitigen Dünaufer und der kuriſchen Aa, die längs der Meeresdünen und knapp hinter ihnen eine lange Strecke fließt, um endlich dicht am Dünaausfluß ſich in dieſen zu ergießen. Gleich Scheerenklippen ragen dann die zahlloſen Dünengipfel der ganzen weiten Fläche, welche ein Jahrtauſende altes Zurücktreten der See einſt trocken legte; und die Meeresfluthen ſcheinen wieder ihren alten Herrſchaftskreis bis heran zu der jenſeitigen Vorſtadt erobert zu haben. Dieſer ſelber droht Vineta's Geſchick. Und ſogar durch die wohlverrammelten Eingänge der Altſtadt wälzen ſich die Wellen herein in die tiefgelegenen Straßen, während die noch unbelaubten Bäume der Glacisanlagen hülfeflehend ihre Aeſte und Zweiglein hervorſtrecken aus einem von Eisſchollen beſchifften See, deſſen Uferland die Moskauer Vorſtadt erſcheint.

Dann ſtehen die Rigenſer dichtgedrängt in angſtbleichen Schaaren auf jener Baſtei, nach deren Oberfläche die empörten Wellen herauf-

drohen, und durch ihre Haufen läuft die Erinnerung an jenen furchtbaren Eisgang im Jahre 1814, welcher vierhundert Häuſer mit mehr als hundert Menſchenleben verſchlang. Steht auch ein ſo verderblich Ineinanderkämpfen des Eiſes, der Wellen und des Sturmes nur wenige Mal während des achthundertjährigen Stadtbeſtandes in den Chroniken verzeichnet, ſo giebt doch heut noch eben ſo wenig, wie damals, irgend eine Vorkehr dagegen genügenden Schutz.

Dies Alles geſchieht in den letzten Tagen des April oder den erſten des Mai. Allein wenn auch in kurzer Zeit jedes äußerliche Erinnerungszeichen an das alljährlich gelinder oder ſchwerer vorübergehende Ereigniß der Eisfahrt getilgt iſt, ſo doch nicht im Flußbett ſelbſt. Mit ſtarkem Fall, ziemlich feſt eingegrenzt durch Hügel- und ſelbſt Felswände, ſchießt die Düna von ihrem ſüdlichen Anfange herab bis wenige Werſte vor Riga. Da kommt ſie plötzlich in ein flaches, weiches Land. So breitet ſie ſich denn an dieſer Stelle zu einer ſeegleichen Ausweitung, deren Menge angeſchwemmter Inſeln zeigt, daß der Fluß an Tiefe verlor, was er an Oberfläche gewann. Langſamer zwar, doch auch unregelmäßiger wälzen ſich nun ſeine Wogen dahin. Eben am Fuße der Stadtmauern macht er dann eine leichte Beugung und geht erſt unterhalb derſelben in gerader Richtung zum Meerbuſen. In dieſer Beugung wühlen nun die Eisſchollen den Flußboden alljährlich auf, dort verſenkt jede Ueberſchwemmung einen Theil der oberhalb abgeriſſenen Landſtücken und bis an ſie ſchiebt auch der Nordſturm die Sandmaſſen vom Meere herein. So herrſcht denn eben in nächſter Nähe der Stadt eine ewige Unſicherheit des Fahrwaſſers. Fortwährend ſchreibt deshalb eine ruſſiſche Flußrektificirungskommiſſion dicke Aktenſtöße davon voll, was ſie gethan habe und noch Alles thun werde. Dieſe vortrefflichen Berichte gehen dann gen Petersburg an den bekannten

Chef der Land- und Waſſerkommunikation des ruſſiſchen Reiches, den Grafen Kleinmichel, und erzeugen dort wiederum ſehr dicke Aktenſtöße voll Anordnungen und Befehle, in deren Begleitung auch mitunter ein Titel oder Orden heranfährt. Die Papierfabrikanten, die Tintemacher, die Federnhändler, die Tſchinowniks — Alles profitirt von dieſen vorgegebenen oder wirklichen Anſtrebungen, nur der Fluß ſelber ſpottet derſelben und ſchiebt nach wie vor ſeine Sandbänke bald hier, bald da empor. Allbekannt iſt z. B. „Willjeminoff's Naſe," welche lange Jahre aus dem Waſſer emporſtand und dadurch erzeugt worden war, daß dieſer General den Strom von Riga bis nach Dünamünde mit ſo vortrefflichen Dämmen eingefaßt hatte, daß ſie der nächſte Eisgang wegriß und mitten im Flußbett emporthürmte. Bei ſolchen Umſtänden bleibt's denn nach wie vor bei der „Pegelung." Nach jedem großen Waſſer fährt nämlich ein ſtädtiſcher Ausſchuß von der Dünabrücke bis an die Mündung des Fluſſes, wirft von Zeit zu Zeit das Senkblei aus und beſtimmt auf ſolche Weiſe das Fahrwaſſer, welches nachher durch Boien und Baken bezeichnet wird.

Es mag jedoch wirklich kaum möglich ſein, den Fluß zu bewältigen; denn auch alle übrigen Verſuche dazu haben ſich bis jetzt unzulänglich erwieſen. Auch macht nicht allein der Eisgang ſeine Wellen drohend anſchwellen, ſondern ſelbſt mitten im Sommer verbreitet ſeine entfeſſelte Wuth oft ähnliche Schreckniſſe und droht ſogar mit noch größerem Verderben. So geſchah's wieder im Jahr 1844. Das war ein trübes und regneriſches Jahr; vom ſchneereichen Winter her ſtanden bis in den Sommer hinein jene weiten Landſtriche Polens, Litthauens, Kurlands und des ſüdlichen Livland weit überſchwemmt, in denen eine Menge träger Bäche und Flüßchen von See zu See, von Moraſt zu Moraſt ſchleichen, als wüßten ſie nicht wohin, um endlich dennoch ihre

Schlammfluthen in die Weichſel, Aa und Düna auszugießen. Damals waren bereits alle größern Flüſſe von ihnen zum Ueberfließen gefüllt; und zu den vorhandenen Waſſermaſſen brachten immer neue Regengüſſe neue Maſſen; auch die größern Flüſſe traten ſchon hier und da aus ihren Ufern. Bald hob ſich denn die Floßbrücke der Aa bei Mitau bedenklich und am Abend des $^{11}/_{23}$. Juli durfte bereits die Dünabrücke zu Riga nur mit leichtem Fuhrwerk und langſam paſſirt werden. Anſtatt, daß man ſonſt vom Ufer abwärts fuhr und am jenſeitigen Ende wiederum in die Höhe, bildete ſie jetzt einen langgeſtreckten, aufwärts ſtrebenden Bogen, unter welchem ſich die Wellen nur mühſam hindurchdrängten. Trotzdem lagen die Schiffe noch an ihr feſt und das Wetter war ruhig. Doch als die Sonne hinter kupferrothen Wolken ſank, hörte man bedenkliche Worte aus den Gruppen der am Flußufer verſammelten Hafenarbeiter, Schiffsleute, Matroſen und Lootſen. „Sturm kommt; um Mitternacht wird's losgehen.“ — So ſank die Nacht herab, und je tiefer die Stadt ſchlummerte, deſto wilder toſ'ten die Wogen der Düna, als feierten ſie ein Erinnerungsfeſt an dieſe ſelbe Nacht vor zwei und dreißig Jahren, da der Gouverneur von Eſſen, in paniſchem Schrecken vor dem nicht einmal drohenden Feinde, Riga's Vorſtädte niedergebrannt und neunhundert Häuſer mit funfzehnhundert Menſchen der Vernichtung zum Raube gegeben hatte.

Am Frühmorgen des $^{12}/_{24}$. Juli flog ein erſchrecktes Laufen und Rennen durch die ganze Stadt; wo Einer dem Andern begegnete, warf er ihm ein Paar haſtige Worte entgegen. Der Sturm war mit der Mitternacht gekommen, war vom Nordweſten gekommen, hatte die Meereswellen in den Fluß hereingeſchleudert und ringsum alle Niederungen überſchwemmt. Oberhalb der Brücke bäumten ſich die Wogen im wüthenden Kampfe gegeneinander; von den Inſeln und Holmen

wurde losgeriſſen, was da Ankerhalt und Hafenſchutz geſucht hatte. Auf Gnade und Ungnade dem Elemente preisgegeben tanzten dort oben Schiffe, Barken, Flöße, Holzladungen, Häuſertrümmer den gefährlichen Wellentanz, während im Hafen und längs der Stadtufer des Fluſſes, wie an beiden Seiten der Brücke die Fahrzeuge wankten und ſchwankten. Dabei war es unmöglich wegen des gegenſtehenden Sturmes das Mittelttheil der Brücke zu öffnen, um die Schiffe hinaus in's Freie zu laſſen. Doch drohte der Brücke ſelbſt auch keine unmittelbare Gefahr, denn der Nordweſtſturm hielt den Andrang der anlagernden Schiffe zurück. Aber jeder Augenblick konnte dieſe bringen, und bereits erblickte man oberwärts, wenn auch noch in weiter Ferne, dennoch nahend, eine Menge von Struſen.

So war's am ganzen Vormittag. — Unterdeſſen drängte und wogte die angſtvolle Einwohnermenge von dem Hafen durch die Stadtſtraßen, die Brücke ſelber war überfüllt von Solchen, welche noch herüber und hinüber eilten, auf der Baſtei längs des Dünaufers ſtand Kopf an Kopf, unten am Ufer arbeitete mit der Kraft der Verzweiflung Alles, was irgendwie mit den ankernden Schiffen, mit den Hafenarbeiten u. ſ. w. in Verbindung ſtand. Von einem Geſchäftsverkehr in der Stadt war keine Rede; die Handelsbuden, die Werkſtätten, die Schreibſtuben ſtanden verlaſſen; ſelbſt die Börſe war nicht eröffnet und man kam nur dorthin, um genauere Nachrichten als jene einzuholen, die am Schauplatze des Unglücks in wilden Widerſprüchen übertreibend durcheinander toſ'ten. Die Kourſe blieben unnotirt und der Wechſeltag mußte bis zum nächſten Poſttag hinausgeſchoben werden. — Aber noch war das Unglück an der Brücke nicht auf den höchſten Gipfel gediehen, noch hatten die Ankertaue der Schiffe und Flußfahrzeuge feſtgehalten, noch ſtemmte ſich der Nordweſtſturm mit den Wellen dem Andrange des

angeſchwellten Stromes entgegen und ließ die drohenden Struſenmaſſen nur allmählig auf den Wellen herabkommen. Doch waren dieſe bereits näher herangerückt. Dauerte nun das Unwetter noch, wenn ſie die ankernden und anliegenden Fahrzeuge erreichten, ſo ſchien der Untergang dieſer, das furchtbarſte Verderben der Brücke unabwendbar.

Man muß dieſe Struſen kennen, um die Nutzloſigkeit, ja Unmöglichkeit jeder Abwehrmaßregel bei ſolchem Sturme zu begreifen, wie er damals toſ'te. Eine krummgewachſene Tanne oder Fichte bildet den Kiel, einige übriggelaſſene Aeſte derſelben ſind als Schiffsrippen heraufgebogen; der dicke Wurzelſtock gab den Mittelbalken des Schiffsſpiegels, auf welchem das Steuerruder ruht, zu dem nicht ſelten noch ein zweites am Schnabel tritt. Die Planken des Rumpfes ſind nur oberflächlich bearbeitet, roh aneinandergefügt, ihre Lücken nothdürftig mit Moos oder ſonſtigem Stopfwerk ausgefüllt. Ueber dieſen weitbauchigen Rumpf aber wölbt ſich, gleichwie über einen Laſtwagen, eine weite Decke, welche entweder aus Matten beſteht, die man über Bogen von jungen Birkenſtämmen ſpannte, oder die auch aus Brettern in ähnlicher Form zuſammengebaut iſt. Um dieſe zieht ſich eine ſchmale Galerie, auf welcher zwei oder drei Menſchen fortwährend vom einen zum andern Steuerruder laufen, um ſelbſt bei ruhigſtem Wetter und Wellenfluß nur eine Art von Regelmäßigkeit des Schiffslaufes zu erarbeiten. Gleichzeitig müſſen aber dieſe wenigen Menſchen auch fortwährend mit langen, ſchweren Stangen hanthieren, um das ungelenke Gebäude von begegnenden Fährlichkeiten fernzuhalten. Maſten und Segel ſind natürlich einem ſolchen Fahrzeug unbekannte Dinge, irgendwelche Waſſerdichtigkeit ſeiner Wände unerhört: darum muß dieſelbe ſparſame Mannſchaft auch noch das Hereindringen der Fluthen mit Pumpen bekämpfen. — So treibt's denn nicht viel anders, denn ein loſer

Stamm mit dem Strome, bald ſpitz, bald ſchief, bald vollkommen quer und jedes andere Fahrzeug weicht ſcheu vor ſeiner gefahrdrohenden Nähe. Wie aber im Aeußern roh, plump und ungeſchickt, ſo iſt's auch in ſeinem Innern beſchaffen. Da iſt von jener Kunſt der Verpackung keine Rede, wie ſie in Riga von der Zunft der „Stauer" geübt wird. Selten liegt das Getreide in Säcken oder andern Behältniſſen, meiſtens iſt's in loſen Haufen aufgeſchüttet; unſortirt wälzt ſich der Flachs, wie der Hanf in großen Gebinden umher; zwiſchen Balken und anderm Holzwerk treibt ſich der Leinſamen herum. Dagegen vergaß man niemals, dem Aufſeher des Fahrzeugs und der Waaren inmitten des Raumes eine kleine Bretterkajüte zuſammenzunageln, von welcher er in behaglicher Ruhe nach allen Seiten auszuſchauen vermag.

Mehr als ein Halbhundert ſolcher „Struſen" warfen ſich damals auf der obern Düna umher, eine Menge ebenderſelben ſchwankte in einer Reihe mit andern Fahrzeugen oberhalb der Brücke, theils mitten im Fluſſe, theils längs der Ufer an ihren Ankerketten. Wehe, wenn ſie ſich löſ'ten! — — Da ſchien gerad im Augenblicke des furchtbarſten Drohniſſes der Nordweſtſturm nachzulaſſen. Es war als habe er ſich ſelbſt erſchöpft in ſeinem Wüthen. Ringsum athmeten die Menſchen wieder freier aus der bisher gepreßten Bruſt, ja ſchon verſuchten's die muthigſten Schiffer, ihre Barken und Boote loszuketten, um vom Waſſer aus die entſtandene Verwirrung an den Schiffen ordnen zu helfen. — Aber wenige Minuten ſpäter ſchrie's auch aus den Haufen der wetterkundigen Schiffsleute in plattdeutſcher, lettiſcher, polniſcher, litthauiſcher, ſchwediſcher, engliſcher Mundart die Schreckensworte: „der Wind ſpringt um, nach Süden, es kommt ein Orkan!" Das war gerad in der Mittagſtunde. Brauſend, heulend, ziſchend, brüllend kam auch der Orkan mit dem Stromzug geflogen, daß die Wellen ſich ſtock-

werkhoch emporbäumten und gleich zerſprengten Waſſerfällen aus der Höhe ſich in ſich ſelbſt herabſtürzten. Denn alle jene Waſſermaſſen, welche der Nordweſtſturm in den Fluß herein und deſſen Lauf entgegen geworfen, wurden nun von den vereinten Mächten des Südorkans und der Stromfluth zurückgeſchleudert. Losgeriſſen von allem Halt waren urplötzlich Unmaſſen von Fahrzeugen mitten in den Fluß und mit furchtbarſter Kraft im Augenblicke darauf gegen die Brücke gedrängt. Gleich einem ſchwachen Reis beugt ſich dieſe, noch überfüllt von Menſchenmengen, welche den Augenblick ſcheinbarer Mindergefahr hatten benutzen wollen, um herüber und hinüber zu fliehen. Fuhrwerke, Menſchen, Pferde, Alles ſtürzt von dieſem Anſtoß in dichtem Knäuel übereinander, aus dem ein entſetzlich Kreiſchen emporſchreiend für einen Moment das Gebrüll des Orkans und der Wellen übertäubt. In der Todesangſt ſich aufraffend, flieht ein Theil herüber, ein anderer Theil hinüber nach dem Feſtland, der Reſt zur Brückenmitte. Unterdeſſen ſind aber auch die drohenden Struſen in wüthender Eile den Fluß herabgeſchoſſen, haben die angeankerten Fahrzeuge von ihrem Halte losgebrochen und bringen mit ſich, die ganze Breite des durchwühlten Fluſſes bedeckend, Maſtſtämme, entwurzelte Fichten- und Tannenbäume, Balken, Planken, Bauhölzer, Pfähle und zerſtreute Brennholzſtöße, als ſollten dieſe die Stelle der Schollen eines Eisganges vertreten. War vorher jede Hülfe vom Land aus todesgefährlich, ſo ward ſie nunmehr ein Werk der baaren Unmöglichkeit.

Erſtarrt ſtanden die Maſſen am Ufer vor der Schreckensherrſchaft des Elementes; mitten auf der ſchwankenden Brücke preßte ſich ein Menſchenhaufen in Todesverzweiflung aneinander, die Rettung ſo nah und doch ohne Möglichkeit ihrer Erreichung, der Tod in den Fluthen faſt unabwendbar in jedem nächſten Augenblick. Denn von dem Sturm

gelockert, von dem fortwährenden Anprallen einzelner Fahrzeuge faſt entwurzelt, halten die Brückenpfähle nur noch mit ſchwacher Kraft den Oberbau, während in todſchwangern Maſſen die Struſen ſich immer näher heranwälzen. Ein grauenhaftes Schweigen der Lebendigen zittert deren erſtem Anſtoß entgegen. Hochauf ſpritzen die Wellen im furchtbaren Dröhnen deſſelben, ein Schrei des Entſetzens folgt in Gedankenſchnelle auf dem rechten Dünaufer: das dem Lande nächſte Drittel der Brücke iſt weggeriſſen und ſchießt mitten unter den durch dieſe Lücke hindurchbrechenden Trümmern den Strom hinab. Und während hier das Entſetzen noch kein Wort findet, ſchallt auch vom jenſeitigen Ufer ein dröhnender Stoß, gellt ein furchtbarer Schrei, löſ't ſich auch dort ein Brückentheil, gefolgt von den rieſenhaften Schiffsungeheuern. — In wildem Schwalle ergießen ſich die Fluthen rechts und links hin, mit ihnen die Fahrzeuge und Holzmaſſen. Und während ſolchermaßen die höchſte augenblickliche Gefahr vom Mittelſtück der Brücke ſich abwendet, beginnt ſie für die Schiffe. Von der Möglichkeit ihrer Leitung iſt keine Rede. So rennen ſie bald gegen das Ufer, bald gegeneinander; an den übrigbleibenden Pfählen der weggeriſſenen Brückentheile laufen ſie ſich auf, eine Struſe hebt ſich an einem ſolchen faſt ſenkrecht in die Höhe und verſchwindet im nächſten Moment in den Fluthen; noch über ihren verſinkenden Rumpf hinweg gleichfalls eine zweite. Ebenſo an der jenſeitigen Lücke der Brücke.

So währen die Dinge bis zur dritten Nachmittagsſtunde; da endlich legt ſich die Wuth des Orkans, da endlich wird es möglich, Boote und Barken in den Fluß hinabzulaſſen und trotz noch immer treibender Hölzer und Fahrzeuge die durchängſtigten Menſchen von dem übriggebliebenen Mittelſtücke der Brücke nach und nach an das Land zu retten. Aber noch laſtete der erſte Eindruck des Ereigniſſes auf der

ganzen Stadt, noch flogen fortwährend übertreibende Gerüchte vom einen Ende derſelben zum andern, noch rechnete man die Menſchenopfer nach Hunderten, die Zahlen der untergegangenen Schiffe nach Zehnten, den Verluſt an Gütern nach Hunderttauſenden. Im Gegenſatze dazu lächelte jedoch bereits die Sonne wieder aus blauem Himmel, nur noch einzelne raſch dahinjagende Wolken gaben von dem Sturmwetter Kunde, das ſich unterdeſſen zum leichten Wind geſänftigt hatte. Ja, bei ſinkender Sonne floß auch die Düna bereits wieder ruhiger, wenn ſchon noch hochgeſchwellt; dazu flatterten in der Ferne ſelbſt wieder einige Segel, die Boote ſchlüpften zahlreich und emſig vom einen Dünaufer zum andern. Nur das einſam ragende Mittelſtück der Brücke ſtarrte als Memento mori aus den Wellen und noch fortwährend vom Oberland dahertreibende Balken, Maſten, Bäume, Plankenhölzer und Schiffstrümmer verkündeten, welch unerhört weite Kreiſe die Waſſersnoth dort oben gezogen.

Erſt in den folgenden Tagen kamen von allen Seiten entſchiedenere Nachrichten. Wie in Riga ſo hatte die Düna allerwärts die Brücken weggeriſſen; auch die Aabrücke bei Mitau war zerbrochen; die Narowa, die vielen Ausflüſſe des Peipusſees, kurz, alle Waſſer des ganzen baltiſchen Landes waren weithin ausgetreten; Ueberſchwemmungen und Regengüſſe ſcholl es von der Weichſel, vom Don, von der Wolga. Und bei all dieſen Schreckniſſen erkannte nun endlich Riga, wie der hieſige Unfall, trotz ſeiner furchtbaren Erſcheinungen, doch nicht jenen unermeßlichen Schaden gebracht hatte, welchen der erſte Schrecken vorausſetzte. Nur fünf Struſen waren wirklich mit aller Ladung untergegangen, die übrigen dagegen entweder auf überſchwemmten Uferwieſen aufgelaufen oder nahe der Bolderaa in Privathäfen geborgen. Auch die meiſten andern Fahrzeuge waren innerhalb der Entfernung einer

Flußmeile in ihrem weitern Lauf aufgehalten worden; selbst die losgerissenen Brückentheile hatte man aufgefangen und von den ungeheuern Holzmassen lagerte ein nicht unbedeutender Theil theils bei den Ufergesinden der längs der Düna verstreuten Güter, theils in den Holzhäfen von Bolderaa und Dünamünde. Bereits am $^{13}/_{25}$. Juli konnte auch die Brücke wieder dem Verkehr eröffnet werden. — —

Natürlich war es, daß am Abend dieses Schreckenstages jener kaiserliche Garten völlig verödet lag, an welchem der Weg von der Dünabastei nach den Vorstädten vorüberführt. Aber so ist's auch an jedem andern Tage. Die Rigenser lieben ihn nicht, trotzdem daß Peter ihn anlegte und eine umgränzte und beinschriftete Ulme anzeigt, sie sei von des großen Czaren eigner Hand gepflanzt worden, trotzdem daß Alexander der Stadt den Garten schenkte, trotzdem daß im Hause desselben die Generalgouverneurs ihre Sommerwohnung nehmen. Die Rigenser lieben ihn nicht, weil er zu düster, weil er zu eingeschlossen, oder, weil eben jede Stadt in Sachen solcher Zu- und Abneigungen von starrem Eigenwillen ist. — Dafür geht der Zug der Deutschen, wie der Russen nach dem etwas entfernteren Parke, welchen einst der Kaufmann Wöhrmann seinen Mitbürgern öffnete, dann der Stadt testamentarisch vermachte und dessen Anlagen englischen Geschmacks der Magistrat nun immer mehr erweitert. Dieser „Wöhrmann's Garten" hat eigentlich gar nichts Auszeichnendes, aber er ist mit seinen sanft geschwungenen Gängen, mit seinen Birken, Ahornbäumen, Akazien, Fichten, Tannen und Pappeln in buntem Gemisch von behaglicher Anmuth. Dazu zeigt sich inmitten seiner Anlagen eine elegante Restauration und an mehrern Tagen der Sommerwochen erklingt das Konzert eines vortrefflich eingeübten Orchesters. Dies Alles übt auf die Rigenser so mächtige Anziehungskräfte, daß man sie hier allabendlich versammelt findet. An

den Konzerttagen gilt dieſer Ort ſogar als eigentlicher Sammelplatz der rigiſchen Geſellſchaftswelt. Dann kommen die Beſucher nicht nur aus dem Stadtkern und von den Vorſtädten, ſondern auch von den Landſitzen jenſeits der Düna. Ja, man könnte meinen, die National- und Rangſcheidungen ſeien verſchwunden, ſo bunt und dicht drängen ſich die Mengen durcheinander; und es gehört ſchon eine längere Bekanntſchaft mit der Stadt dazu, um ſich durch dies ſcheinbare Zuſammenfließen aller Bevölkerungstheile nicht täuſchen zu laſſen, um ſelbſt hier fortwährend die ſcharfen Gruppirungen nach Nationalitäten, oder auch nach Geſellſchaftsrängen zu gewahren, zwiſchen denen nur pflichtſchuldige, unausweichliche, immerhin höchſt oberflächliche Beziehungen die Fäden des Zuſammenhanges herüber- und hinüberſpinnen.

Dagegen bedarf es nur ſehr kurzer Zeit, um aus der Menge die Vertreter der einzelnen Nationalitäten herauszuerkennen. Damit ſind natürlich nicht jene Repräſentanten gemeint, welche die nationale Tracht völlig oder theilweiſe beibehielten. Nein, auch wenn die Deutſchen, Ruſſen, „Halbdeutſchen“ und „Undeutſchen“ — womit man im baltiſchen Lande die germaniſirten und die nationalen Ureinwohner bezeichnet — ihre Nationaltracht gleichmäßig gegen franzöſiſche Modekleidung umtauſchten, und ſelbſt abgeſehen vom nationalen Geſichtsausdrucke, wird man ſie dennoch nach ihrer Körpergeſtalt und ihrer Bewegungsweiſe zu ſcheiden vermögen.

Es giebt keinen entſchiedenern Typus, als den einer ruſſiſchen Kaufmannsfamilie, welche ſich in ihrer Tracht entnationalirte. Der Ruſſe, welcher erſt in ſeinen Mannesjahren den Bart abſchnitt, den langen blauen Kaftan auszog oder gar ſein rothes Hemd erſt einknöpfte in die Beinkleider, welche er aus den Stiefelſchäften herauszog, um ſie darüber hinabzuſtreifen — er nimmt mit dem modernen Kleid entſchie-

den jene Luſt an buntem Farbenwechſel wieder auf, welcher die Ausſchmückungen ſeiner Wohnung charakteriſirt. Hellfarbige Kleider, eine ſchreiend bunte Weſte, ein eben ſo buntes Halstuch umhüllen den muskulöſen, ſeltner langgeſtreckten als unterſetzten Mann, welcher in höherem Alter immer zu plumper Leibesfülle neigt, auf deren umfänglichen Rundungen die hellglitzernde Uhrkette, die mit großen Steinen beſetzte Tuchnadel leuchten, und deſſen kleine, kluge Augen ſicherlich hinter einer Brille mit metallblankem Geſtell hervorblicken. Seine Gattin, welche bereits von Jugend auf ihre Anlage zur Dickleibigkeit mit glücklichſtem Erfolg entwickelte, verläßt eben ſo im höhern Alter und in der Modekleidung die grelle Buntheit nicht, welche ihrer Nationaltracht eigen. Dabei hat ſie durchaus keinen Sinn für Zuſammengehörigkeit gewiſſer Farben, ſowie für die Unverträglichkeit anderer. Gelb und Lichtgrün, Roth und Roſa, Blau und Violett laufen wirr durcheinander und ein Ueberfluß von Halsketten, Broſchen, Ohrgehängen, Armſpangen, Fingerringen dürfen dem mit Spitzen, Beſätzen und Schleiern bereits überladenen Anputz nicht fehlen. In ſolchem Glanze bewegt ſich das ruſſiſche Ehepaar mit großem Selbſtgenüge, doch ſelten im gegenſeitigen Austauſche der Gedanken durch die Parkanlagen, während die Sprößlinge ſolcher Ehe eng aneinandergedrängt, die Köpfe halb geſenkt und nur mitunter ſcheu zur Seite ausblickend, dicht hinter Papa und Mama daherziehen. —

Den Gegenſatz zu dieſer Erſcheinung zeigt der „halbdeutſche“ Lette, welcher in den niedern Sphären des Handelsverkehrs ein behaglich Auskommen erwarb und ſich nun durch die Modekleidung vollkommen emanzipirt wähnt. Er iſt der Lion der Gaſſe und als ſolcher natürlich unverheirathet. Sein urſprünglich halblanges, inmitten der Stirn geſcheiteltes Haar iſt ſo kurz geſtutzt, daß es beinah der ruſſiſchen Militär-

coiffüre entſpricht. Ein äußerſt blanker Hut balancirt meiſtens etwas nach der einen Seite des aus alter Gewohnheit geſenkten Kopfes, während das Antlitz ſeinen nationalen Schwermuthsausdruck mit dem Zuge energieloſer Pfiffigkeit und Lüſternheit vertauſchte. Der nach der vorletzten Mode gearbeitete Anzug wird keineswegs ohne Anſpruch auf Bewunderung getragen. Dazu ſchlüpft der „Morgenländer" — wie ihn der nationale Volksſpott nennt — mit ungemeiner Geſchmeidigkeit durch die Menge, grüßt erſtaunlich viel und iſt ſtets bereit, jedweder Anrede die ausführlichſte Antwort in einem halsbrecheriſchem Deutſch zu geben, welches die Konſonanten entweder als unnöthig verſchluckt oder ſo unverantwortlich verwechſelt, daß kein ch, f und r, kein ſch, ſp und ſt richtig ausgeſprochen und an der rechten Stelle angebracht wird.—

Man kann es ſich nicht verläugnen, die Deutſchen, auch die der unterſten Stände, ſind die Ariſtokraten in dieſer Geſellſchaft der öffentlichen Vergnügungsorte. Sie beiben es ſelbſt dann, wenn wir uns eingeſtehen, daß unſere Auffaſſung der Begegnenden nicht ganz unbefangen ſein mag. Und man kennt ja auch dieſen Vorzug der äußerlichen Formen- und Bewegungsanmuth der baltiſchen Deutſchen in ganz Europa. Selbſt in ihrem Vaterlande möchte man glauben, ſie ſeien als abſolute Herrſcher ihrer ganzen Umgebungswelt aufgewachſen, dieſe ſelbſt von ihnen nur aus artiger Rückſicht geduldet. Dabei haftet an ihrer äußerlichen Erſcheinung nichts von dem Gewerbe, von der Kunſt, von dem Handwerk, daß ſie betreiben, während in der ganzen Behabung ein gewiſſes edles Selbſtbewußtſein mit geſelliger Formenglätte verbunden ſich ausprägt. Durchſchnittlich ſind ſie von hohem ſchlankem Wuchs, die Frauen von edlen Formen, doch in Riga, meiſtens von etwas blaſſen und ſchlaffen Zügen, während im Geſicht der Männer jene Züge einer gewiſſen Entſchiedenheit vorherrſchen, wie ſie auch häufig

die Eingebornen der norddeutſchen Seeſtädte zeigen. Man könnte nun wohl im erſten Augenblicke ſolcher Betrachtungen in bittre Klagen darüber ausbrechen, daß das Schickſal gerad dieſen Theil der Deutſchen dem feindlichſten Elemente des Germanenthums anheim gab. Aber ſpäter fragt man ſich doch auch zweifelnd wieder: war's denn nicht vielleicht eben dieſe Formenglätte, war's denn nicht dieſes Ueberwiegen reingeſellſchaftlicher Ausbildung, war es nicht jene gewiſſe Verweichlichung, ihr Kind, welche die nichtdeutſchen Elemente ein ſo entſchiedenes Uebergewicht in der innerlich gefeſteten und auf ein ſiebenhundertjähriges Leben geſtützten Hauptſtadt Livlands erringen ließ?

Rigiſche Sloboden und Höfchen.

Vollkommen geendet iſt Riga, verſchwunden die letzte Spur nicht-ruſſiſcher Lebensgeſtaltungen, ſowie man über die Breite der Glacisanlagen hinausſchreitet. Einen Halbgürtel äußerlich und innerlich ruſſiſcher Stadtkolonien bilden auf Riga's Landſeite die Petersburger und Moskauer Vorſtadt, während jenſeits der Düna die Mitauer Vorſtadt, den Ausweg nach Deutſchland über Mitau und die Straße über Bolderaa nach dem Meer umlagert. —

Der Name „Vorſtadt" iſt wegen der tiefinnerlichen Gegenſätzlichkeit dieſer Anbauten und ihrer Bewohner zum Stadtkern und deſſen Bürgern vollkommen ungerechtfertigt. „Sloboden," mauerloſe Flecken, nennt der Sprachgebrauch bei andern baltiſchen Orten dieſe ruſſiſchen Lagerſtätten außerhalb der Stadtmauern und ſtändige Lager für die Ruſſenſchaaren, welche mit offner Gewalt, wie durch Ränke und Liſten ſich in den Stadtkern als Bürger einniſten wollen, ſind ſie auch hier,

und hier ſelbſt höhern Grades als ſonſtwo vom Anbeginn geweſen. Aus Häuſern und Hütten, anſtatt aus Zelten und Baraken baute der Moskowiter dieſelben nur deshalb empor, weil er wohl erkannte, wie ſein Angriff gegen die rigiſche Abwehr ſich lange Jahrzehnte hinausziehen werde. Doch innerlich feindlich gegen die Stadt blieb ſein Verhältniß auch dann noch, als die von Katharina's Städteordnung übriggebliebenen Handelsgilden jeglicher Geſchäftsthätigkeit des unbürgerlichen Einwohners und Schutzverwanden gleiches Recht und gleiche Geltung mit den kaufmänniſchen Bewegungen der eingebornen Bürger erzwungen hatten. Man benutzte die mühlos und ohne Verdienſt errungenen Vortheile, ohne ſich dem vorhandenen Leben der Stadt auch nur im Mindeſten anzupaſſen; man ſtellte fort und fort neue Anſprüche auf noch unmittelbarere Betheiligung an der Stadtverwaltung, ohne die Vorſtädte nach deren Muſter zu organiſiren. Petersburg, die aufgezwungene Normalſtadt des Reichesinnern, blieb einziges Vorbild.

Freilich giebt es keine Newaquais und Admiralitätsplätze und Neſskyproſpekte. Aber was dieſen gemeinſam iſt mit dem entlegenſten und ärmlichſten Stadtviertel, die künſtliche Weite, die rechtwinkliche Anordnung, Länge und Breite der Straßen, dies Alles findet ſich hier im verkleinerten Maßſtabe nachgeahmt. Dadurch entſteht jene ſcheinbare Uebereinſtimmung, welche den Fremden imponirend anmuthet, wenn er hineinſchreitet in eine jener modernen Gaſſen und welche doch eben bei näherer Betrachtung die vollkommene Vermittlungsloſigkeit aller Lebenskontraſte in die grellſte Beleuchtung ſchiebt. Eine ſchnurgerade und großartig breite Straße thut ſich vor uns auf; aber ihre Häuſer ſind niedrige Hütten, durch weite Zwiſchenräume wüſten Landes von einander geſchieden. Hier öffnet ſich ein regelmäßig viereckiger Platz mit ſäulenreichen Paläſten; aber dieſe Paläſte beſtehen von Unten bis Oben

aus Holzwerk und über ihren Pforten glänzt zum Namen des Beſitzers der Titelzuſatz: „Leibeigner.“ Dort ſteht eine Reihe zierlich übertünchter Gebäude; doch Sprünge, Riſſe und überhängende Wände verkünden eine zum Einſturz reife Verwitterung ihrer Grundfeſten. Daneben locken hinter einem zierlichen Geländer ſchattige Gartenanlagen mit ſchöngeordneten Baumgruppen und Blumenbeeten; allein mit dem Blüthenduft und ſtärker als dieſer, dringt auch der Geruch eines faulenden Moraſtes hervor, welcher noch unangetaſtet inmitten dieſer Pracht lagert. Dort ziehen ſich die augenſcheinlich neueſten Straßen hinaus und ihr Pflaſter durchwühlen Schweine; drüben ſteht die fünffach gekuppelte Kirche und das anſtoßende Haus iſt ein Wohnſitz der käuflichen Luſt; hier blickt man in das Innere eines anſcheinend behaglichen Bürgerhauſes und trunkene Menſchen taumeln daraus hervor; dort bettelt ein Krüppel in des Kaiſers Uniform und die Bruſt mit Orden geziert bei jedem Begegnenden; drüben ergreift der Polizeiwachpoſten einen ruhig vorbeiſchreitenden Mann, weil er den Gruß an einen Haufen von Offizieren verſäumte, welche in trunkener Luſt vorübertoben.

Der eingeborne Rigenſer nimmt faſt niemals ſeine Wohnung in einer dieſer Vorſtädte. So lang nur irgend der Miethzins für die eingeſchränkteſte Häuslichkeit zu erſchwingen iſt, haftet er an der Innerſtadt; ſo lang nur irgend das Einkommen in ein ausgleichendes Verhältniß zu den hier vertheuerten Ausgaben des täglichen Lebens zu ſtellen iſt, begrenzt er ſeine Geſchäftsthätigkeit innerhalb der Stadtmauern. Dies gilt vornämlich von dem ſogenannten kleinen Bürger, von dem eigentlichen Handwerkerſtand. Mag's auch ſein, daß dieſe zähe Anhänglichkeit zum großen Theil aus einer ſtolzen Eitelkeit hervorgeht: in ihrem Ergebniß iſt ſie immerhin von Wichtigkeit für die Stadt geweſen. Denn eben, ſoweit Handwerke und Künſte reichen, blieben die ſtädtiſchen

Rechte und Befugniſſe Riga's aus vorruſſiſcher Zeit faſt noch vollkommen unverſehrt. Faſt in allen Gewerken iſt nur dem zünftigen Meiſter die Neuarbeit innerhalb der Mauern Riga's geſtattet und bloß für einzelne Fälle (wie z. B. für den erwähnten Umbau des Schloſſes) vermochten bis jetzt die Petersburger Ukaſe Ausnahmen zu erzwingen. Dadurch blieb auch der rigiſche Handwerkerſtand im Allgemeinen wohlhabend, minder abhängig von einzelnen reichen Kundſchaften, in ſich gefeſtet und in ſeiner Arbeit ſolid, ein wirklicher Bürgerſchaftskern. Aber allerdings läßt ſich nicht leugnen, daß hier, wie überall, wo das Zunftweſen noch in althergebrachter Form und Ausdehnung herrſcht, auch deſſen Uebelſtände häufig fühlbar werden. Was dem Rigiſchen Stadtweſen überhaupt im Gegenüber zu den ruſſiſchen Einmiſchungen gefährlich iſt, das ſtarre Feſthalten an den urſprünglichen Einrichtungen längſt verklungener Jahrhunderte und Lebensformen, das iſt auch der Krebsſchaden, welcher an dem Handwerksweſen frißt. In gewiſſen Hinſichten zu Gemeinſchaftlichkeit des Intereſſes mit den Unzünftigen hingedrängt, ſtehen dadurch die Konſumenten den Producenten halbfeindlich gegenüber. Vor Allem lockt die Wohlfeilheit der ruſſiſchen Arbeit im Gegenſatze zu den Preiſen der deutſchen. Der minder wohlhabende Stadtbewohner ſcheut alſo weder den weiten Weg in die ruſſiſche Vorſtadt, noch das jüdiſche Feilſchen und Mäkeln, wie es ſtets im Verkehr mit dem Ruſſen nöthig, noch ſelbſt die flüchtigere und unhaltbarere Waare, welche er dort erkauft, um für einen unverhältnißmäßig geringern Preis als in der Stadt beim zünftigſten Meiſter ſein augenblickliches Bedürfniß zu befriedigen. Außerdem konnte jedoch der rigiſche Zunftzwang dem unzünftigen Ruſſen keine der vielen Ausbeſſerungen und Wiederherſtellungen verbieten, welche ſich in jedem Haushalt täglich von Neuem nöthig machen. Und für ſolche Arbeit iſt der Ruſſe ſeinem

Naturell nach ſelbſt geſchickter, als der Deutſche; er kennt an keinem Ding etwas anderes als die Form; iſt alſo mit dem Zuſammenleimen, Verkitten, Ausbeſſern und Ueberpoliren der Oberfläche die alte Brauchbarkeit eines Geräthes oder einer ganzen Einrichtung wiederherzuſtellen, ſo beruft man dazu am liebſten die ruſſiſchen Arbeiter der Vorſtädte. Auf ſolche Weiſe kommen dieſe ſogar häufiger als die deutſchen Handwerker in die Häuſer aller Bevölkerungsklaſſen, auf ſolche Weiſe bringen ſie auch tiefer als jene in deren inneres Weſen ein. Da gewöhnen ſich denn zunächſt die Dienſtleute, welche meiſtens lettiſchen Stammes, unvermerkt dem ruſſiſchen Umgang im alltäglichſten Leben und immerhin überträgt ſich auf ſie ein Theil der Oberflächlichkeit, der Geſchäftsfahrläſſigkeit, der bloßen Berückſichtigung des Scheines, wie ſie im ruſſiſchen Charakter begründet ſind, ſowie auch jener Liſt und Schlauheit gegen alle Höhergeſtellten, deren Beiſpiel ſie täglich vor Augen haben. Ja die Hausobern ſelber fühlen ſich geſchmeichelt von den Zeichen tiefſter Unterwürfigkeit, welche der Leibeigene aus ſeinem moskowitiſchen Dorfe mit herausſchleppte in menſchlichere Lebensverhältniſſe. Denn die baltiſchen Deutſchen haben aus der Zeit ihrer politiſchen, geiſtigen, allgemeinmenſchlichen Alleingeltung neben mancher auszeichnenden Eigenſchaft doch auch den Autokratenſinn zum großen Theile mit in die Neuzeit herübergetragen. Der Lette und ſelbſt der ſtumpfere Eſthe — ſo wenig ihnen auch der herriſche Mißwille von ihrer jungen Freiheit gewährte — ſind zum Bewußtſein freierer Selbſtbeſtimmung gekommen, worauf ſie vielleicht nicht ſelten Anſprüche gründen, welche außerhalb ihres ſtrengen Rechtes liegen. Dann klagen die Herrn über Mißwillen, Trägheit, Widerſetzlichkeit, die Letten über Ungerechtigkeit und harte Behandlung. So wird ihre gegenſeitige Stellung tagtäglich verbitterter, ſo wird der vornehmere Deutſche täglich empfindlicher gegen jeden Anſpruch

auf Eigengeltung der niedern Stände — und wären's auch Deutſche. Der Ruſſe nimmt dagegen und beſonders im häuslichen Verkehr aus alter Gewohnheit jede Laune des Befehlenden für vollkommen gerechtfertigt, oder ſtellt ſich doch an, als ob er's thäte. Da läßt ſich nun die Hausfrau von der Widerſpruchloſigkeit täuſchen, welche jeder Befehl findet und das auch für den ſchwierigſten Auftrag ſtets bereit gehaltene Sëi tschas (ſogleich!) erklingt ihr äußerſt behaglich; den Hausherrn aber beſticht das jammervolle Pamiluitje (erbarmt Euch!), welches auch das unbedeutendſte Verſehen entſchuldigt, und ſeine üble Laune entwaffnet ſich durch das Wuinawat (ich bin ſchuldig), welches ungeſtraft auch dem ungerechteſten Vorwurfe folgt. Despoten ſind wir Alle. Haben wir auch die Luſt daran Jahre lang durch beſſere Ueberzeugungen niedergehalten und fordern wir auch für uns die weiteſte Anerkennung unſerer Freiheitsrechte — ſowie uns Gelegenheit zu unbedingtem Befehlen wird, kommt trotzdem das despotiſche Gelüſte wieder und die gefügigſte, gleichzeitig willenloſeſte Perſönlichkeit bleibt uns immer die bequemſte. —

Dieſe menſchliche Schwäche iſt unter den rigiſchen Verhältniſſen von größter Gefahr. Sie eben bewirkte es, daß ſo viel Ruſſiſches in das Innere des deutſchen Haus- und Familienweſen wachſen durfte. Jene Gefügigkeit und Willenloſigkeit der Einzelnen iſt ja der Einſatz, mit welchem das Ruſſenthum auf das große Loos dereinſtiger Ueber- und Alleinmacht ſpekulirt. Jene Luſt der Hausobern an ruſſiſchen Bewegungsformen und die angedeutete Entſittlichung der Dienſtbaren iſt denn auch bereits nicht mehr das einzige Ergebniß des Einfluſſes der niedern ruſſiſchen Stände auf den Kern des baltiſchen Familienlebens; die Einflüſſe gediehen ſchon zu weitern Erfolgen. Denn wie dem Hausherrn mit knechtiſcher Unterwürfigkeit, ſo ſtellen ſich die in einem Haus ein- und ausgehenden Ruſſen den übrigen Hausangehörigen, den Söhnen,

den Geſchäftsführern, den Kommis, den Schreibern u. ſ. w. für geringe Vergütung mit gleicher Willfährigkeit zu jeglichem Dienſt und für eine zweite Vergütung auch mit tiefſter Verſchwiegenheit. Was in Rußland und Polen die Juden, ſind in den liviſchen Städten und vorzugsweiſe in Riga die unzünftigen Ruſſen der Sloboden geworden: Geſchäftmacher aller Art. Der auf „Obrok" vom Leibherrn entlaſſene Arbeiter leiht ſeine Vorſtadtwohnung zu Orgien und Gelagen, befördert heimliche Botſchaft mit feinſter Schlauheit, ſchafft Mittel und Mädchen zu ſinnlicher Luſt, verführt und kuppelt, vertuſcht und verheimlicht, ja erträgt wohl Beſchuldungen und Strafen — wenn er nur Geld dabei gewinnt. Die innere Ehrenhaftigkeit, wie die äußere Schaam ſind in ihm noch völlig unentwickelte Begriffe, die Ariſtokratie der Rechtſchaffenheit exiſtirt nicht in der ruſſiſchen Proletarierwelt, im Zuſammenſcharren des Geldes koncentrirt ſich deren ganze Lebensthätigkeit. Sein ehrlicher Name giebt dem Ruſſen unter ſeinen Genoſſen keine erhöhte Stellung, aber das Geld kann ihn bis zur erſten Kaufmannsgilde, ſelbſt zum perſönlichen Adel emporheben, falls er vorher ſeine Befreiung von der Leibeigenſchaft ermöglichte. Sogar wenn dieſe Verſuche am eitlen Eigenſinn eines reichen Leibherrn ſcheiterten, ſo kann er doch durch das Geld eine Stellung erlangen, welche dieſe letzte Feſſel bis zur bloßen Form lockert. — Dabei vergißt er Denen gegenüber, die nicht ſeine Leibherrn ſind, zu keiner Zeit, was er einſt für ſie gethan. Auf die Verpflichtungen des halberwachſenen Knaben, des tollwüſten Jünglings gegen den ruſſiſchen Arbeiter baut der ruſſiſche Emporkömmling dereinſt ſeine Anſprüche, wenn der Knabe zum ſelbſtſtändigen und einflußreichen Manne geworden iſt. Wenn einſt der deutſche Kaufherr und rigiſche Rathsmann all ſeine Jugendſünden vergeſſen glaubt, tritt der ruſſiſche Vorſtädter mit der Erinnerung ſeiner Mitwiſſenſchaft hervor und fordert

als Preis fernern Schweigens die Gewähr dieſes oder jenen Vortheils. Was geſteht man ihm nicht zu, um ſich der unangenehmen Erinnerungen, der noch unangenehmern Verpflichtungen zu entſchlagen, um der engen Beziehungen ledig zu werden, welche ſeinerſeits der Ruſſe den Umgebungen nun keineswegs mehr ängſtlich verbirgt?! Da geſchieht es oft, daß der deutſche Handelsherr dem Stolze der Genoſſenſchaft zu Liebe und der Gewohnheit eines nationalen Gemeingeiſtes zu Gefallen äußerlich kaum den unumgänglichſten Verkehr mit einem ruſſiſchen Großkrämer pflegt, der aus einem ehemaligen Hauſirer heranwuchs, während er ihm trotzdem in ſtiller Heimlichkeit Vortheile über Vortheile gewährt, um den Mitwiſſer ſeines frühern Lebens bei Gutem zu erhalten oder auch den gewandten Figaro für fernere Gelegenheiten nicht einzubüßen. Da ſpricht der deutſche Rathsherr in den Verſammlungen der Aeldermänner und Stadtgilden die ſchönſten Worte über Abwehr des ruſſiſchen Peſthauches von den Grundgeſetzen und Gerechtſamen der Stadt, da kämpft er unerbittlich für ſtrenge Ausübung aller dahin bezüglichen Stadtgeſetze; und trotzdem läßt er die Ueberſchreitung dieſer Schranken auf allen Seiten geſchehen, weil ihn nach einigen hin perſönliche Rückſichten feſſeln. Wahrlich, traurig iſt, es ſagen zu müſſen; aber es iſt ſo. Mögen auch im Bürgerkerne Riga's noch Viele vorhanden ſein, welche von keinerlei derartigen Rückſichten befangen und zum lügenvollen Widerſpruche zwiſchen Wort und That hingedrängt werden — bei Vielen iſt es leider ſo weit gediehen. Darum eben hat der rigiſche Abwehrkampf gegen die ruſſiſche Ueberfluthung keine geſchloſſene Kraft und keinen Erfolg. Den berufenſten Kämpfern entgeht das volle Maß des moraliſchen Haltes zur Pflichterfüllung und die innere Unabhängigkeit gegen den Einzelnen fehlt, wie ſie zu einer rückſichtsloſen Zurückweiſung der ruſſiſchen Geſammtheit erforderlich.

Von dieſer heimlichen, doch ſo einflußreichen Macht der ruſſiſchen Vorſtädter auf Riga's Stadtkern läßt ſich freilich in den Aeußerlichkeiten der Lebensbewegungen wenig erſpähen. Vielmehr ſcheinen die Sloboden ſich auf ſich zu beſchränken. Bloß Frühmorgens, am Mittag und nach Feierabend bewegt ſich überhaupt ein lebhafterer Maſſenverkehr zwiſchen ihnen und der Innerſtadt. Während gegen Mittag vorzüglich die ruſſiſche Handelsariſtokratie, welche das nationale Kleid ſchon faſt durchgängig mit dem Moderock vertauſchte, zu Fuß und zu Wagen die nach und von der Börſe laufenden Straßen belebt, ſind es am Morgen und Abend Handarbeiter und Gewerbtreibende in überwiegender Zahl. Zwar warfen auch von ihnen bereits Viele den moskowitiſchen Kaftan bei Seite; aber trotzdem erſcheint noch häufig genug das bunte Hemd, der Schafspelz, der dunkelblaue Rock, das bebartete Antlitz und vor Allem das rundum halbgeſtutzte Haar, auf welches ein breitkrämpiger Hut eigenthümlich ungehörig geſtülpt iſt, um dem Menſchenſtrome zwiſchen den Stadtthoren und der Petersburger, wie Moskauer Vorſtadt ein ſtreng nationales Gepräge zu verleihen. — —

Anders verhält ſich dies bei der Mitauer Vorſtadt jenſeits der Düna. In ihrem erſten Entſtehen viel älter als die Vorſtädte der Landſeite, ja nicht viel jünger als die Innerſtadt ſelber, trägt ſie weder in der Anlage der Straßen noch im Häuſerbau den Charakter jener. Nur die Hauptſtraße, welche nach der Mitauer Chauſſee hinausführt, zeigt ungefähr dieſelbe Geradlinigkeit und Breite; aber bereits die Gaſſe, durch welche man längs der Düna nach der Bolderaa hinausfährt, iſt von reindörfiſchem Ausſehen. In vollends buntem Gemiſch begegnen wir der deutſchen, lettiſchen und ruſſiſchen Bauweiſe in den wenigen Nebengaſſen, welche den langeſtreckten, doch ſchmalen Häuſerhaufen durchſchneiden. — Dort am linken Dünaufer war immer der Hafen für

die Menſchen, deren Geſchäft ſich recht eigentlich auf und an den ankernden Schiffen bewegt. Deshalb hat ſich dort das Leben gemiſcht, wie es ein Stapelplatz zuſammenwirft. Eine große Maſſe von Gaſthöfen, Vergnügungsorten und Kneipen häufte ſich zuſammen, deren ewig wechſelnde Bewohnerſchaft die Schiffskapitäns, Steuermänner und Matroſen der verſchiedenſten Nationalitäten bilden. Hafenbeamte, Zollaufſeher und ſonſtige Offizianten des Landungsplatzes ſind die ruſſiſche Ariſtokratie der ſtändigen Bevölkerung; „Braker“ und „Stauer“ gelten als die Vornehmen unter den Deutſchen; Waarenaufſeher und Verwalter aus jenen großen baltiſchen, lithauiſchen und polniſchen Herrſchaftsgütern, welche ſo eifrigen Verkehr mit Riga pflegen, daß ihnen die Unterhaltung dort bleibender Beamten nöthig, vertreten den Adel unter den „Undeutſchen,“ „Halbdeutſchen“ und Letten. Um dieſe halbvornehmen Leute mit äußerſt herriſchen Anſprüchen fluthet dann eine babyloniſch gemiſchte Volksmenge. Wer buntes Gaſſenleben ſehen will, gehe hierher. Selbſt in den belebteſten Stadtſtraßen Riga's giebt die fortwährende Arbeit und Emſigkeit jedes Einzelnen dem Bild einen gemeinſamen Farbenton; hier aber ſind der Müßiggänger und Tagdiebe, der Erwerb- und Geſchäftsloſen wenigſtens eben ſo viele, als der Beſchäftigten. Da hofft der Ausrufer, der Hauſirer, der Bänkelſänger, der Marionettenſpieler auf ſicherern Gewinn, als drüben in der ernſthaften Stadt; und ſo drängt ſich denn die Maſſe ſolcher Leute zahlreich durch die Menge, dieſe bald hier, bald da zu wogenden Gruppen verdichtend. Sogar die Militärmacht der Straßenpolizei iſt hier von den ewig bewegten Menſchenfluthen überdeckt, und beſonders wälzt ſich in der Nähe des Fluſſes fortwährend ein faſt undurchdringlicher Menſchenknäuel. Von ihm aus ſpinnt ſich auch ein ununterbrochener Menſchenzug über die Brücke nach dem rechten Dünaufer und dem eigentlichen Hafen

hinüber, um hier wieder zu einem dichten Menſchenknäuel aufgewickelt auf der andern Brückenſeite einen eben ſo ununterbrochenen Rückzug nach der Vorſtadt zu finden. Zwiſchen beiden Menſchenzügen rollen, ächzen und knarren Unmaſſen der verſchiedenartigſten Fahrzeuge umher. Bald ſind es lettiſche Wagen, bald litthauiſche Karren, bald polniſche Pritſchken, bald ruſſiſche Telegen, bald fliegt auch neben ihnen die elegante Droſchke dahin, bald ſchafft ſich eine franzöſiſche Equipage mühſelig ihre Durchfahrt, oder es klingeln ſchwerfällige Poſtwagen rückſichtslos durch die erſchreckt auseinanderſtäubende Menge.

Natürlich ſchafft nicht bloß die ehrliche Thätigkeit in dieſem Gewirr; auch die Diebsluſt vortheilt vom Gedräng. Die Nähe der Brücke und dieſe ſelber bilden den beliebteſten Aufenthaltsort Derer, welche ihren Lebensunterhalt den Taſchen Anderer entnehmen, ohne dafür die eignen Kräfte erſetzend zur Verfügung zu ſtellen. Die Mitauer Vorſtadt genießt ihrer Taſchendiebe wegen eines nicht eben rühmlichen Rufes. Und verbirgt ſich der polniſche, litthauiſche und ruſſiſche Läufling nicht eben in ſo maſſenhaftem Verkehr am bequemſten? Gewöhnt nicht der ewige Wechſel der Bevölkerung dieſer Vorſtadt die Hausbeſitzer und Vermiether daran, den peinlich ſtrengen Fremdengeſetzen keineswegs peinlich ſtreng nachzukommen? Findet nicht der kuriſche Lette, welcher ohne Paßkarte in's Weite ſchlenderte, da ihm zu Haus der harten Feldarbeit zu viel ward, von hier aus den bequemſten und nächſten Weg nach der Heimath zurück? Dem ausländiſchen Abentheurer aber iſt gleichfalls die beſte Gelegenheit gegeben, auf einem Schiff mit der gemachten Beute unbemerkt und unfaßbar hinauszuſegeln in die weite Welt. —

Trotzdem iſt hier jede Gefahr für den Inhalt unſerer Taſchen verſchwunden, ſowie wir die bevölkertſten Straßentheile verlaſſen haben.

Nächtliche Raubanfälle gehören zu den größten Seltenheiten und auch die etwaigen Ermittlungen von Hausdiebſtählen oder Einbrüchen in andern Stadttheilen führen ſelten nach der Mitauer Vorſtadt. Vielleicht paßt die ganze Lage derſelben, die ganze Art ihres Verkehrs nicht für Leute derartigen ernſtern Geſchäfts. Die ganze Vorſtadt ſchließt zu plötzlich ab und hinter ihr ſtarrt ein völlig ödes Land, das ausgetrocknete Flußgebiet der ehemaligen Düna. Der Verfolgte findet da kein bequemes Verſteck, es giebt keinen Vorwand gegen die Streifwachen für einen umherſchlendernden Strolch und es kommt auch nur ſelten ein verſpäteter Menſch nach dieſen äußerſten Umkreiſen.

Dies Alles iſt wiederum anders in der Moskauer und Petersburger Vorſtadt. Dort ſteht die Häuſermaſſe nicht kompakt, ſondern es verzetteln ſich die Straßenenden in einzelne, weit von einander entlegene Wohnungen. Mit dieſen wechſeln breit ausgedehnte Fruchtgärten, deren Anlegung und Pflege den Ruſſen überhaupt in allen baltiſchen Städten faſt allein anheimfällt. Da giebt's Zäune, Hecken, Geſträuch, verödete Gartenhäuſer und halbverfallene Hütten in Menge, zum Ueberfluß auch tiefe Waſſergräben und überſchilfte Moraſtteiche. Dies Alles liegt gerad um die Straßen herum, welche hinausführen nach Petersburg und Moskau, wie an den einſamen Wegen, welche zu den landeinwärts verſtreuten Landſitzen der Rigenſer laufen. Vor dieſen Vorſtadtgegenden herrſcht darum in Riga eine viel größere Scheu und ſie ſtehen im Geruche viel entſchiedenerer Unſicherheit als die Mitauer Vorſtadt, trotzdem daß das Straßenleben ihres der Innerſtadt zugewendeten Anfanges weit geordneter erſcheint, als jenſeits der Düna und trotzdem daß hier die Menge der uniformirten Wächter öffentlicher Sicherheit im Verhältniß zur Bevölkerung viel größer iſt als da drüben.

Das iſt es eben, ſagen die Rigenſer, es ſcheint nur ſo und fehlt

doch Allem die Wahrheit! In der Mitauer Vorſtadt hat das Ruſſiſche gar kein Uebergewicht, in der Petersburger und Moskauer iſt es alleingeltend. Da findet der Vagabond die Thüren der eleganteſten Häuſer bis in die tiefſte Nacht geöffnet und deren Dwornik (Hausknecht) immer geneigt, den Fliehenden für ein Trinkgeld an einem ungeahneten Verſteck ſicher unterzubringen. Ja, auch die Polizeipoſten laſſen ſich wohl für ſolchen Lohn willig finden, taub für jeden Hülferuf zu ſein; und iſt die Nacht recht dunkel und ſtürmiſch und ihr Wachpoſten genugſam abgelegen vom lebhaftern Straßenverkehr, faſſen ſie mitunter gar auch ſelber den eilig Vorbeiſchreitenden, ziehen ihn unter irgendwelchem Vorwand in ihre Buden, knebeln den ſich Widerſetzenden und laſſen ihn erſt wieder frei, nachdem ſie den Inhalt ſeiner Taſchen durch Drohungen erpreßten oder mit höchſteigner Hand ausleerten. —

Wem dort ein ſolcher Unfall wiederfährt, der iſt ſicher, daß ihm aus dem Publikum kein freiwilliger Retter zu Hülfe eilt. Der Ruſſe, deſſen rauſchender Samowar (Theemaſchine) vom hereinſchallenden Weheruf übertönt wird, tritt nicht an das Fenſter; der zufällig Vorübergehende ſtreckt ſeine Hand nicht nach dem ſtöhnenden Verwundeten aus und macht einen weiten Umweg um den Todten. Denn auf Allen laſtet noch aus der Heimath die größte Scheu vor jeder Berührung mit den Behörden. Hier hat aber in der That ein ruſſiſches Polizeigericht die Voruntersuchung zu führen. Selbſt der Beraubte ſchweigt darum häufig von ſeinem Unfalle. Sein Hab und Gut erlangt er doch nur in den ſeltenſten Fällen wieder; dagegen würden ihn die offiziellen Plackereien der polizeilichen Inſtanz Jahrelang martern, Jahrelang in ſeiner Geſchäftsordnung ſtören und am Ende vielleicht gar das unergiebige Verfahren mit einer Strafandrohung für unbegründete Anklage ſchließen. —

Noch iſt zwar ein ſolches Syſtem in den Oſtſeeprovinzen, wo die Polizei des ganzen Flachlands und ſogar eines Theiles der Städte nicht in den Händen ruſſiſcher Beamten liegt, wo ferner die eigentliche Unterſuchung faſt immer den „Landesſtellen" anheimfällt, keineswegs vollſtändig anwendbar. Aber ſeine erſten Anzeichen finden wir doch bereits überall, wo die Polizei von ruſſiſchen Tſchinowniks beherrſcht wird, wenn auch noch nicht die höhere Juſtiz. — Krutschok heißt auf Ruſſiſch ein Haken, Krutschoki iſt davon die Mehrzahl und in der Volksſprache vollkommen gleichbedeutend mit Tschinowniki, d. i. Betitelte, Beamte. Die Beſtimmung des Hakens iſt aber, daß daran etwas hängen bleibe; iſt's nicht der Räuber, doch das geraubte Gut. So lautet in Rußland das Urtheil des Publikums! — —

Weit jenſeits der Vorſtädte finden wir erſt wieder Wohnſitze. Aber Wohnſitze, mit denen der echte Rigenſer, trotz ſo großer räumlicher Entfernung, ſo eng verwachſen iſt, daß ſie faſt zu einem nothwendigen Theile ſeiner Exiſtenz wurden — wenigſtens den Sommer über. Dies ſind die „Höfchen." — Wo ſie auch ſtehen, wie urſprünglich auch alle nächſte Umgebung, wie ärmlich auch die künſtlich gepflegte Verſchönerung im unergiebigen Boden gedeihe: immer erkennt man die Vorneigung, mit welcher ſich auf dieſe Sommerſitze der Sinn des Rigenſers wendete. Nicht nur die Sehnſucht nach friſcher Luft iſt es, welche ihn aus ſeinen dunkeln Gaſſen treibt; es mag ſich dahinter wohl noch ein anderes, ihm ſogar vielleicht nicht genau bewußtes Gefühl bergen. Denn nicht nur die vornehmern und wohlhabendern Klaſſen der Bevölkerung verſchaffen ſich dieſen Luxus einer doppelten Wohnung; bis herunter in den Handwerkerſtand ſpart man und entbricht ſich mancher Behaglichkeit durch acht lange Wintermonate, um vier kurze Sommermonde hindurch dieſen einen Wunſch zu befriedigen. Und doch bauen

ſelbſt wieder die Vornehmſten und Reichſten nur ſelten großartige Villen, tragen nur ſelten den in der Stadt gewohnten Lebensüberfluß mit hinaus in dieſen ländlichen Aufenthalt, ſondern beſchränken ſich auf das Nothwendigſte, indem ſie ihr Leben in die einfachſten Kreiſe bannen. So lagerten ſich denn dieſe „Höfchen" mitten in das Flachland jenſeits der ruſſiſchen Vorſtädte, und können dem unwirthlichen Boden oft kaum ein Paar mühſam gepflegte Tannen oder Birken vor der Hausthür entlocken; ſo ziehen ſie ſich ſeitwärts von der Petersburger Slobode im Schatten eines Weidendammes hinauf nach dem mit der Dünamündung zuſammenhängenden Stintſee; ſo ſtehen ſie oberhalb Riga's längs der Düna, und ihr ganzer Schmuck beſchränkt ſich auf einen Raſenplatz oder ein ſpärlich Blumengärtchen; ſo bauten ſie ſich jenſeits des Stromes in die Sandwüſte der Dünen hinein oder verſteckten ſich in den Kiefergehölzen, welche einige jener Hügel überziehen. —

Selten können wir's den „Höfchen" von Außen anſehen, ob darin der Reichthum oder ſorgende Sparſamkeit wohnt. Nur um die Abgeſchiedenheit von der Stadt und ihrem Leben ſcheint es ihren Inſaſſen zu thun; und dies eben iſt jener halb unbewußte Drang, welcher oben als Hauptgrund der unter der deutſchen Bewohnerſchaft allgemeinen Sitte des ſommerlichen „Höfchenlebens", außer der Sehnſucht nach friſcher Luft und grünem Land, angedeutet werden ſollte.

Hier angelangt glauben wir uns wirklich auch allen feindlichen Bezügen Riga's, dem Kampf um Beſitz und Gewinn, dem Streit um Staat und Kirche, dem Krieg des baltiſchen und ruſſiſchen Elementes mit einem Mal entrückt. Selbſt die ruſſiſchen Namensendungen ſind verklungen, welche uns ſonſt fort und fort umſchwirrten; denn nur wenige Ruſſen machten die Landesſitte als Mode mit und bauten Petersburger Landhäuſer mit Petersburger Luxus inmitten dieſer Fami-

lieneinſiedeleien. Was uns hier entgegentritt, das iſt echtländliche Stille und die herzliche Gaſtfreundſchaft der liviſchen Welt. —

Wer aber wäre hier geweſen und dächte nicht daran dankend zurück? — Iſt's doch, als ſollte dem Fremden die Aufnahme, welche er in den Familienkreiſen aller drei Oſtſeeprovinzen findet, jene ſchmerzlichen Eindrücke verwiſchen, die ihn im Beobachten des öffentlichen Lebens überſtürzen. Oft mag er ſich dann fragen: war nicht Alles nur ein ſchwerer Traum? War nicht alles Erſchaute die Phantasmagorie krankhafter Stimmungen? Doch ſpäter, wenn die herzliche Geſellſchaftsform, mit welcher man den Fremden aufnimmt, zu wirklicher Herzlichkeit wurde, wenn die baltiſche Scheu vor dem fremden Beobachter verſchwand, wenn jener ſich verhehlende Stolz überwunden iſt, welcher ſeines Landes Schäden und den deutſchen Jammer ſo gern verhüllt — dann kommen eben in der unbelauſchten Einſamkeit des Landſitzes die Klagen und Beſchwerden um ſo maſſenhafter, dann zeigen ſich eben hier die Wunden des ganzen Lebens um ſo klaffender, dann erſcheint die Hoffnungsloſigkeit auf dereinſtige Aenderungen um ſo hoffnungsloſer.

Mag auch das Ergebniß der nach dem Ausland dringenden Nachrichten über die oſtſeeprovinzlichen Verhältniſſe ein ſehr trübes Geſammtbild geben: von den tauſend Einzelheiten dieſes erſchreckenden Gemäldes erhalten wir draußen doch nur ſelten eine klare Anſchauung. Das ganze häusliche, das ſogenannte kleine, doch ſo große Unglück entgeht meiſtens unſerm Blick. Wir denken wohl an die Zerſpaltungen friedlicher Familienverhältniſſe, an die Lockerungen freundſchaftlicher Beziehungen, an die Verwandlungen von Liebe in Haß und von Freundſchaften in Feindſeligkeiten, wie ſie die Beſtrebungen der ruſſiſchen Mächte nach Entnationaliſirung der baltiſchen Länder und Menſchen

begleiten; aber nur ſelten ſagen wir uns deutlich, wie durch falſche Vorſpiegelungen, Täuſchungen, Verlockungen, Verführungen zuerſt der Zwieſpalt in jede Kompaktheit geworfen wird, damit auf deren Trümmern die neue Herrſchaft ihr Panier aufpflanzen und durch Gewaltmaßregeln vollenden könne, was Liſt und Schlauheit begannen. Wir glauben immer an ein despotiſch Aufzwingen dieſer und jener Formen zur Verähnlichung mit ruſſiſchem Weſen und beziehen das Wort „Verführung" faſt einzig auf die rohen Letten und Eſthen, auch faſt einzig auf die Konfeſſion. Darum ſcheint uns die Möglichkeit eines Wiederauflebens der baltiſchen Eigenthümlichkeit viel minder unmöglich, als ſie es in That und Wahrheit iſt. Wir können die organiſche Konſequenz nicht erſchauen, mit welcher die ruſſifizirende Politik ihr furchtbar Werk von Innen heraus und von Unten nach Oben vermittelt.

Mit der Entzweiung zwiſchen Adel und Bürgerthum begann ſie, indem ſie durch ſcheinbare, bald hier, bald da gewährte Vortheile die ſchon geſpannten Geſammtheiten zu immer neuem Mißtrauen gegeneinander aufſtachelte; mit Ehrenſtellen und Orden wurde die ſchwache Eitelkeit über fernliegende Abſichten verblendet. Durch eifrige Beförderung der Heirathen zwiſchen orthodoxen und andersgläubigen Familien zerſpaltete man den religiöſen Kern des Landes. Selbſt der Einzelne ward beachtet und umſtellt. Mit beruhigenden Verſicherungen ward der unabhängige Patriot eingelullt und eingeſchreckt mit Sibiriens Drohniſſen, wer irgendwie abhängig geſtellt war. Gegen den Herrn hetzte man den freigelaſſenen Bauern der Privatgüter, indem man den Unterthanen der Kronsgüter ſcheinbare Zugeſtändniſſe machte, deren gleiche Gewähr den Privatmann hätte ruiniren müſſen. Gegen den Bürger der Städte ſtachelte man den Vorſtädter, gegen den zünftigen Handwerker den unzünftigen Arbeiter, gegen die aus Adel und Bürger-

ſchaft gewählten Obrigkeiten die ruſſiſchen Behörden, gegen den lutheriſchen Predigerſtand die ruſſiſchen Popen. Jeder Vorwand war recht, um immer tiefer in das Eingeweide des hieſigen Lebens eingreifen zu können.

Nun ruft man Wehe! in den Oſtſeeprovinzen über jeden neuen Ukas, welcher eines ihrer verbürgten Rechte erſchüttert oder eines ihrer verbrieften Ausnahmsgeſetze zernichtet. Aber die da wehrufen, ſind doch nur Wenige im Verhältniß zur Geſammtmenge Derer, welche ſich auf ruſſiſche Weiſe mit den neuen Verhältniſſen abzufinden hoffen. Dem Ausland ſcheinen's nur Viele, weil ihre Stimmen dort am lauteſten erklingen. Doch wären's auch Viele — ihr Wehruf bliebe erfolglos. Noch heute wäre die Verwirklichung des ungerechtfertigten Czarengeſetzes eine Unmöglichkeit, wenn nicht bereits die baltiſchen Zuſtände durch ihre innerliche Zerklüftung dahin gediehen wären, daß unter den Deutſchen ſelber die Zahl der Proteſtirenden von der Uebermaſſe der Gleichgültigen, der Ruſſiſchgeſinnten und vor Allem Jener überwogen würde, welche um perſönliche, verwandtſchaftliche, ſippſchaftliche Sonderintereſſen das Allgemeine vernachläſſigen.

Die drei baltiſchen Gouvernements ſind die Epigonen der Herzogthümer Kur-, Liv- und Eſthland. Dies darum, weil deren halbſelbſtſtändig Leben ſchon ihre Vertreter unbekümmert fand um das Beſte des Ganzen, wenn der augenblickliche Vortheil des Einzelnen, der Genoſſen- und Sippſchaft, oder der einzelnen Provinz gleichzeitig in Frage kam. Von den Wällen und Bollwerken ihres Rechtes ſtiegen die Kämpfer herab, ſobald der einzelne Sturm abgeſchlagen war, und verfolgten ein behaglich Leben, ohne daran zu denken, wie unterdeſſen da draußen der Feind durch immer neue Recognoscirungen ihre Schwächen erſpähte und gegen dieſe neue Laufgräben eröffnete. Dann gaben ſie den Kern Preis,

um Namen und Worte zu retten. Als aber auch dieſe von immer neu nachdringenden Schaaren bedroht waren, flohen die Meiſten hinter die unterdeſſen von ruſſiſcher Macht fraglos beherrſchten Wälle zurück, um über dem Materiellen das Höhere zu vergeſſen. Andere zogen nach der Ferne und verkündeten dort das Unheil der Heimath. Noch Andere bargen ſich, fern vom unmittelbaren Kampf, in ſtille Hütten, retteten vom Eigenſten, ſoviel ſich retten ließ, und klagen bis zum ruhmloſen Tode über die Vernichtung des eigenſten Lebens.

Wahrlich! Riga mit ſeinen Umgebungen iſt eine ſprechende Allegorie der heutigen Oſtſeeprovinzen. Im altdeutſchen Kerne der Stadt viel Reſte des angeſtammten Weſens, aber ohne zeitgemäße Fortbildung, mehr auf alter Gewohnheit denn auf innigem Rechtsbewußtſein ruhend und durchklungen vom Anruf ruſſiſcher Wachen. Das Haus der ehemaligen Heerführer eingenommen von den Dienern einer fremden Gewalt; das Rathhaus zum Umbau reif und dieſer in aufgedrungenem Geſchmack beſchloſſen; alles öffentliche Leben umſtellt von drohenden Geſchützen und ſpitzen Bajonetten. Trotzdem ziehen ſich gefällige Anlagen des geſelligen Lebens um jene bedrohte Exiſtenz. Aber auch den geſelligen Verkehr umſtellen feindliche Lagerſtätten, deren Schaaren, obſchon Herrn des Ganzen, zwar noch nicht ſeßhaft werden konnten im Kernſitz des Lebens, trotzdem aber ihre Schacher- und Krambuden hineinſetzen und ihre Proletarier hineinſchleudern durften, während ſie von drinnen die verführbare Jugend herauslockten zu entnervender Luſt. Hinter dieſer Feindesmaſſe herrſcht unwirthſchaftlichſte Oede, aus welcher vereinzelt und verſtreut die Aſyle mühſam gepflegter Kultur und Geſittung emporwuchſen oder wohin dieſe entfloh, da ihre eigentliche Heimath entheiligt war.

Von Riga nach Mitau.

Eine prächtig breite und glatte Chauſſee läuft aus dem Südweſtende der Mitauer Vorſtadt hinaus und faſt ſchnurgerad von der liviſchen Hauptſtadt zur kuriſchen Adelsreſidenz. Der Kaiſer hat ſie gebaut, der Adel muß ſie erhalten. Noch ſind aber nicht zehn Jahre verfloſſen, da war's eine vielfach gekrümmte, im Sommer und Herbſt beinah unfahrbare Straße. Aber freilich ſchien es auch damals noch, Livland und Kurland ſtänden fort und fort ſo getrennt einander gegenüber, wie in jenen Jahrhunderten, da die Düna von Dünaburg bis Dünamünde den Ritterſtaat vom Herzogthume ſchied und jener bereits ſchwediſches Beſitzthum war, während die kuriſche Herzogskrone wenigſtens nur ein Lehen des polniſchen Scepters. — Wer mag auch wiſſen, wie es heute ſteht? Wer mag ſagen, ob eine Gemeinſchaft des Adels beider baltiſchen Provinzen, der ihre Nation bildet, wirklich zum innern Bedürfniß ward? — Wohl iſt jene Chauſſee von Riga bis Mitau noch heut die einzige im

weiten ruſſiſchen Reiche europäiſchen, aſiatiſchen, wie amerikaniſchen Antheils, welche keiner kaiſerlichen Reiſeroute zu Gefallen gebaut ward. Trotzdem verbindet ſie zwei Städte, welche ob nur fünf Meilen von einander entfernt, bis in die kleinſte Einzelheit ihres Lebens verſchiedenartig geſtaltet daſtehen.

Unwillkührlich mahnt uns aber dieſe Straße an jene Städte, welche das geſammte Leben, Treiben, Handeln, Wandeln ihrer weiten Beziehungswelt auf eine einzige Hauptgaſſe zuſammendrängen. Sowie man von dieſer zur Rechten oder Linken abweicht, ſchweigt die tiefſte Stadteinſamkeit. Unbegreiflich iſt uns, wie ſolche Stadt einen bedeutungsvollen Namen führen kann; nur ein plötzlich aufgeregter Theaterlärmen, ohne innere Nothwendigkeit und lebendige Wahrheit däucht uns jener maſſenhafte Verkehr. Und wenn nun ein Ereigniß dieſe Straße ſperrt, giebt's dennoch ein Jammern durch die ganze Stadt, Verwirrung im ganzen Land. — So iſt's auch hier. Das Land, welches die Chauſſee durchzieht, würde ihr kein Leben verleihen können. Ja dieſes iſt gerad in den nächſten Umgebungen ſo ohne alle nothwendige Beziehung zu ihr, daß auf der ganzen Strecke von Riga bis Mitau keine einzige halbweg nennenswerthe Nebenſtraße in ſie einmündet. Dennoch macht ſie ihre Beziehungswelt zum frequenteſten Wege des ganzen ruſſiſchen Europa. Denn nordwärts hinter Riga öffnet ſich der Meerbuſen und oſtwärts harrt der ruſſiſche Kaiſerſitz der Zufuhren aus dem europäiſchen Binnenland. Jenſeits Mitau aber werden die Fäden dieſer Verbindung aus Litthauen und Polen, aus Preußen und allen Nachbarlanden Europas hundertfach herangeſponnen. Mag auch die Düna und die kuriſche Aa auf ihren Wellen den Verkehr der maſſenhaften, ſchwerwiegenden Waaren des Südens vermitteln, ſo bleibt der ganze Landverkehr des Weſtens mit dem Norden doch einzig auf dieſen

Weg gewieſen. So muß er nothwendig auf dieſer kleinen Strecke ſeine höchſten Wogen treiben.

Darum ſcheint's auch dem erſtaunten Blick, eine Völkerwettfahrt ziehe ihre Bahnen an dieſer Stelle einander vorüber, in dichtern Mengen nordwärts ſtrömend und ſüdwärts in nicht viel lichteren Haufen. Lange Karavanen kleiner unſcheinbarer Wagen mit kleinen eiligen Roſſen, zu immer größerer Eile von der fortwährend fuchtelnden Peitſche kleiner grauer Letten angetrieben, rollen hier- und dorthin. Dazwiſchen traben auf gleichen Pferden weibliche Geſtalten, nach Männerart reitend, in unſcheinbare Kleider gehüllt und das Antlitz ſo von Tüchern überſchlagen, daß kaum ein rundes Augenpaar über einer ſpitzen Naſe hervorzulugen vermag — lettiſche Frauen. Schnurrbärtige Männer kommen vorbei, unſauber und ſchlottrig vom Kopf bis zur Zeh, auf abgehagerten Pferden, in krüppelhaften Wagen, mit vielfach geflicktem Geſchirr: daran als Litthauer kenntlich. Mit zuſammengefalteten Antlitz eilen ſie dahin, als wär's unter heimlichen Feinden und mißwillig blinken die lauernden Augen hinter dem ſchlanken Polen einher, deſſen vierreckte Mütze aus der Pritſchka hervorragt, welche ſtarkſehnige Roſſe im Fluge dahin führen, während die rothen Bandſchleifen am Geſchirr luſtig flattern und deſſen Meſſingſchmuck klirrend aneinanderſchlägt und die bis zur Erde wallenden Mähnen, zu zierlichen Gehängen aufgeflochten, in anmuthigen Schwingungen um den Hals der Thiere ſpielen. Dazwiſchen tönt die große Glocke am ſchlanken Holzbogen über dem Kopfe des mittelſten Pferdes einer ruſſiſchen Telega; der Ruſſe ſelber im bunten Hemde, den rothen Gürtel um den Leib, den runden Hut mit Pfauenſpiegeln rings umſteckt, ſingt aus ſeinen Bärten hervor die melancholiſchſten Weiſen heiterſten Tones in den Tag hinein, lacht dem begegnenden Landsmann irgend ein Witzwort entgegen und plaudert laut mit ſeinen feurigen Roſ-

ſen, wenn er eben nicht ſingt und lacht. Dann ſeht Ihr von Fern eine größere kompakte Maſſe herankommen, langſamer als alle, umſchwärmt von langröckigen Menſchen, den einzigen Fußgängern dieſer Straße. Es iſt ein elend Gefähr. Ueberall iſt der Wagen geflickt, kein Rad gleicht dem andern, eine zerlumpte Plandecke wölbt ſich darüber, aus welcher Unmaſſen ewig beweglicher Gliedmaßen hervorgeſtikuliren, während das umhäutete Gerippe eines Gauls kaum im Halbtrab fortzukeuchen vermag, welchen unaufhörliche Schläge und fortwährendes Keifen von allen Seiten her zu erzwingen verſuchen. Dabei läuft die begleitende Schaar mit hochaufgehobenen Kaftanen und ſchreit und näſelt nach Rechts und Links, als hindere ſie Jeder mißgünſtig in ihrer Haſt nach dem Ziele. Das ſind die Parias des Landes: polniſche, litthauiſche und kuriſche Juden, von Allen gehaßt, gegen Alle verbittert, Allen unentbehrlich — ein unglückſeliger Menſchenſchlag. Und mitten durch das Gewirr jagt's dann wieder wie ein Blitz; zu beiden Seiten ſtäubt erſchreckt die niedere Straßenbevölkerung auseinander, Alle überholt der wappengeſchmückte Reiſewagen mit dem breiten Viergeſpann und ariſtokratiſch theilnahmlos liegt der „gnädige Herr" darin, ſtößt die blaue Tabakswolke weithin von ſich, während nur zuweilen die Lippe geärgert zuckt, daß dieſe niedere Volksmaſſe hin und wieder ſeine Fahrt für Augenblicke verlangſamen darf. Er hätte den Weg nicht chauſſirt für alle Welt und ihn hätten ſeine Roſſe wohl auch auf der ausgefahrnen Landſtraße in gleicher Schnelligkeit befördert. — So wogt, ſchwirrt, toſ't und brauſ't des Lebens buntgemiſchter Strom in ewig wechſelnder Bewegung um uns her.

Aber rechts und links? Zu beiden Seiten faßt ein breiter Graben die Straße und ſchwarzrothweiß geſtreifte Werſtpfähle verkünden deren kaiſerliche Angehörigkeit. Jenſeits des Grabens dehnt ſich der Sand

bald zu einzelnen Hügeln aufſteigend, bald in Moor und Haide untergehend, kaum hier und da von ſpärlichem Graswuchs überflogen, mit vereinzelten Krüppelfichten und mit verſtreutem Wachholdergebüſch ſpärlich beſetzt, woraus ſchwankend hin und wieder eine vereinſamte Birke oder deren ein Paar emporſteigt. Dahinter bald näher, bald ferner, ununterbrochen und unabſehbar zieht ſich ein ſchwarzgrüner Waldſaum. Vorwärts verſinkt Weg und Ausblick in den Schatten eines Waldmeers, rückwärts ſchlagen die Zweige der ſchwarzen Tannen und rothſtämmigen Föhren über dem hellleuchtenden Straßenſtreifen zuſammen.

Das Mündungsgebiet zwiſchen kuriſcher Aa und Düna iſt's, das wir durchfahren, angeſpühlt vom Meer und ehemals ein Bereich der Seefluthen. Dort wo der Meerbuſen ſich noch heut in eine ſcharfe Ecke zuſpitzt, bei dem Flecken Schlok, floß einſt die Aa direkt in die See, bis dieſe immer neue Sandmaſſen vor deren Mündung führte und des Fluſſes durchaus nördliche Richtung nach dem Oſten umbeugte, ſo daß er nun, an dreißig Werſte hinter den Dünen und dem Meeresufer parallel hinſtreifend in die Dünamündung einſtrömt. — Der Menſch kann hier nicht pflügen und nicht ſäen, dem Thier des Waldes iſt das Land zu rauh, die Trift zu dürftig. Todtenſtill und ſterbenseinſam breitet ſich's rings um den Weg. Höchſtens ſteht fernab im halbüberwäſſerten Gras der Lache ein einzelner Storch, damit die Einſamkeit noch einſamer erſcheine. Bedächtig ſchreitet er hin und wieder, ſenkt den rothen Schnabel in das Schilfgras und dreht den Kopf beiläufig einmal herüber nach dem aufrauſchenden Straßenlärmen. Er weiß, in ſeinen Kreis dringt kein bedrohlicher Menſchenfuß, und außerdem hält ihn der Glaube des Volkes für heilig. Gottes Vogel, Deewing butte, nennt ihn der Lette.

So geht es aus der Einſamkeit in die Oede, aus der Sandwüſte

in das Waldmeer. Da taucht plötzlich ein rothes Dach aus dem Gebüſch, ein gelblich angetünchtes Haus drängt ſich hervor und ringsumher noch andere Gebäude; Blumen blühen vor den Fenſtern, gaſtlicher Rauch ſteigt aus dem Schornſtein, eine ſorgfältig gepflaſterte Anfahrt führt zur Thür — nun kommt das lebendige Land! — Doch nein; nur die vereinſamte Poſtſtation St. Olai trägt dieſe täuſchenden Farben und der ſchwarze Adler über der Pforte bezeugt mit ſeiner ruſſiſchen Umſchrift, wer dieſen Lebensſchein in die Oede hereinbefahl. Es iſt Leben auf kaiſerlichen Befehl. — Dahinter taucht der Weg ſogleich von Neuem in den Wald. Dichter und hochſtämmiger ſind ſogar die Bäume, denn bisher; ein zehn Fuß breit von Bäumen entblößter Grasſtreifen ſcheidet uns vom Wald, der tiefe Waſſergraben kaum vom herandrängenden Sumpf. Und wo ein kleines Halbrund an der einen Straßenſeite gelichtet iſt, ragen zwei hohe Wappenſchilder. Denn hier iſt die kuriſch-liviſche Grenze. Wie kampfgerüſtet ſtreckt der liviſche Greif ſeine Klauen gen Kurlands anſpringenden Löwen und das halb vortretende Elenthier. Man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, in den ſorgfältig ausgeführten Wappenthieren ſei etwas von Leben, argwöhniſch hielten ſie einander gegenüber Wacht und gedächten grollend vergangener Zeiten. Denn eben jene Mündungsanſpülungen der Düna und kuriſchen Aa, die wir durchfuhren, waren einſt kuriſches Beſitzthum und da ſie liviſch wurden, hatte Kurlands Herzogthum den letzten Schatten ſeiner äußern Unabhängigkeit von den ſlaviſchen Nachbarſtaaten, wie ſeiner innern Selbſtſtändigkeit im Gegenüber zur Ritterſchaft des Landes verloren. Die Geſchicke eines mehr als funfzigjährigen Krieges aller nordiſchen Mächte ſtreifen klagend durch die Föhren und rauſchen im dürren Riedgras. Wer möchte ſich's verſagen, ehe wir das herzogloſe Herzogthum betreten, noch einen Blick zurückzuwerfen in die Zeit, da Schweden mit

Polen, wettkämpfend um die Hauptrolle im europäiſchen Norden, ſich ſelber vernichteten, nachdem ſie den liviſchen Ritterſtaat vernichtet und das neue Herzogthum Kurland mit hineingeriſſen in den Wirbel der Brandung?

Zum letzten Mal erſchien am 5. März 1562 Gotthart Kettler, des baltiſchen Schwertritterordens Meiſter, mit ſeinen Rittern im Ordenskleid auf dem rigiſchen Schloſſe. Dort legten Alle die Ordensinſignien ab, überreichten dem polniſchen Geſandten Radziwill die Siegel, das Ordenskreuz, die Urkunden, die Schlüſſel des Heermeiſterſchloſſes und übergaben in feierlicher Urkunde die Hälfte der Gerichtsbarkeit über Riga, welche bis dahin der Orden beſeſſen, an den König von Polen, Sigismund Auguſt. Dafür bekam Gotthart den Herzogtitel und Beſitz von Kurland und Semgallen von Polen zu Lehen. Die mächtige Ritterſchaft des Nordens war vernichtet, ihr Ueberbleibſel ein kleines, vom Anbeginne ſeines Lebens unſelbſtſtändiges Fürſtenthum. So waren denn in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die geweſenen Ordensländer zwiſchen der Narowa und den Grenzen von Schamaiten unter fünf verſchiedene Herrſcher vertheilt. Iwan Waſſiliewitſch II. von Rußland hielt das ganze Bisthum Dörpt (Dorpat), Allentaken, Theile von Wierland und Jerwen nebſt Narwa beſetzt; Erich XIV. von Dänemark klammerte ſich an ſein übriggebliebenes Eigenthum von Jerwen und Wierland, nebſt Harrien und Reval; Herzog Magnus von Holſtein hatte ſich inmitten der Kriegsläufe zum Herrn von Oeſel, der Wiek und des Stiftes Pilten (in Kurland) aufgeworfen; die Länder am rechten Ufer der Düna erkannten Sigismund Auguſt als rechtmäßigen Herrſcher an und die am linken den Ritter Gotthart Kettler als Herzog von Kurland und Semgallen. Mitten inne lag endlich Riga beinah als unabhängiger Freiſtaat, von Allen habgierigen Auges ange-

blickt, von Keinem dem Andern gegönnt. Ein haltloſer Zuſtand der Dinge, welcher über Lang oder Kurz zuſammenbrechen mußte. — Sigismund Auguſt, der letzte Jagellone, ſtirbt auch ſchon nach wenigen Jahren (1572) und Polen wird Wahlkönigreich. Nur fünf Monate regiert Heinrich von Valois und entflieht dann heimlich dem Thron, das Reich in wildem Wirrniß hinterlaſſend, um ſein väterlich Erbe als König von Frankreich anzutreten. Der Woiwod Stephan Bathori von Siebenbürgen wird unter dem Beding gewählt, daß er die alternde Schweſter Sigismund Auguſts heirathe. Er erobert Livlands ruſſiſchen Antheil, hält die andrängenden Türken durch Zamoisky zurück, wandelt Livland, mit ihm Riga zu einer polniſchen Provinz um und ſtirbt dann (1580) unter neuen Rüſtungen gegen Rußland. Von Neuem erwacht das wildeſte Getreibe der polniſchen Faktionen; ſieben Jahre kämpft Sigismund III., Schwedens Kronprinz, von der einen Partei erwählt, gegen Ernſt, Oeſterreichs Erzherzog, von der andern Fraktion erkührt, bis die Schlacht bei Krakau Erſterem den alleinigen Beſitz der Königskrone ſichert. Im ſelben Jahre iſt aber auch Gotthart Kettler heimgegangen, und während Kurland unter deſſen Söhnen Friedrich und Wilhelm zu einem zweigetheilten Herzogthum wird, fällt dem erzkatholiſchen Sigismund das proteſtantiſche Schweden durch ſeines Vaters Tod anheim, nachdem er dem Reichstag zu Upſala zugeſchworen, die Augsburgiſche Konfeſſion in allen Stücken unverſehrt aufrecht zu erhalten. So wird er König über zwei innerlich und äußerlich, politiſch und konfeſſionell getrennte, durch Meere und weite Landſtriche geſchiedene Reiche. Willenlos, undankbar, mit falſchen Schwüren ſpielend, gelenkt von ſeiner Mutter, einer Tochter der herrſch- und ränkeſüchtigen Bona Sforza, wie vom Jeſuiten Poſſevin, dem Geſandten des Papſtes am ſchwediſchen Hof, zerrt und reißt er ſo lang, ſo unausgeſetzt, ſo eigenmächtig an der

Verfaſſung ſeines Vaterlandes und an den Gerechtſamen der proteſtantiſchen Kirche, bis die Reichsſtände ſeinem Oheim, dem Herzog von Südermannland, Schwedens Königskrone überreichen. Das iſt Karl IX. Von Polen aus, wohin er gegangen, proteſtirt zwar Sigismund; aber umſonſt. Ein neuer Reichstag zu Arboga beſtätigt die Beſchlüſſe des vorigen, vertreibt die katholiſchen Prieſter aus dem Land, zernichtet alle Ueberbleibſel des Katholizismus. Um ſein Anſehen mit Gewalt aufrecht zu erhalten, landet (1598) Sigismund mit einem polniſchen Heer und wird geſchlagen. Dann geht er trotzend nicht auf die Bedingungen des Reichstags ein, unter denen ſeinem Sohne Wladislaw der ſchwediſche Thron geſichert bleiben ſoll und unterdeſſen fällt Eſthlands Ritterſchaft, wo Marſchall Flemming des Königs Sache glücklich aufrecht gehalten hatte, nach deſſen Tod in Schaaren von ihm ab. Gleichzeitig wächſt in Polen ſelbſt die Mißſtimmung gegen ſein Regiment; ein Aufruhr unter den beleidigten Magnaten giebt ſich unter dem Namen einer Föderation geſetzliche Form (1606) und bedroht des Königs Leben. Zu ſeiner Rettung eilt ſein Kronfeldherr Chotkiewicz mit den Truppen aus Livland herbei und öffnet dieſes ſomit Schwedens Waffen.

Jetzt beginnt die Zeit der furchtbarſten Noth für das baltiſche Land. Eſthland und Livland, proteſtantiſch durch und durch, im Herzen den Schweden geneigt, dürfen nicht die Waffen gegen Polen ſchwingen, weil ihm unterthänig und von deſſen Truppen beſetzt. Die beiden Herzöge Kurlands, dem Lutherthum angehörig wie ihr Land, müſſen dieſes zur Genüge ihrer Lehnsfolge brandſchatzen bis auf's Letzte und gerathen dadurch in bittre Feindſchaft mit der Ritterſchaft. Polen aber läßt dieſe Spaltungen gedeihen, um ſpäter das Lehen dem Kronprinzen Wladislaw zu eigen nehmen zu können. So kommt es dahin, daß die kuriſchen Landtage den Herzögen Vorſchriften ihres Lebens und Behabens machen

wollen und beſonders zwei Brüder von Nolden nach Polen zu den Reichstagen als Vertreter des kuriſchen Adels, als Gegner der herzoglichen Anforderungen ſenden. Gold und Verdächtigungen gegen die polniſche Geſinnung der herzoglichen Lehnsträger beſtimmen hier den Rechtsſpruch. Trotzdem, daß Beide perſönlich ihre Vertheidigung in Warſchau führen, wird gegen ſie entſchieden und ſo kehrt eine dumpfe Ruhe in das Land zurück. Aber der Groll wacht auf beiden Seiten und auch Polen ſtellt ſich beleidigt. Da reiſten im Auguſt des Jahres 1615 die beiden Nolden als polniſche Kommiſſarien zur Unterſuchung und Schlichtung gewiſſer Unruhen und Streitigkeiten von Warſchau nach Riga und nächtigten in Mitau. Herzog Wilhelm, von politiſcher und Privatrache angeſtachelt, faßte einen unglückſeligen Entſchluß, der eben ſo raſch zur That gedieh, als er zum Gedanken geworden: die herzoglichen Trabanten überfielen Nachts die geheiligten Geſandten des Königs, der noch dazu des Herzogs Lehnsherr war. Herzog Wilhelm floh in Furcht vor der Verantwortung zu Polens Feinden, zu den Schweden und hinterließ in Kurland einen Statthalter, Woldemar Fehrensbach, der ſein Regiment auf eine Weiſe übte, daß ihm der Beiname „Buiſiemann“ oder „Schreckenberger“ noch bis heut in der Volksſage verblieb. Dann führte er das Heer, welches auf Wilhelms Antrieb von Schweden hergeſendet ward gegen Dünamünde. Die polniſche Beſatzung fiel, die Feſte kam in ſchwediſche Hand und der von Gefahren umringte, an Mannſchaft ſchwache Sigismund wußte kein anderes Mittel als Gold, den Freibeuter zum Verräther an der eignen Sache zu machen. Friedrich endlich, der Bruder des nunmehr geächteten Herzogs, errang eine Neutralitätserklärung für ſein Land und deſſen ungetheilten Beſitz. Allein auch dies umſonſt. Denn in Livland war man auf polniſcher, wie ſchwediſcher Seite ſeit Jahrzehnten ſchon ge-

wohnt, immer nur zu verwüſten, fraglos ob in Freundes-, ob in Feindesland, fraglos ob daneben Peſt und Hungersnoth die Uebrigbleibenden hinwürgte. Da endlich ſtarb der alternde Karl IX. Guſtav Adolph führte nun ſelbſt den Krieg, ſchloß den Frieden zu Stolbowa, ſchnitt dadurch Rußland vom Meere ab, errang Karelien und Ingermannland und ſtürmte unaufhaltſam vor. Auch Riga ergab ſich und ſchwor (25. Sept. 1621) den Huldigungseid; Kurland aber, wohin die Polen ſich zurückzogen, ward nunmehr des Krieges Schauplatz.

Noch im Oktober wird Mitau von den Schweden genommen, ohne daß es ſich vertheidigen kann. Feig war Herzog Friedrich inmitten ſolcher Verwirrung nach Litthauen geflohen. Ohne Haupt, ohne Anführer fochten nun die Kuren nicht nur als Lehnsleute Sigismunds, ſondern um die Rettung des eignen Heerdes — erfolglos, weil treulos auch von polniſcher Hülfe verlaſſen, ein ſchwaches Häuflein übermächtiger Feindeswuth preisgegeben. Alle feſten Plätze des Landes eroberte ſtürmend ſchwediſche Heeresmacht und gleichzeitig durchwütheten polniſche, verbündete Schaaren, mit Schwert und Feuer die ſtillen Wohnſitze des Adels und der Letten. Endlich, endlich gedieh ein Waffenſtillſtand zwiſchen polniſchen und ſchwediſchen Waffen, nach welchem Guſtav Adolph ſelbſt zwar ſchon lang geſtrebt, deſſen Abſchluß aber eine hinterliſtige Politik zu verhindern gewußt hatte. Denn Oeſterreich und Spanien mochten ahnen, wie nun Schwedens ſiegreicher König von dem bedrängten Richelieu des Hauſes Oeſterreich überwachſender Macht in Deutſchland gegenübergeſtellt werden würde. Trotzdem kam endlich zu Altmark (1629) jene nordiſche Waffenruh für 6 Jahre zu Stande, an welche ſich eine Verlängerung derſelben auf 26 Jahre (zu Stumsdorf 1635) ſchloß. Schweden lieferte ſeine preußiſchen Beſitzungen aus, blieb im Beſitz von Livland und der beſchämt von ſeiner Flucht zurück-

gekehrte Herzog von Kurland mußte in einem beſondern Vertrag das linke Ufer der Düna bei Keckau und Dahlen, die Spilwe, Neumünden und den ganzen Strich zwiſchen Bolderaa und Meer bis nach Schlok, ſowie den Gebrauch beider Ufer des Fluſſes bis zum Dorfe Clauren (im Amt Tuckum) an Livland abtreten. So lautete die Bedingung, unter welcher ihm ſein Land zum Eigenthum verblieb. — Dies verkürzte Eigenthum lag aber ausgeſogen und verödet; verhöhnt vom eignen Lehnsherrn ſtand der Herzog, deſſen Gemahlin jener zum Erſatz für ihre im Krieg erlittenen Verluſte ein Jahrgeld von 3000 Albertusthalern aus dem Hafenzoll der Stadt Riga anwieß, die nicht mehr ſein Beſitzthum; über einen Adel hielt Friedrich das Zepter, welcher ſich während ſeiner feigen Flucht zur feſtgeſchloſſenen Körperſchaft durch Erſchaffung einer Ritterbank konſolidirt hatte, ſo daß hundert ſechs und dreißig ſouveräne „edle" Herrn neben einem Schattenherzog ſtanden. Nichts blieb dieſem übrig, als zu ſterben, wie ſein Lehnsherr es gethan (1632). —

Nicht mehr war die kuriſche Aa des Landes Pulsader: denn ihre Mündung gehörte dem Feinde und ihre kuriſche Mündungsfeſte, Bolderaa, war geſchleift; nicht mehr war die Düna Kurlands Wallgraben gegen Livland: denn deren diesſeitiges Uferland war in ſchwediſchem Beſitz; nicht mehr konnte Kurland irgendwelche thatſächliche Unabhängigkeit erlangen: denn auch ſein neuer Herzog Jakob, eines beſſern Thrones würdig, ward in die politiſchen Wirrniſſe der folgenden Jahre verwickelt, von den Schweden ſogar hinterliſtig gefangen genommen und erſt durch den Frieden von Oliva befreit. Dann kamen öſtliche Einflüſſe, dann herrſchten moskowitiſche Bedingungen. So erfüllte ſich der Fluch jenes Verfahrens, durch welches Gotthart Kettler die Ritterſtaaten einer feindlichen Macht anheimgegeben, um einen Herzogsmantel ſeinen

Schultern überzuwerfen und eine Herzogskrone auf ſein Haupt zu ſetzen, um belehnter Herr eines Staates zu ſein, deſſen erſter Freiherr und Ritter er geweſen.

Und heute? Ausgeſtorben iſt das Geſchlecht der Kettler und die Aſcheberg fügten deren Namen zu dem ihren; ein unadeliger Mann ſtieg auf den verwaiſten Thron, machte fremde Geſetze und fremde Sitten einheimiſch, und ſein Enkel verkaufte das Land um eine Leibrente von 36,000 Thalern, nachdem die herrenloſe Ritterſchaft ſelber an deſſen Erhaltung verzweifelt war. So ſtarb Kurland an ſich ſelbſt, nachdem Livland achtzig Jahre früher der Uebermacht in ehrenvollem Kampf erlegen.

Unterſchiedlos ſind nun die Wappen Beider auf der kuriſch-liviſchen Grenze an ſchwarzrothweiß geſtreiften Pfählen angenagelt und ſelbſt den Herzogstitel nahm ein neueſter Ukas den beiden Landen. Herabgeriſſen von den Wappen iſt die Krone und da wir vorüberfuhren — ſchneidende Ironie des allegoriſchen Bildes! — lärmte eben die Raſt eines ſtreifenden Koſakenpulks um beide Grenzzeichen in den ſchweigſam trauernden Wald hinein. Wild maleriſch hatten ſich die Aſiaten auf dem Moos umher gelagert, ihre Piken hatten ſie um die Grenzpfähle aufgepflanzt, losgekoppelt weideten ihre Roſſe von kuriſchem in liviſches, von liviſchem in kuriſches Gebiet herüber und hinüber — überall auf des Czaren unbeſtrittenem Grund und Boden. — — —

Zwar ziehen Wald und Waldeinſamkeit, Straßenlärmen und Werſtpfähle ununterbrochen über die jetzt bedeutungsloſe Grenze aus einem Land in das andere herüber. Aber dennoch ſteckte an dieſer Stelle die Natur eine Grenze ab. Der kleine Miſſebach, aus dem Sumpfe des Baldohn'ſchen Waldes kommend und im Sande des livländiſchen Gebiets verſickernd, ſo klein, daß wohl ſelten ein Vorüberfahrender deſſelben

achtet, kann als das Zeichen dieſer Scheidung gelten. Denn von da an verdichtet ſich der Wald noch mehr, noch näher drängt er ſich von allen Seiten an den Weg heran; allein die Birke mit den langen grünen Hängeäſten, die deutſche Pappel und das Elſenbuſchwerk miſcht ſich den Tannen und Fichten häufiger als früher bei. Dazu ſprießt das Gras des Bodens üppiger und unter beſſerem Erdreich ſchwindet allmählich der Sand, während dickes Unterholz emporſchießt und die traurig kahlen Schwarzholzſtämme einhüllt. Es herrſcht nicht mehr die vorige traurige Oede, die karge Sparſamkeit der bisherigen Pflanzenwelt.

Das echte Land der blonden Kuren und der ſchlanken Birken, der dunkeln Fichten und der grauen Letten hebt nun an. Da ſchleicht des Nachts der Wolf durch den Haag, da trabt das rieſige Elenthier im Tann, da lauert der Luchs im Fichtengezweig, da ſchlüpft das Reh durch die Büſche; und durch die Wipfel der Bäume ſauſt der Auerhahn, darüber hinweg ſchwirrt das Birkhuhn, flattert das Haſelhuhn; hoch in den Lüften ſegelt der Kranich, und noch iſt kein Halbjahrhundert vorüber, da lagerte auch der Bär im unzugänglichen Dickicht und ſaugte mit Gebrumm an ſeinen Tatzen. — Freilich ſpähen wir umſonſt nach einem einzigen Zeichen dieſes bunten Thierlebens: der Menſchenlärmen ſcheuchte es weitab von der Straße. Ja faſt ſcheint es, dieſer Lärmen habe ſelbſt die Menſchen dieſes Landſtrichs vertrieben. Kein Dorf, keine Thurmſpitze, kein Saatfeld deutet auf ein Menſchenleben. Nur ganz ſelten taucht einmal ein kleines Hüttchen, oder deren ein Paar, grau wie die Baumſtämme, mit kleinen erblindeten Fenſtern, ſeitab aus den Büſchen empor; ohne Schornſtein iſt faſt jedes und man möchte wähnen, kein lebendig Weſen habe deſſen Pforte halbgeöffnet, ſondern der Wind, welcher brauſend aus dem Wald in den Wald geht. Gleich dahinter rückt auch das Getann nur immer näher an den Weg, als wolle es

dieſe Erinnerung eiligſt verwiſchen; nirgends eine Ausſicht, ringsum Stämme und Wipfel. Da plötzlich wendet ſich der Weg, da plötzlich endet der Wald und vor uns liegt eine feld- und wieſenbunte Fläche, dahinter eine langgeſtreckte lichte Stadtfronte ohne vorgeſchobene Landhäuſer, ohne vorſtadtähnliche Einzelbauten, weit überragt von einer einzigen großen Kirche alltäglichen Ausſehens, neben welcher ein Paar Thürme von ruſſiſch-aſiatiſcher Stylähnlichkeit. Zur Rechten im freien Feld hebt ſich abgeſondert ein maſſenhafter Bau im Geſchmacke von Verſailles, zur Linken in weiter Wieſenfläche vereinſamt eine holländiſche Windmühle. Das iſt die kuriſche Adelsreſidenz Mitau und ihr Herzogsſchloß außer Dienſten. In Holland aber war's, daß die Kurländer zum letzten Male als geſchloſſene Hülfsmacht, drei Regimenter ſtark, kämpften, nachdem Ludwig XIV. von Frankreich, Karl II. von England, der Churfürſt von Köln und Fürſtbiſchof Galen von Münſter gleichzeitig das Land der Deiche und Grachten mit Krieg überzogen hatten. Von daher haben ſie, anſtatt glanzvollerer Siegeszeichen, die holländiſchen Windmühlen zu Ende des 17. Jahrhunderts in ihre Heimath gebracht.

Die Stadt Mitau.

Sorglos, keck und heiter, ohne Wall und ohne Mauern hat ſich Mitau hingebreitet auf das offne Feld, als ſtamme es aus jenen paradieſiſchen Zeiten, da Krieg und Feindſchaft noch unbekannte Dinge auf der Erde waren. Oder noch eigentlicher, als wär's erſt im letzten Halbjahrhundert aufgewachſen, während deſſen ſeine Beſtimmung ſich damit erfüllte, ein Sammelpunkt des kuriſchen Adels zu ſein, wenn dieſer hereinkommt, ſobald draußen die Herbſt- und Winterſtürme wüthen und aus der Oſtſee die Wolken vor dem Morgen-, Abend- und Mitternachtwind ſchneiend über das Land emporfliegen. Wirklich bezeichnet auch nur der eifrige Geſchichtsforſcher ein Paar Erhöhungen im Umkreiſe der Stadt als Wälle, doch verkünden uns die Geſchichtsbücher immer nur eine vollkommen offne Stadt.

So ſelbſt inmitten des nordiſchen Krieges.

Unbekümmert um die Streifzüge, welche dieſer durch das junge Herzogthum jagte, ſaß Herzog Friedrich auf dem Thron, jeder Warnung

ſeine Neutralitätserklärung entgegenhaltend. Da klang es plötzlich über die Haiden und Wälder herüber: Riga iſt von den Schweden erobert; und in ſelber Nacht noch flogen reitende Boten heran: die Schweden kommen! Die Stadt lag heiter und licht, ohne Mauern und ohne Wälle auf offnem Feld, während der herzogliche Schutzherr heimlich gen Litthauen entwich.

Da ſtürzte nun plötzlich der Schrecken des ſchonungsloſeſten Krieges über das ſorg- und wehrloſe Herzogskind. Erſt zweihundert und faſt dreißig Jahr nachdem es geſchehen, lieſt man aber in des Kurländers Otto von Mirbach kuriſchen Briefen zum erſten Male nach der Handſchrift eines Augenzeugen, wie alles geſchehen. „Anno 1621, den 14. Oktober" — ſchreibt unter Anderem Herr Jakob Busſelberg, damals ein Rathsmann der Stadt — „alſe umb Seegers beynahe zween, das ſchwediſche Kriegsvolk mit Schaarböten und mit Galleyren beym Schloß ankamen und der Rath aufs Markt ſich verſammelt in Meynung, dem ankommenden Kriegsoberſten unter die Augen zu treten, wurden etzliche Geſchütz in die Mitau abgelaſſen, daß einem Hören und ſehen vergingen. Alsbald ſind die Kriegesleute mit brennenden Lunten in die Mitau geloffen, haben die Häuſer und Fenſter geſtürmt, die Leute geſchlagen, die Kiſten entzwey geſchmiſſen und alles daraus genommen. Weswegen ein ſo jämmerliches Heulen erhört worden, daß nicht möglichen genug davon zu ſchreiben. Das Rauben hat kein Ende haben mögen, ſondern hat den Abend und die ganze Nacht aus einem Haus in das andere gewährt, bis Tag worden, da die ganze Macht aus den Galleyren kommen, überall herumgeloffen und dermaßen übel gehaußet, daß es den Steinen möchte erbarmen. . . . Des andern Morgens haben die Soldaten angefangen die Mitau auf Befehl in Brandt zu ſtekken. Da denn das große Elend ſich gemehret, die ſchwangeren Weiber mit den kleinen

Kinderken nackt und bloß in den Gaſſen umgeloffen, viele in den Häuſern verbrannt worden. Worauf befohlen, ſich eilends in die Kirche zu verfügen, da denn wieder geraubet iſt. Welch ein Jammer und Noth aber in der Kirchen geweſen, davon nicht genugſam zu ſchreiben iſt, mag auch nicht Alles ausgeredt werden, denn die kleine Kinderken haben Eſſen gefraget und die Eltern geweinet, daß ſie nichts zu geben gehabt. So iſt auch des Geruchs und Geſtanks ſo viel geweſen, daß viele des Todtes verblichen, und darauf haben den folgenden Morgen die Bürger mit Weib und Kind, einen Stab in die Hand nehmende, aus der Mitau wandern und termíniren müſſen." Das Feuer aber verſchlang damals die Stadt bis auf wenige Häuſer und unter dieſen blieb jene Kirche, die noch heut ſo erinnerungsfinſter über die heitern Stadtgebäude hinausblickt auf den Waldkranz am Horizonte der Mitauer Ebene. —

Erſt zwanzig Jahre nach jenem Ereigniß, als bereits Herzog Jakob auf dem Herzogsthrone ſaß und ſeinen Schatz durch immer wiederkehrende Geldgeſchenke an die Heerführer der Polen und Schweden zwar geleert, aber doch keine rechte Sicherheit für ſein Land und ſeine Reſidenz hatte erkaufen können, wurde die Stadt und vor Allem das Schloß mit Baſtionen geſchützt. Aber nun war es zu ſpät. Polen beſchuldigte den herzoglichen Lehnsträger der Läſſigkeit in ſeinen Lehnspflichten, Schweden machte ihm zum Vorwurf, daß ſein Adel ſich im polniſchen Heere verdinge. Als ſei kein Herzog und keine Neutralität vorhanden, erkührten die Geſchäftsträger der kriegführenden Mächte Mitau zum Mittelpunkt ihrer diplomatiſchen Verhandlungen, und wie Jakob endlich in dieſer ringsum drohenden Gefahr ein Aufgebot von 14,000 Mann erſchuf, ward der ſchwediſche Feldmarſchall Douglas beauftragt, „dem Ding ein Ende zu machen," Kurland zu beſetzen und den Herzog mit Liſt oder Gewalt in gefängliche Haft zu bringen. So geſchah's. Mit-

ten aus ſeinem Schloſſe heraus entführte der ſchwediſche Feldherr den von falſchen Verſprechungen eingelullten Herzog nebſt ſeiner Familie nach Riga, dann nach Narwa und Iwangorod; die Reſidenz ward geplündert, Kurland ſelber ein Schauplatz der wildeſten Verwirrung und zügelloſer Anarchie. Mitau aber lag ſchon wieder neugebaut, heiter und lachend auf offnem Feld, ſeine neugeſchaffenen Wälle ließ es verfallen und der herzogloſe, nun deſto ungebundenere Adel feierte zwanzig Monate lang prächtige Feſte mit den Räubern des Landes.

Die Mitauer Ebene erſcheint jedoch beim erſten Anblick noch anhaltloſer für einen Stadtbau, als ſie in Wahrheit iſt. Denn erſt ganz nah muß man an Mitau herangefahren ſein, um die ſemgalliſche Aa zu erblicken, wie ſie dicht unter den Grundmauern der nordoſtwärts gewendeten Stadtfronte zweiarmig ihre trüben Waſſer vorbeiwälzt — zweiarmig wie die Düna bei Riga, mit einer Floßbrücke überlegt, wie die Düna bei Riga, mit anlagernden Fahrzeugen, wie die Düna bei Riga, mit wimmelnden Geſchäftsverkehr auf der Brücke, wie in Riga; Alles an dort erinnernd, doch vollkommen anders bis in die kleinſte Einzelheit. Dieſer unwillkührliche und unbefriedigende Vergleich mag denn auch Alles hier ſo gar ärmlich und kleinlich erſcheinen laſſen. Man kann ſich's nicht verſagen, wenn man über die Brücke fahrend zu beiden Seiten die plumpen Struſen anlagern ſieht, zwiſchen welche nur ſelten ein oberländiſch Boot den ſchlanken Leib eindrängte, daran zu denken, wie dort der flüchtige finniſche Schooner, der elegante Bremer Kauffahrer, die leichtgebaute engliſche Brigg, der ſolide ſchwediſche Kutter und die ruſſiſchen Schiffe mit ſchwervergoldeten Gallons als prächtige Brückenbruſtwehr dienten, wie hinter ihnen wieder in dichten Reihen die Struſen gleich Seethieren vorſündfluthlicher Jahrtauſende heranbrängten und gedrängt wurden von den ungeheuern Flächen der Flöße. Hier

Alles verkrüppelt und verhäßlicht. — Während ferner dort die Ufer, ſoweit der Blick auch auf- und abwärts ſchweifte, von wimmelnden Menſchenhaufen beſetzt waren, ſchauen hier auf der einen Seite die Häuſer wie ausgeſtorben mit vornehmkalten Augen in die Waſſerfläche nieder; jenſeits dehnt ſich langweilich und öde eine weite, menſchenleere Feld- und Wieſenfläche aus den Waſſern in den waldumſäumten Horizont hinein. Anſtatt der fröhlich muntern Matroſenwirthſchaft, anſtatt des hin und wieder wogenden Menſchenſtromes auf der Rigaer Dünabrücke kriecht hier aus den häßlichen Fahrzeugen ein häßlich Geſchlecht: litthauiſche Bauern die einen, doch überwiegend die Letten. Grau iſt ihr Kleid, ſchwächlich ihr Körperbau, ohne Schwungkraft die Gliederbewegung und das fahlblonde Haar mitten über der Stirn geſcheitelt. Aber der Trübſinn ſchwerer Lebenslaſten lagert auf dem breitknochigem Antlitz, das blaue lettiſche Auge geht furchtſam einher, als ſuche es überall nach dem Stocke des Aufſehers und gierig haſcht der ſklaviſche Mund nach dem Rockzipfel des juſt vorbeiſchreitenden Vornehmen. Zwar ſind wir ihnen wohl ſchon einzeln im Gewühle der Hafenſtadt und mengenweis auf der Heerſtraße begegnet. Aber nirgends war ihre Zahl überwiegend genug, um den Charakter der Maſſen zu bedingen. Dazu tritt auf dieſer Brücke nur ein einziges, noch trübſeligeres Nebenſtück: die kuriſchen Juden. Geſichter, in denen alle Leidenſchaften, in denen Hunger, Kummer und Habgier ihre tiefſten Furchen zogen, blicken hinter zerzauſten Bärten, unter einer ekelerregenden Kopfbedeckung, aus über und über zerlumpten Kaftanen hervor, während abgehagerte Hände aus fettig glänzenden und viel zu kurzen Aermeln gleich Unglückstelegraphen in die Lüfte hinausarbeiten. Dabei jammert und näſelt der ewig wackelnde Mund; immer ſind ſie anſcheinend beeinträchtigt, immer übervortheilen ſie in Wahrheit Alles ringsum.

Endlich läuft die Brücke uferaufwärts. Ein ruſſiſch Wachhaus fliegt vorbei und vorwärts blicken wir durch eine breite kurze Straße bis auf den Marktplatz, bis zu einem ſteinernen Brunnenbecken, welches wohl gänzlich unbeachtet bliebe, wenn nicht an dieſer Stelle vor nun ſechszig Jahren das letzte Opfer kuriſcher Juſtiz den Henkerstod erlitten hätte. Eine Lette war's, der eines Andern Eheweib liebte und mit des Weibes Hülfe den Mann erſchlug. Der Mörder und die Frau ſtanden mitſammen auf dem Schaffot, um mitſammen zu ſterben. Sein Kopf rollte eben zu den Füßen der Verführerin, da ſprengte die Gnadenbotſchaft durch jene Gaſſe heran; und nunmehr flehte das Weib um den Tod, den man ihr verweigerte. Wer hätte ſolche Macht der Leidenſchaft hinter dem ſchwächlich trübſinnigen Antlitz jener Männer auf der Brücke, wer ſo heiße Treue der Liebesuntreu hinter den verhüllenden Kopftüchern der Reiterinnen auf der Heerſtraße ahnen mögen?

Doch raſch verfliegt dieſer Gedanke im Anblick unſerer Umgebungen: ſo gegenſätzlich angenehm berührt uns nach jenen Begegnungen das Innere Mitau's. Eine kleinliche Stadt hat man erwartet und ein ſtattlicher Markt mit weitauslaufenden Straßen überraſcht uns. Zwar iſt die Stadt nicht ſchön im Styl unſerer Fürſtenreſidenzen, großartig auch nicht aber gefällig, reinlich und behaglich; man kann's eben kaum beſſer bezeichnen, als wenn man's echtkuriſch-adelig nennt. Kein laufend bürgerliches Tagewerk bedingte den Aufbau dieſer Häuſer, keine enge Sparſamkeit feilſchte ängſtlich um jeden Zollbreit Landes — dies erkennt man augenblicklich. Darum ſind auch nirgends die Stockwerke vier- oder ſechsfach übereinander gethürmt; nirgends ließ die Straße kaum eben Raum genug, daß die Sonne nur am hohen Mittag ein Paar Stunden lang den Schmutz des Geſchäftsverkehrs grell beleuchte; nirgends wälzen ſich Fäſſer, Kiſten und Ballen beengend über den Weg.

Wie in nichtsthuerischen Badeorten stellten sich vielmehr die Häuser lang und niedrig an der Gasse auf, immer mit einer zahlreichen Fensterfronte auf diese herausschauend. Dazu sind die Wände der Gebäude meistens reinlich getüncht und fast immer führen ein Paar Stufen hinauf nach dem Hausflur, welchen eine Thür mit blankem Messinggriff verschließt.

Vorzüglich gilt dies von den Gassen, welche zwischen Markt und Fluß belegen, den hauptsächlichen Sitz des begüterten Landadels bilden. Hier erinnert auch mehr als ein Gebäude recht eigentlich an den Edelhof im Flachlande. Denn neben dem eigentlichen Wohnhaus und dazu gehörig dehnen sich lange Hofmauern, über welche oftmals das Grün der Bäume hervorblickt, und woran sich neue Baulichkeiten anschließen, deren Hinterwand nach Außen gekehrt ist. Dort stehen Pferde und Wagen, dort schafft die Dienerschaft für das Hauptgebäude. Dadurch ist dieses von allem Alltagslärmen befreit, also ganz geeignet, in seinen weiten Räumen zahlreiche Gesellschaften unter den bequemsten Formen zu beherbergen. —

Das heutige Mitau steht seit jener Zeit, da sein Anfang von den Schweden niedergebrannt worden war. Seine vorherige Unbedeutenheit geht außer aus ziemlich gleichzeitigen Schilderungen auch schon daraus hervor, daß jene Vernichtung gar nicht zur bleibenden Stadterinnerung geworden ist. Das bürgerliche, das wirklich städtische Element hatte vor dem Herzogshofhalt und dem ritterschaftlichen Leben noch zu gar keiner eigenen Geltung kommen können. Nur ein standesgemäßes Absteigequartier wollten die Ritter in dieser Stadt besitzen und schmucke Einrichtung zu Tanz und Festen, falls ihnen gerad einfallen möchte, aus ihren Edelhöfen hereinzufahren, um dem Ordensmeister, den sie jetzt Durchlaucht und Herzog betitelten, einmal Hof zu machen oder um in Güte durch persönliche Rücksprache ihren freiherrlichen Willen seiner

rings umhegten Souveränetät entgegen durchzuſetzen — wenn ſie nicht den kürzern Weg einſchlugen, ſich dem Herzogsbefehl offen widerſetzten und nun ihr Mitauer Haus eben dazu benutzten, um recht unter ſeinen Augen nur darin zu gehorchen, worin ihnen beliebte. Das Städtiſche blieb, wie in der äußern Erſcheinung, ſo im innern Leben Mitau's immer nur ein zufälliges Moment. Ja, wahrſcheinlich iſt ſogar, daß, wenn das Bürgerthum von Anfang an hier vorgeherrſcht hätte — wie z. B. in Windau und Libau — der Herzog und der Adel einen andern Platz für ihren Hofhalt ausgeſucht hätten. Nur ein Edelſitz lag, ſo lang man kuriſche Geſchichte kennt, am ſemgalliſchen Grenzgebiet, auf der Stelle des heutigen Schloſſes. Jenſeits des Fluſſes bauten ſich ein Paar Hütten deutſcher Arbeiter an und dieſe nannten die Liven, deren Stamm damals noch in dieſer Gegend ſeßhaft, Jelgawa — die Stadt. So bezeichnen denn die kuriſchen Letten auch noch heute ihres Landes Hauptſtadt. Der Name Mitau aber war in erſter Zeit wahrſcheinlich nur ein Spott. Zwar wollen ihm die ernſten Geſchichtsforſcher durchaus eine gelehrte Entſtehung geben. Darum meinen Einige, Mitau bedeute ſoviel als „mitten in der Au," Andere „zur Mitte der Aa," weil die Strecke vom Beginn dieſes Fluſſes bei Bauske bis zur ehemaligen Seemündung deſſelben bei Schlock, gerad in der Mitauer Gegend ihre Hälfte erreicht habe, noch Andere ſagen „zur mittlern Aa," weil von den drei Aaflüſſen der Semgaller der mittelſte ſei. Allein dies Alles erſcheint lang nicht ſo natürlich und ungezwungen, als jene Erklärung, welche Borkenmeyer in ſeinem „Curieuſen Antiquarius" giebt. Dort erzählt er nämlich, zwei Brüder von Mandare hätten einſt um den Beſitz des Edelhofes geſtritten und deren einer vor dem andern geſchrieen: „Et kommt my tau." Da klang nun das ſpottende Echo den Stadtnamen „Mitau" nach. Später nahm der Orden dieſen Platz, der ſo recht

inmitten des kuriſchen Landes gelegen, zu eignem Beſitz; Konrad von Medem gründete (1271) ein Schloß zur Zügelung der zwar ordensunterthänigen, aber nicht eben fügſamen Semgallen, und als dieſe längſt zu dienſtwilligen Sklaven geworden, legte Herzog Gotthart Kettler aus alter Anhänglichkeit an ſeinen Wohnplatz als Ordensmeiſter hierher ſeine Reſidenz. Der Flecken hatte erſt kurz zuvor ſtädtiſche Statuten und Gerechtſame erlangt und der zum Herzogshofe ziehende Adel mußte als Hausbeſitzer in eine gewiſſe Verbindung mit der neugeſchaffnen Bürgerſchaft treten.

Allein beinahe in demſelben Augenblick, da Mitau ſelbſtſtändige Bürgerrechte und eine ſtädtiſche Verfaſſung erhielt, war unter polniſcher Lehnsherrlichkeit eine ſchachernde Judenſchaft hereingefluthet, welche alle Keime eines organiſchen Handels- und Gewerbweſens in ihrer Krämerei erſtickte. Ueberdies bedurfte der zu Hof fahrende Adel zwar tauſenderlei Luxusartikel, deren Beſchaffung aus dem kunſtfertigen Ausland die von Polen her ſolchen Geſchäftes gewohnten Hebräer augenblicklich an ſich riſſen; aber die eigentlichen alltäglichen Handwerksarbeiten mußten ihm ſeine leibeignen „Gebietsleute“ liefern und nur ſelten wurden dafür die kleinen Stadtbürger in Anſpruch genommen. Aus dem wandernden Hauſirer wurden dagegen bald ſtändige Stadtbewohner, welche ihre Buden unter demüthigen Bitten den „ehrbaren,“ „edeln“ oder „wohlgebornen“ Herrn an die Häuſer klebten und ſich ſelber fernab in regelloſer Unordnung ihre kleinen Hütten bauten, wo ſie Hab und Gut und Weib und Kind und Handelswaaren eng zuſammenpreßten. Zwar entwickelte ſich ſpäter unter Herzog Jakob, der ein noch beſſerer Handels- als Landesherr war, reicheres ſtädtiſches Leben; allein weil es eben nicht aus einem gefeſteten Bürgerthum hervorwuchs, ſondern augenblicklichen Zufälligkeiten ſein überraſches Emporwuchern verdankte, zerſtob

das Gewonnene in übermüthiger Genußſucht, bis wieder ziemlich die alten Verhältniſſe herrſchten — nur mit dem Unterſchied, daß die Bürger eine Menge von Bedürfniſſen kennen gelernt hatten und dieſen zu Liebe ſelber häufig den ſparſamen Israeliten in die Hände fielen.

Man kann's noch heut an der Art der Anordnung ſelbſt der nicht ausſchließend vom Adel beſetzten Stadttheile ſehen, daß das Gewerbs- und Handelselement hier nie zur Grundbedingung des Lebens wurde, trotzdem daß natürlich die Neuzeit auch unter den deutſchen Bürgern einzelne Richtungen deſſelben ausbildete. Nur äußerſt wenige Häuſer ſind urſprünglich auf Werkſtätten, auf Waarenlager und Kaufläden eingerichtet. Nur höchſt einzeln ſind jene zierlichen Schaufenſter anzutreffen, wie ſie in andern, weder größern, noch reichern Städten von allen Seiten her zum Einkauf anlocken. Nur fernab in den Nebenſtraßen findet man die Aushängſchilder der Gewerbe häufiger und der eigentliche Handelsverkehr drängt ſich auf einen engen Umkreis, nahe dem Markt, unter kleinen Kaufhallen zuſammen. Aber düſter, grau und ſchmutzig iſt deren Anſehen; wild und ungeordnet liegen die Waaren durcheinander; nur Juden oder echte Bartruſſen beherrſchen den Platz.

Die Ruſſen ſind hier überhaupt unaufgehalten bis in den innerſten Stadtkern gedrungen, eben weil es keine Bürgerſchaft gab, die ihnen entgegenzuſtehn vermochte und die adeligen Hausbeſitzer dieſer Ueberfluthung kein Acht hatten. Sie ſelber blieben ja von deren unmittelbaren Uebelſtänden unberührt: was kümmerte ſie da das Klagen der Uebrigen! Auf ſolche Weiſe ſind denn nach und nach an fünftauſend Ruſſen, gegenüber etwa funfzehntauſend Deutſchen, in Gemeinſchaft mit ungefähr viertauſend Juden die Herrn des ganzen Einzelhandels geworden und ſtehen nunmehr bereits im Begriff, auch im Großhandel die Beute mit den Hebräern zu theilen.

Man mag aber kaum glauben, daß die Israeliten hier von ſo großer Bedeutung im ſtädtiſchen Leben ſind. Denn noch wie ehemals liegen ihre Hütten draußen an den Stadtenden verſtreut, ein unermeßlich Elend zur Schau tragend. Im Gegenſatze zur behaglichen Nettigkeit der übrigen Stadt herrſcht hier Unſauberkeit, Unwohnlichkeit und Mißbehagen. Und trotzdem iſt's kein Ghetto, in welchem ein unduldſam Chriſtengeſetz die jüdiſchen Stadtbewohner zuſammendrängte. Nein, überall in der ganzen Stadt dürfen ſie wohnen; aber ſie ſelber ſchaarten ſich an den Stadtenden zuſammen, mit ihrer widrigen Wirthſchaft alle andere Bewohnerſchaft aus ihrem Umkreis verdrängend. Morſche Holzhütten oder verwitterte kleine Häuſer aus Fachwerk mit abgebröckelten Wänden, erblindeten, zerbrochenen, von Papier überklebten oder mit Lumpen ausgeſtopften Fenſtern ſtehen dort, wie unſchlüſſig, nach welcher Seite ſie einſtürzen. Vor und neben den Häuſern flattern ekelhafte Lumpen auf Trockenleinen und verbreiten noch ekelhaftere Betten einen abſcheulichen Geruch. Von ſchlammigem Koth ſind die meiſtens ungepflaſterten Straßen überdeckt und ſchmutzſtarrende Kinderhaufen treiben ſich darin umher, durch abgehagerte und verkümmerte Weiber beaufſichtigt. Nicht ſelten erblickt man hier in Natur jene emſigen Gruppen, welche mitunter Spaniens Genremaler darſtellen, jene Gruppen, deren Charakteriſtik darin beſteht, daß eine Perſon im Kopfhaar der andern beſchäftigt iſt. Dagegen aber blüht auch mitunter aus dieſem Koth eine wunderſchöne „Roſe von Zion" hervor, ſcheu vor dem Blicke des vorübergehenden Mannes in die düſtere Wohnung zurückfliehend, oder mit kokettem Lächeln ihm entgegenſchauend. In ewig geſchäftiger Eile laufen die langbärtigen Männer an den Häuſern hin, heimtragend und fortſchleppend, immer ſchwerbepackt und immer ängſtlich umherſpähend. Mißtrauiſch finſter oder neugierig prüft ihr ſchmalgeſchlitztes Auge von Fern

her den geſchäftlos Einherſchlendernden; doch demüthig haſchen ſie nach der Hand oder dem Rockſchoß zum Kuſſe, wenn Jener an ihnen vorüberſchreitet. Mitunter fliegt dann wohl auch eine verſtohlene Anfrage ſcheu Deinem Ohr vorüber. Man bietet Dir verbotene Waare an; und Waare, käufliche Waare iſt in dieſen Stadttheilen Alles, was das Haus verbirgt oder zeigt, auch das Heiligſte. Soweit ſind deren Bewohner herabgewürdigt durch die Gewohnheit Jahrhunderte alter Verachtung und Bedrückung, daß ihnen nichts mehr unantaſtbar und unverſehrbar blieb. Das geheime Geſchäft bringt ja überdies einen wahrſcheinlich weitern Geſchäftskreis. Der Herr, welcher viel heimliche Geſchäfte macht, braucht viel Geld; der Jude muß es dann beſchaffen und kann davon Zinſeszinſen ziehen. Er weiß auch, der Herr wird ſchweigen von dem heimlichen Geſchäft gegen fremde Leute; aber vertrauen wird er's ſeinem guten Freund und der gute Freund wird rufen laſſen den Juden und bei ihm fragen nach allerlei heimlicher Waare und verſtohlener Luſt und es wird geben neue Geſchäfte und neue Rubels. Wenn aber der Jude ſolche heimliche Geſchäfte verweigert, ſo wird er von der Schwelle gewieſen im Hauſe des Herrn. Denn: was weiß ein Jude von Ehrenhaftigkeit? „Erbarmen Sie ſich, Lieber! er will nur die Preiſe ſteigern. Fui, wie können Sie glauben, er habe einen ehrlichen Grund zu ſolchen Weigerungen. Iſt's nicht bei Dem, nun ſo laß er laufen. Sperrt ſich der Jakob, wird's der Joſeph ſchon in Ordnung bringen." Joſeph bietet auch bereitwillig die knöcherige Hand zu jedem Handel und verſpottet den Jakob obendrein .....

Abends iſt's meiſtens ſehr ſtill im Umkreis dieſer Judenhäuſer. Nur im zufälligen Lichtſchein eines der nachläſſig verhangenen Fenſter ſiehſt Du einzelne Schatten vorübereilen, Männer ſcharfen Trittes, hohen Wuchſes, tief in den Mantel gehüllt, doch von ſtolzer Haltung.

Du glaubſt eine Geſtalt aus den glänzenden Sälen der Aaſeite wiederzuerkennen, aber die Nacht iſt zu dunkel. Am andern Morgen glaubſt Du auch Deiner Täuſchung vollkommen ſicher zu ſein. Denn zufällig ſahſt Du denſelben Schacherjuden an demſelben Manne vorübergehen, welchen Du geſtern Abend aus dem Hauſe jenes heraustreten zu ſehen wähnteſt; doch der Jude verbeugt ſich in eben ſo ſklaviſcher Unterwürfigkeit wie ehegeſtern und das kaltſtolze Antlitz des Vornehmen weicht wo möglich noch befremdeter, kälter und ſtolzer denn ehedem der Beantwortung des Grußes aus. —

Welcher Fremde mag ſich rühmen, einen ſichern Blick in dieſe Mitauer Verhältniſſe geworfen zu haben? Die Einheimiſchen ſchweigen darüber, oder ihre Mittheilungen tragen zu deutlich den Stempel parteiiſcher Auffaſſungen, als daß man ihnen vollen Glauben beimeſſen möchte. Die ganze Bewegung der niedern Bevölkerungsſchichten liegt von den Intereſſen und Gewohnheiten des Adels, ja ſelbſt der vornehmern bürgerlichen Stände ſo weit abſeits, daß dieſe ſelber daran wie an einer Welt vorübergleiten, deren Einflüſſe niemals zu ihnen herüberſpielen können. Gleich jenen Fremden, welche in den Großſtädten Europa's jahrelang verweilen, ohne ſich doch an deren Leben zu betheiligen, beſchränken ſich die höhern Mitauer Stände auf ihre engen geſchloſſenen Kreiſe; und ſelbſt ihr wirklicher Geſchäftsverkehr mit den untern Regionen des Lebens bleibt fortwährend nur ein vermittelter. Der Gutsherr, welcher ſeine Bodenerzeugniſſe hier verwerthen will, beauftragt ſeinen „Amtmann" draußen auf dem Edelhofe damit und erfährt dann nichts von dem ganzen Geſchäfte, als bis ihm die Berechnungen vorgezeigt und die Geldſummen ausgezahlt werden. Falls er jedoch zufällig in Mitau anweſend, ſo läßt er die Waaren von den frohnspflichtigen „Gebietsleuten" heranfahren, die jüdiſchen oder ruſſiſchen

Mäkler drängen ſich dann herzu, der Mindeſtfordernde wird angenommen oder einem langgewohnten Geſchäftmacher Alles überlaſſen; und der gnädige Herr kümmert ſich dann wieder nicht eher um die Angelegenheit, als bis deren klingende Ergebniſſe ihm unter demüthigen Dankſagungen für das gewährte Vertrauen und dem Anerbieten fernerer Dienſte zu Füßen gelegt werden. — Auf dem ganzen eigentlichen Handels- und Geſchäftsverkehr laſtet überhaupt noch all das altadelige Vorurtheil einer grundbeſitzreichen Ariſtokratie, welches die neue Zeit des übrigen Europa ſo raſch zu vernichten gewußt hat. Ja es hat ſich bis zu gewiſſem Grad ſogar auf die nichtkaufmänniſchen und nichthandwerkernden Mittelſtände übertragen. Dazu weiß der kuriſche Adel, daß zwei volle Drittheile der Mitauer Bevölkerungsmenge vollſtändig von ihm abhängig, vollſtändig auf ſeine Bedürfniſſe, auf den Gewinn von ſeinem Geld gewieſen ſind. Selbſt der in der Hauptſtadt anſäſſige, als Mitglied irgendwelcher Landesbehörde dort wohnhafte Adel kommt mit dem bürgerlich-ſtädtiſchen Leben nur ſoweit in Berührung, als er befehlend, anordnend, richtend in deſſen Verhältniſſe von Amtswegen eingreift oder als ihm dieſes handwerkernd, handelnd, arbeitend gegen baare Bezahlung zu Dienſten iſt.

Mag man nun den Adel wirklich mit Strenge richten, wenn ihm unter ſolchen Verhältniſſen jene Minderſchätzung des bürgerlichen Elementes verblieb, welche er von ſeinen Ahnen überkommen hat? Mag man es ihm zu ſchwerer Schuld anrechnen, wenn er den Juden, ſeinen ergebenſten Dienern, alle möglichen Geſchäfte übertrug und ſich nicht darum kümmert, wie neben ihnen die Ruſſen die Stadt überfluthcten und den Erwerb der zur ſelbſtſtändigen Abwehr zu ſchwachen Bürgerſchaft ſchmälerten? Was weiß er von den Urſachen jener bedenklichen, von Jahr zu Jahr ſteigenden Abnahme der Menge deutſcher Bürger?

Er fragt gar nicht nach den Gründen, weshalb die Mitauer Handwerker und Künſtler immer häufiger nach Riga, Petersburg, Moskau, Odeſſa und allen bedeutendern Städten des eigentlichen Rußland auswandern, um dort eine bleibende Stätte zu ſuchen; ja, er weiß kaum um dieſe Thatſache. Was ginge ihn überhaupt dies Mitau an, wenn nicht ein alter Brauch dorthin die Johannisabrechnung verlegt hätte, wenn nicht zufällig die von ſeinen Verwandten beſetzten höchſten „Landesſtellen" hier um den oberſten Machthaber verſammelt wären und darum ſeit Jahrhunderten das gemeinſame Winterleben der „Geſellſchaft" ſich hierher gewendet hätte? Die Stadt als Stadt, als Sitz eines Bürgerthums iſt dem Adeligen nichts; ſie gilt ihm einzig und allein als Adelsreſidenz. Als Stadt würde ihm Mitau keinen Boden gewähren, in welchem er Wurzel ſchlagen könnte. Dieſer Boden findet ſich urſprünglich nur im Edelhof des Flachlands, welchen er vom Vater ererbte oder, iſt er auf ſein eigenes Talent gewieſen, im Parkett des Geſellſchaftszimmers, in den Kabinets der Diplomatie, im Feldlager. Dazu iſt er geboren.

Darum iſt's einem immer, als ſei es auch nothwendige Zuthat des Bildes von Mitau, daß aus den langgeſtreckten Häuſern hier und da die ſchlanke Geſtalt eines blonden Kuren trete und mit ſtolzer Eile vorüberſchreite an der bürgerlichen Gewerbthätigkeit, wie am geldgierigen Drängen und Rennen der niedern Bevölkerung, das unvermeidliche „Fui" auf den feingeſchnittenen Lippen. Denn Pfui mögen ſie nicht ſagen und Fui iſt doch ihr drittes Wort. Die Doppelkonſonanten ſind ihnen zu hart und ſtark, wie die Doppelvokale zu breit und weich. Zwiſchen beiden hindurch ſprechen ſie ſich mit ihrer feinen, kühlen Mundart, wie mit ihrer glatten, feinen Geſellſchaftsweiſe durch die ganze Welt. So haben ſie in allen Geſellſchaftsſälen Europa's eine

geltſame Stellung bekommen; ſo wußten ſie auf dem noch glättern Eisboden St. Petersburgs ohne Ausgleiten vorzuſchreiten zu den ſammetbeſchlagenen Thronſtufen.

Dieſe vornehme Sicherheit verläßt ſie auch nicht, wenn ſie lange Jahre im rauhen Kriegslager verbrachten, zu welchem ein friſches Jagdleben ihre Jugend vorbereitete. Eben ſo wenig geht ſie in der Einſamkeit des Edelhofes verloren. Denn in ihr innerſtes Naturell verflocht das Beiſpiel der Mutter den anmuthigen Gebrauch des Wortes, die feine Gewandtheit im Handeln impfte des Vaters Lehre ihrem Weſen ein, von der ſouveränen Freiherrlichkeit ihrer Ahnen blieb aber ein ſtolzes Geburtsbewußtſein in ihrem Blut, worüber ſich nur ein leichter Hauch ſlaviſcher Geſchmeidigkeit im Gegenüber zum noch Vornehmern legte. Dies Alles trägt, hebt und fördert ſie in den ariſtokratiſchen Verhältniſſen des Lebens, aber gegen das eigentliche Bürgerthum ſchließt es ſie ab. Es liegt nichts Gemeinnütziges in ſolchem Naturell; es kennt außer dem herrſchenden Fürſten und dem mitherrſchenden Adel im Staate nur noch eine beherrſchte Maſſe.

Rückſichtlich dieſes gegenſeitigen Verhältniſſes adeligen und bürgerlichen Weſens iſt es gewiß auch nicht bedeutungslos für den Beobachter baltiſcher Zuſtände, daß der hieſige Adel die eigentlichen Bürger- und Handelsſtädte ſeines Vaterlandes nur in Geſchäften aufſucht. Vorzugsweiſe gilt dies in Bezug auf Riga. Höchſt ſelten erblickt man dort einen der adeligen Indigenen, wenn geſchäftslos. Sobald der Zweck erreicht iſt, welcher ihn dorthin nöthigte, enteilt er wieder den Straßen, in denen der Kaufmann, der Künſtler und Handwerker als Herrn einherſchreiten, wo aber die adelige Geburt als ſolche ohne allen Vorrang geblieben iſt und wo ſogar die Stadtgemeinde in Bezug auf ihren ländlichen Grundbeſitz die Ausübung vollkommen gleicher Rechte mit dem

immatrikulirten Ritterſchaftsgliedern durchſetzte, daher auch ihre vollgültigen Abgeordneten zum Landtag und den Adelsverſammlungen abſendet. Dagegen hat in Reval, dem Sammelplatze der eſthniſchen Ariſtokratie, das adelige Leben die bürgerliche Bewegung der an Petersburgs Nähe abſterbenden Stadt überwachſen. In Dorpat, dem Sammelplatze des liviſchen Adels, iſt dieſer alleinherrſchend, während die geiſtigen Elemente der Univerſität ſich ihm anſchließen und unterordnen. Ja, man kann dieſe Beobachtung ſogar über die baltiſchen Lande hinausführen und wird ſie allerwärts beſtätigt finden. Denn Diejenigen vom baltiſchen Adel, welche, vom Staatsdienſt unabhängig, irgend eine Stadt Rußlands zum zeitweiligen oder bleibenden Aufenthalt wählten, gehen höchſt ſelten nach Odeſſa oder Nowgorod, ja ſelbſt nicht viel häufiger nach Moskau, ſondern beinah ausſchließlich nach St. Petersburg. Die aber nach dem Ausland reiſen, verleben ihre Winter nur ſelten in den handels- und gewerbsthätigen Großſtädten, ſondern ſiedeln ſich faſt ausnahmlos in den Reſidenzen an.

Vom geſammten baltiſchen Adel iſt der kuriſche am wenigſten durch die Geſchichtsgänge ſeines Vaterlandes zu einer Angewöhnung an ein unabhängig Bürgerleben der Städte gebracht worden. Immer war er fragloſer Herrſcher in der Heimath und blieb ſelbſt dann ſouverän, als aus ſeiner Mitte ein Herzog hervorgegangen war. Was an Bürgerwohnſtätten mit ſtädtiſchen Verfaſſungen bis dahin im Lande exiſtirte, war — die Hafenſtädte Windau und Libau ausgenommen — nur dadurch zu ſolchem Standpunkt gediehen, daß es Sitz der Ordensmeiſter oder Eigenthum des kuriſchen Kapitels, alſo gleichſam zum Hofſtaat gehörig geweſen. So Mitau, Goldingen, Pilten, Haſenpoth. Oder die Herzöge verliehen den Plätzen ein Stadtſiegel, um ſich neben einer ſtets ſchwierigen Ritterſchaft wenigſtens einige verläßliche und freie

Unterthanen zu sichern. Aus sich selbst heraus und dem Adel gegenüberstehend ist kein einziger kurischer Menschensammelplatz zu einer auch politisch bedeutenden Stadt aufgewachsen. Vielmehr bedingten die Verhältnisse, unter denen allen die städtischen Gerechtsame verliehen wurden, daß ihre Gönner einestheils der Ritterschaft tausendfache Vergünstigungen innerhalb des Stadtbezirks verstatteten, andernseits auch die bedingte Selbstständigkeit des neugeschaffnen Bürgerthums immerhin sehr genau durch landesherrliche Einflüsse begrenzten. Die adeligen Eingesessenen der Städte selbst standen also stets über deren Gesetzen, die bürgerliche Entwicklung konnte sich nur nach bestimmten Richtungen hin entfalten. Während die städtischen Rechte und Freiheiten überhaupt in ganz Kurland weit mehr eingeengt, als in den beiden andern baltischen Povinzen blieben, erwuchs weder im stadtangehörigen, noch vollends im nur zeitweise dort wohnenden Adel eine Theilnahme für die innere Vervollkommnung des städtischen Wesens. Und auch in der Adelsresidenz ist es wenig anders.

Zwar besitzt Mitau heutzutag Alles, was man als Wahrzeichen eines wohleingerichteten Gemeinwesens zu betrachten gewohnt ist: Kirchen, Schulen, Wohlthätigkeitsanstalten, Krankenhäuser und natürlich auch Gefängnisse. Allein das Wenigste von Allem entstand aus Gesammtbestrebungen der unadeligen und adeligen Bürgerschaft, noch Wenigeres ist in seiner Entstehung recht eigentlich an die städtische Entwicklung gebunden gewesen; nichts wurde in Wahrheit charakteristisch für die Stadt.

Die Herrschaft der Deutschen im baltischen Land entkeimte dem kleinen hölzernen Gotteshaus auf der Insel Kirchholm und Riga begann seinen Dombau, ehe noch die Ringmauern der Stadt aufgeworfen waren. Dagegen geschieht in Mitau erst 1522 jener St. Trinitatiskirche Er-

wähnung, welche wir ſchwarz und düſter über die lichten Häuſer hinwegragen ſehen. Zu dieſer deutſchen ward dann zu Anfang des 18. Jahrhunderts auf Befehl der ſchwediſchen Statthalterſchaft eine lettiſche St. Annakirche gefügt und damit begnügte ſich die lutheriſche Gemeinde, nur für ihre Armen außerhalb der Stadt noch eine kleine Kapelle errichtend, welche aber die neueſte Gegenwart wieder an den Meiſtbietenden als Baumaterial ablaſſen will. Die nicht lutheriſchen Stadteinwohner beſitzen außerdem je nach ihrem Glaubensbekenntniß ein Bethaus, die Juden ſogar drei Synagogen; und mitten in das vornehmſte, vom deutſchen Adel bewohnte Stadttheil baute die Ergebenheit Ernſt Johann Biron's für die moskowitiſche Nachbarſchaft eine ruſſiſche Kathedrale, lang bevor noch der ſchwarze Adler das kuriſche Wappen überſchattete.

Gleichfalls auf ſchwediſchen Befehl erſtand auch in Mitau erſt unter dem letzten Herzog vom Kettler'ſchen Haus eine ſtädtiſche Elementarſchule, und gerad ſiebzig Jahre vergingen, ehe dieſer eine höhere Unterrichtsanſtalt durch den letzten Herzog Kurlands, Peter Biron, beigefügt wurde. Es war eine Art von Lyceum, welches in ſeinen Einrichtungen und wiſſenſchaftlichen Leiſtungen dem Titel eines Gymnasium illustre vollkommen entſprach. Rußland dagegen ſah dieſe Pflanzſchule deutſcher Geſittung mißtrauiſchen Blickes an, nahm ihr 1834, unter dem ſehr zweifelhaften Gnadenerweis der Beifügung einer forſtwiſſenſchaftlichen Klaſſe, den Titel eines Gymnasium illustre, indem es dasſelbe in ein Gouvernementsgymnaſium verwandelte und den Adel dadurch zur Uebergabe ſeiner Kinder an die Anſtalt zwang, daß es nicht nur ein Abiturientenexamen zum Bedingniß der Immatrikulation auf der Univerſität Dorpat machte, ſondern auch verkündete, Niemand könne ferner zu einem ruſſiſchen Staatspoſten zugelaſſen werden, der nicht ſeine Studien auf einer ruſſiſchen Hochſchule vollendet habe. Eine

ſolche Verordnung erſcheint, wie überhaupt alle offiziellen Aeußerungen des Miniſteriums Uwaroff, auf den erſten Anblick vollkommen gerechtfertigt. Aber freilich nehmen ſich die Dinge bei näherer Beprüfung vollkommen anders aus und die ſcheinbare Strenge hinſichtlich der wiſſenſchaftlichen Ausbildung wird in jedem einzelnen Fall zur ausſchließlichen Aeußerung ruſſifizirender Beſtrebungen. So auch hier. So lang die Mitauer Gelehrtenſchule als Gymnasium illustre beſtand, wurde die Aufnahme in daſſelbe durch einige anfängliche Kenntniſſe in den klaſſiſchen Sprachen des Alterthums bedingt; jetzt fordert man keine ſolchen Vorkenntniſſe. Sieben Klaſſen förderten damals den Schüler zur Hochſchule; Rußland erachtet deren fünf für ausreichend. Ueber die deutſche Anſtalt ward ein ruſſiſcher Inſpektor und ein ſo völlig ruſſiſcher Direktor geſetzt, daß ihm ſelbſt die deutſche Sprache nicht geläufig war. Die ruſſiſche Sprache ward ferner eines der Hauptlehrfächer des deutſchen Gymnaſiums, dem ruſſiſchen Direktor fiel dagegen die Lehre von der deutſchen Literatur anheim. Und in denſelben Räumen, wo deutſche Wiſſenſchaftlichkeit binnen wenigen Jahrzehnten einen Bücherſchatz von 25,000 Bänden aufgeſammelt, wo der Aſtronom Paucker ſeine großartigen Naturanſchauungen offenbart hatte, gellt jetzt mit furchtbarem Hohne die Schlußbetrachtung des Direktors Tſchaſchnikow über Schiller's literariſche Wirkſamkeit: „Aber was war Schiller im Vergleich mit Lomonoſoff? Auf einer herzoglichen Akademie gebildet, der Sohn eines wirklichen Kapitäns mit Majorsrang, hat er ſich nur eben weiter gefördert und ſchön ſchreiben gelernt. Lomonoſoff aber war eines Fiſchers Sohn und ſtarb als kaiſerlich ruſſiſcher Staatsrath. Schiller wurde nichts als weimariſcher Hofrath. Schiller hatte keine Dekoration, Lomonoſoff deren fünf, von denen auch ich die eine beſitze.“ — Wahrlich, jammerſchade, daß dieſer herrliche Lehrer von

Mitau nach Swislotſch im Grodno'ſchen Gouvernement verſetzt worden iſt. Er wäre berufen geweſen, für Rußland die größten Eroberungen unter dem Widerſinne der Deutſchen zu machen. Binnen einer etwa achtjährigen Wirkſamkeit am Mitauer Gymnaſium hatte er auch bereits die ungehörige Studirwuth ſo weiſe beſchränkt, daß anſtatt früher 15 bis 20, jetzt nur 5 bis 10 Jünglinge ſich zur alljährlichen Abgangsprüfung meldeten; ja, er hatte es errungen, daß im Berichte des Miniſteriums der Aufklärung an den Czaren auch das Mitauer Gymnaſium unter den Lehranſtalten genannt wurde, in denen die ruſſiſche Sprache erfreuliche Fortſchritte mache. Darum ſollten ihm die dankbaren Deutſchen der Oſtſeeprovinzen dereinſt einen Denkſtein ſetzen, auf deſſen einer Seite jener Ausſpruch über Schiller von ſeinem wiſſenſchaftlichen Standpunkt Zeugniß ablegte, während auf der zweiten Seite den loyalen Staatsbürger das an anderer Stelle geſprochene Wort charakteriſiren würde: „Wenn Kaiſer ſagt: geh durch Wand und Wand keine Thür hat, ich ſo lang an Wand gehe, bis Wand durchbricht.“ — —

Eifriger als in der Richtung geiſtiger Bildung betheiligte ſich der ſtädtiſche Adel an der Erſchaffung wohlthätiger Anſtalten. Aus vorruſſiſcher Periode ſtammt aber dennoch nur ein einziges bemerkenswerthes Inſtitut dieſer Art und dieſes einzige beſchränkte der Adel wieder ſtreng auf ſeine Kreiſe. Es iſt das St. Katharinenſtift für Wittwen und Jungfrauen des immatrikulirten kuriſchen Adels. Erſt in der Mitte der dreißiger Jahre, als überhaupt die Barmherzigkeit unter der vornehmen Welt ganz Europa's eine Mode und ein Zeitvertreib geworden war, wie ein Paar Jahrzehnte früher gewiſſe äſthetiſche Beſchäftigungen, erſtanden auch in Mitau mehrfache Damenvereine, welche der Armuth, der Verſorgung hülfloſer Kinder, den Waiſen und Wittwen ihre Thä-

tigkeit ohne Rückſicht auf adeligen oder unadeligen Stand zuwendeten. Dagegen iſt es gewiß nicht unbezeichnend für die Stellung des Adels zur bürgerlichen Stadtwelt, daß von den ſechszehn bis zwanzig gemeinnützigen Legaten aus früherer Periode, die drei von landesadeligen Frauen geſtifteten, ihre Unterſtützungen ausdrücklich auch nur Mitgliedern des Adels dargereicht wiſſen wollen. Die neuen Vereine ſind dagegen allerdings vollkommen gemeinnützigen Charakters; aber ihre Beſtrebungen kamen zu ſpät, ſie konnten jetzt der Stadt als Stadt in keiner Weiſe mehr eine Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit ſichern. Das offizielle Kollegium der allgemeinen Fürſorge hatte auch bereits über Kurland ſeine Wirkſamkeit erſtreckt; keiner jener Vereine durfte ſich ohne Genehmigung des Kaiſers geſtalten, ſeine Einrichtungen und Geſetze unterlagen der Begutachtung jener Behörde, und ſowie vollends irgend eine dieſer Geſellſchaften vom Staatsſchatz nur den kleinſten Zuſchuß zum Zwecke der Erweiterung ihres Wirkungskreiſes erbat, wurde dieſer zwar willig, doch nur unter dem Beding gewährt, daß der Verein an das Kollegium allgemeiner Fürſorge ſeine Rechenſchaftsberichte einſende, „welches die nächſte Aufſicht über den Zuſtand der vom Verein errichteten Anſtalten haben und in alle Einzelheiten der Einrichtung derſelben mittelſt ſeiner Glieder eingehen ſoll.“

So erſtickte denn der ſpäte Keim eines gemeinſamen Wirkens der adeligen und nichtadeligen Mitauer Welt in der eiferſüchtigen Ueberwachungs- und Bevormundungswuth der ruſſiſchen Bureaukratie. Alles Charakteriſtiſche, was ſich etwa hätte entwickeln können, ward von der anbefohlenen Nivellirung ertödtet. Vergebens ſucht man nun umher nach Eigenthümlichkeiten im ſtädtiſchen Leben der kuriſchen Hauptſtadt. Soweit ſie nicht Krämerſammelplatz ohne allen politiſchen Charakter iſt,

ſoweit nicht Adelsreſidenz ohne alle Nothwendigkeit eines ſtädtiſchen Elementes, ſoweit iſt ſie kaiſerlich ruſſiſche Gouvernementsſtadt, Sitz ſehr vieler Behörden, Garniſon zweier ruſſiſcher Bataillons, mit einem allmächtigen Statthalter im Schloß und einem abhängigen Magiſtrat im Rathhaus.

Mitauer Welt.

Sommersüber liegt Mitau sehr still und vereinsammt. Wer dann hier durchreist, mag kaum begreifen, wie diese wenigen Menschen die Häuser des Stadtumkreises vor Verwitterung zu schützen vermögen; auch der fröhliche Graswuchs nimmt uns nicht Wunder, welcher eben im elegantesten Stadttheil aus den Fugen des Pflasters hervorgrünet. Einzig und allein auf der Straße, welche von der Aabrücke nach dem Markt und dort am steinernen Brunnenbecken vorüber zu den Kaufhallen führt, bewegt sich eine Art von Gassenverkehr, die Fortsetzung des geschilderten Treibens auf der Aabrücke. Auf jenen Gassen aber, welche zwischen diesem schmutzigen Kram- und Schachergetreibe und dem noch trübseligern Menschenleben der Stadtenden ihr Netz ausbreiten, schreitet man oft minutenlang, ehe uns überhaupt ein lebendes Wesen begegnet. Wie diese Stadt eines Landes Hauptstadt sein könne, wie von dieser Stadt viele Ausländer ein großstädtisches Bild zu entwerfen, wie die

vielgereiſten eleganten Kurländer ſelbſt in Paris und Wien mit einem gewiſſen Stolze davon zu ſprechen vermögen, würde uns dann meiſtens ein unlösbar Räthſel dünken, wenn wir es nicht wüßten, wie Mitau, gleich manchen Menſchen der Geſellſchaft, ein vollkommen zweigetheiltes Leben führt: großſtädtiſch aufgeputzt zu der einen Zeit, ärmlich beſchränkt zur andern.

Ein Pariſer Winter oder doch ein Stück ſeines Karnevals iſt dem Franzoſen das höchſte Ziel ſeiner Wünſche, dem Oeſterreicher ein Wiener Faſching oder doch der Faſtnachtsdienſtag-Maskenball, der eleganten Touriſtenwelt ein römiſches Oſterfeſt, dagegen dem Kurländer ein Winterleben oder wenigſtens „ein Johannis“ in Mitau.

Der Johannistag iſt nämlich das Ende und der Anfang des kuriſchen Geſchäftsjahres und Mitau die Börſe des Landes. Allein dieſe Börſe kennt nicht bloß ernſte Geſchäftsgeſichter, ſchwerfällige Kontobücher, klirrende Geldmaſſen und raſchelnde Staatspapiere, ſondern es ſchwingt dort auch die Luſt ihre Banner. Wer um die Tage vor Johannis in einem Luftballon über dem kuriſchen Lande ſchweben und unter ſich das Zuſtrömen nach dieſen einen kleinen Punkt erblicken könnte, der müßte meinen, aus der Erde heraus wüchſen die vier- und ſechsſpännigen Reiſewagen, welche jetzt urplötzlich die gen Mitau führenden Straßen beleben. In der Stadt ſelber wogt dann ein faſt unbeſchreiblich Gewirr. Gänzlich umgekehrt erſcheinen alle Verhältniſſe. Wo vorher Menſchenleere, iſt jetzt Menſchengedräng, wo vorher tiefes Schweigen, jetzt lauter Lärmen, wo vorher Schmutz und Unordnung, jetzt Sauberkeit und Zierlichkeit. Ja, ſelbſt die Lumpen der Straßenbevölkerung verſchwinden in der modernen Eleganz der Gruppen, welche nunmehr hin und wieder treiben. Gleichzeitig ſcheint der ſtolze Baron all ſein

Vorurtheil gegen das bürgerliche Treiben und Leben vergeſſen zu haben; denn weit mehr Kaufmann, als grundbeſitzender Ariſtokrat iſt er geworden. Blickt am Morgen hinein in die ſonſt ſtillen Gemächer der vornehmen Stadttheile und Ihr ſeht ſie überfüllt mit rechnenden, ſchreibenden, geldzählenden Männern. Von der ſorgſam ordnenden Eleganz ſind nur noch ſparſame Andeutungen vorhanden, welche unbehaglich unter den nicht ebenbürtigen Koffern, Kiſten und Kaſten, Rechnungsbüchern und Geldſäcken hervorglänzen, deren Herrſchaft nunmehr unbeſtritten iſt, während ſonſt nur ein kleiner Theil der langen Zimmerreihe den Tag über benutzt wurde und erſt am Geſellſchaftsabend die ganze Fronte des Hauſes erleuchtet ſtand; giebt's jetzt kaum je eine beſondere Kammer für den Einzelnen; ſondern zu Drei und Vier wohnen hier die Männer, dort die Frauen zuſammen. Dieſelben Männer, welche ſonſt kaum den Fuß auf das allerdings mißbrauchsweiſe ſogenannte Straßenpflaſter ſetzten, eilen jetzt mit großen Schriftenrollen, ſchweren Büchern und wohl auch einem Geldſack in den Armen von Haus zu Haus. Auf den Straßen ſelber hat ſich ein eleganter Kaufmarkt aufgebaut, auf den Wänden der Häuſer prangen überall die Aushängſchilder der Verkäufer, die adelige wie die minder vornehme Frauenwelt, beide ſonſt gleich ſelten das Haus verlaſſend, bevölkert die umgewandelten Gaſſen vom frühen Morgen bis zum glühheißen Mittag; und erſt am Nachmittag wird es einigermaßen ſtiller. Die vornehme Welt ruht dann von den Geſchäften des Morgens den Freuden des Abends entgegen, die minder vornehmen Maſſen ſchlendern mehr ſchauend als kaufend durch die Budenreihen; ein großer Theil verlor ſich auch auf die Plätze, wo das Gebrüll der Menagerien, das Schnurren und Rollen der Schaukeln und Karouſſels, die quikende Stimme des Kasperletheaters, der grauſenhafte Geſang von grauſenhaften Mordgeſchichten wild durcheinanderklingt, um

von Zeit zu Zeit vom Gedonner der großen Trommel durchdröhnt oder von den falſchen Tönen einer mißgeſtimmten Trompete übergellt zu werden. Das iſt Mitau um die Johanniszeit.

Jetzt weiß auch kein Menſch in Kurland mehr, daß einſtmals dieſe Johannismeſſe nicht vorhanden war; Niemand glaubt Mitau ohne ſein Johannis möglich, eben ſo wie keiner der grundbeſitzenden Edelherrn ſich daraus ein Gewiſſen macht, mitten im Sommer ſein Erbgut zu verlaſſen. Ihre Voreltern murrten dagegen ſehr ernſtlich, als einſt Herzog Jakob die bis dahin zu Oſtern gewohnte Abrechnung auf den Johannistag verlegte und ſie lachten außerordentlich ſpöttiſch, als ihre Landtagsabgeordneten den Herzogsbefehl ſogar in den Landtagsſchluß aufgenommen hatten, „ſintemalen bei ſo heiliger Zeit (Oſtern) Chriſten mit gottſeeligen Gedanken umbgehen müßten.“ Gerad ſo, wie Alle ungefähr hundert Jahre vor dieſer Umänderung in der Annahme des gregorianiſchen Kalenders das Landesheil gefährdet ſahen und urplötzlich ihre Frömmigkeit ſo wenig bändigen konnten, daß ſie die Kirchen zu Altweihnachten, Altoſtern, Altpfingſten u. ſ. w. ſtören wollten, gerad eben ſo glaubten ſie jetzt den Ruin aller Vermögensverhältniſſe gekommen. Zu Oſtern ſeien ja von ihnen noch Viele in der Stadt und um Johannis könne Niemand ſeine Wirthſchaft vor wichtigen Geſchäften verlaſſen; wer ſolle gerad vor der Ernte Geld haben, wie ſei ein Ueberſchlag über den Ertrag einer Pachtung um dieſe Zeit möglich u. ſ. w.: — ſo klagten ſie überall gegen den Herzog, welcher es nur ſeinen Mitauer Bürgervolk zu Liebe gethan habe, damit dieſes an den Oſterfeiertagen deſto bequemer ſchlemmen, praſſen und faullenzen könne. Mit gut angebrachten Hellern, Ferdings und Näſchereien wurden ſogar die Straßenbuben als Verbündete der Mißſtimmung geworben, damit ſie in den Gaſſen umherſingen möchten:

Auf Oſtern trug man Huckepack
Das Geld in mehr als einem Sack,
Jetzt kann man's ohne Klagen
Wohl in den Taſchen tragen.

Aber den ernſten, wohlbedächtigen Jakob kümmerten ſolche Demonſtrationen wenig. Wenn die Kinder ſich genug ausgeſchrien, folgen ſie deſto beſſer — ſoll er bei anderer ähnlicher Gelegenheit geſagt haben; und bei dieſer mochte er's wenigſtens denken. Er hatte auch vollkommen Recht. Wenige Jahre ſpäter hatte ſich Alles eingerichtet und etwa hundert Jahre nachher erinnerte man ſich ſo wenig mehr daran, wie dieſe Johanniszeit einem Herzogsbefehl und Landtagsſchluß ihre kuriſche Entſtehung verdankte, daß ſogar ein kuriſcher Geſchichtsſchreiber davon äußerte: „es iſt alſo die Gewohnheit ſeit unvordenklicher Zeit unter den wohlgebornen Herren und mag wohl ein Brauch ſein, ſo von denen polniſchen Adelskontrakten zu Kiew und Warſchau nach Kurland gekommen."

So munter übrigens auch beim Mitauer Johannis das Leben einherwogt, behaupten die Kurländer dennoch, es ſei heut kein Vergleich mehr mit ehedem möglich. Und ſie mögen vollkommen Recht haben, wenn ſie deshalb eine Einrichtung anklagen, die ſie ſelber erſt mit großen Mühen geſchaffen, nachdem die Wirrungen der Geldverhältniſſe einen ſo bedenklichen Grad erreicht hatten, daß der Wohlſtand der geſammten Adelſchaft auf dem Spiele ſtand. Dieſer iſt hier nämlich niemals auf große Geldmaſſen, ſondern durchſchnittlich auf den Grundbeſitz geſtützt. Das ganze Land iſt dabei von geringer Ausdehnung und dadurch deſſen geſammte Adelſchaft vom äußerſten Nordkap bis zur ſüdlichſten Spitze durch die perſönlichſten Beziehungen freundlich oder feindlich in gegenſeitigen Berührungen erhalten. Tauſend und abertauſend Privatrück-

und Abſichten miſchen ſich demzufolge fortwährend in den geſchäftlichen Verkehr. Einer kaufmänniſchen Ordnung, wie überhaupt jeder Ordnungsſtrenge war man von jeher ungewohnt, wohl aber immer bereit, über perſönliche Zu- oder Abneigung das Allgemeine und auch das allgemeine Beſte zu vernachläſſigen. Kurland erſchien in dieſer Hinſicht immer wie eine kleine Stadt, deren Häuſer — die Edelhöfe — nur zufällig auf weiter Ebene verſtreut ſind. So gab denn auch das Johannisfeſt alljährlich volle Gelegenheit bei Löſung der gegenſeitigen Verbindlichkeiten durch die Geltendmachung jener perſönlichen Nebenintereſſen, einen Geſchäftskrieg Aller gegen Alle zu entflammen. Die Gläubiger kündigten ihre Kapitale plötzlich, ſowie ſie eine augenblickliche Verlegenheit ihres Schuldners bemerkten, um dadurch vielleicht nur ein eben ſo augenblickliches Gefühl der Mißſtimmung zu befriedigen, welches ganz abſeits gelegene Urſachen hatte. Die Schuldner waren natürlich gezwungen, ihren Grundbeſitz um jeden Preis loszuſchlagen oder auf ihre Majorate Hypotheken zu ungeheuern Zinſen aufzunehmen, um ſich vor dem geſellſchaftlichen Gegner keine geſchäftliche Blöße zu geben. Bei guten Jahren oder eben auch nur kleinlichen Urſachen wegen kündigten dagegen gleichermaßen die Aufnehmer ihren Gläubigern. Dieſe ſahen ſich hierauf von Geldmaſſen überſchüttet, und keinen andern Ausweg, dieſelben ſicher anzulegen, als wenn ſie dafür wieder neuen Grundbeſitz, und zwar auch häufig außerhalb Kurlands erwarben. Während nun auf ſolche Weiſe eine Menge Geldes außer Landes ging und die Güter ſelber unverhältnißmäßig theuer gekauft wurden, ſteigerte ſich deren Preis und der des Geldes in gleichen Verhältniſſen bis in das Unendliche. Ein volles Börſenglückſpiel ward Mode und von der überhaupt zum Hazardſpiel ſehr geneigten Menge leichtſinnig fortgeſetzt, indem man ſich imaginäre Hypotheken und imaginäre Werthe des Grund-

vermögens erſchuf, mit ungemein hohen Zinſen erkaufte und dann aus der Bewirthſchaftung nur einen ungemein niedrigen Betrag herauszuſchlagen vermochte. Das ganze künſtliche Finanzſyſtem des Landes beſtand im geraden Gegenſatze zu den natürlichen Quellen der Einkünfte.

So kam es denn endlich zu einer Reihe von Jahren (1820—34), welche durch zahlreiche Konkurſe bezeichnet wurden. Kein Mittel war mehr vorhanden, den allgemeinen Bankerott und — weil dann der Staat einzugreifen nicht gezaudert haben würde — eine allemeine Abhängigkeit der grundbeſitzenden Adelſchaft von unmittelbaren ruſſiſchen Einmiſchungen abzuwenden, als ein allgemeiner Kreditverein. Dieſer wurde denn auch nach dem Muſter der livländiſchen ritterſchaftlichen Bank erſchaffen. Indem die geſammte Ritterſchaft ſich dafür verbürgte und den geachtetſten Männern aus ihrer Mitte deſſen Leitung übertrug, gelang es mit einem Schlage das Gewirr der beſtehenden Verhältniſſe zu durchſchneiden. Im nächſten Augenblicke waren allerdings die Kapitaliſten die Verlierenden; der Ertrag ihrer Kapitale ſank mit reißender Schnelligkeit von 8—10% auf 4% herab. Allein ſie waren nun der Verlegenheit um Anlegung ihrer Geldmaſſen ebenfalls enthoben; denn der Pfandbrief giebt ihnen die vollſte Sicherheit und den regelmäßigſten Ertrag dafür. Der Grundbeſitzer aber erhält dagegen ohne alle Mühe und zu jeder Zeit durch die Bank ein baares Kapital bis zu zwei Dritteln des Werthes ſeiner Beſitzungen in die Hand, deſſen Abtragung ihm dadurch erleichtert iſt, daß ein Theil der anſcheinend hohen Zinſen alljährlich als Abſchlagszahlung vom Kapital gerechnet wird. —

Natürlich haben ſich ſolchergeſtalt die Geldgeſchäfte der Johannisabrechnung außerordentlich vereinfacht, und wen außer der Abtragung oder Aufnahme von Geldſummen keine andere Pflicht nach Mitau ruft,

kann allerdings die ganze Fahrt vom Edelhofe zur Landeshauptſtadt durch einige Briefe erſparen.

Das Einſchrumpfen des Johannisfeſtes mag Denen unerheblich dünken, welche dem hieſigen Leben fern ſtehen. Anders urtheilt, wer ſich darin einlebte. Abgeſehen von den materiellen Vortheilen, welche dieſe Verſammlung der bürgerlichen Bevölkerung nicht nur Mitau's, ſondern aller Städte und Flecken in weiten Umkreiſen des kuriſchen und liviſchen Landes bringt oder brachte, hat das Johannisfeſt in Mitau für die allgemeinen und höhern Intereſſen Kurlands eine keineswegs geringe Bedeutung. Denn im ganzen langen Jahren bietet ſich hier die einzige Veranlaſſung zu einer völlig ungezwungenen Zuſammenkunft aller einzelnen Mitglieder der geſammten Adelſchaft aus den verſchiedenſten Theilen des kuriſchen Landes. Iſt es auch nicht darauf abgeſehen, ſo kommen doch neben rein geſellſchaftlichen oder geſchäftlichen Dingen die innern Verhältniſſe des Landes eben ſo, wie deſſen äußere Beziehungen zur Beſprechung.

Iſt auch das hier geſprochene Wort natürlich keineswegs von ſo offiziellem Charakter, als bei den Landtagsſitzungen, ſo gewinnt es doch, weil eben vor der ganzen Adelſchaft geäußert, einen weit ſtärkern Nachdruck. Ein treffender Gedanke widerhallt im ganzen Lande, während er ſonſt in den Kreis- und Kirchſpielsverſammlungen verklingt. — In der Art des kuriſchen Adels hat es ſich aber von der reichsfreiherrlichen Souveränität ſeiner Vorfahren her erhalten, daß er bei ſolchen Gelegenheiten keineswegs ängſtlich nach den allerdings auch hier ſpürenden Ohren ruſſiſcher Geheimpolizei umherſchaut. Weiß man auch von Fällen zu erzählen, wo dieſe nach echtruſſiſchem Brauch einen Edelherrn mitten aus dem Kreiſe der Seinen verſchwinden machte, ſo iſt man doch überzeugt, wie ſolche äußerſte Maßnahme niemals ohne ernſte Erörte-

rungen von Seiten der Ritterſchaft vorübergeht und fühlt ſich als Mitglied dieſer eben berufen, ſeine Meinung kundzugeben. Ja, die Möglichkeit der Gefahr ſelber iſt nur eine um ſo ſtärkere Herausforderung für das ungeſchminkte Wort. —

. Wahrlich, nicht eine Verſammlung ruſſiſcher Unterthanen, ſondern freier Standesherrn eines freien Landes meint der Fremde an den Johannisabenden auf dem „Klubb" zu Mitau verkehren zu ſehen. Faſt durchgängig hochkräftige Geſtalten von ſtraffer Haltung, das Antlitz von charakteriſtiſchen Zügen, alle Bewegungen frei und ungezwungen, von den Aeußerlichkeiten der Rangabſtufungen keine Spur, jedes Einzelnen Stimme gleich geachtet und gleich geltſam — ſo ſehen wir ſie auftreten. Dieſe Stimme ſchallt meiſtens laut und wohltönend; in knappen, glatten Sätzen bewegt ſich die knappe glatte Mundart; entſchieden ſchneidet das Urtheil in die faulen und wunden Flecke der eignen, der ruſſiſchen, wie der ausländiſchen Zuſtände. Dabei hören wir nur ſelten, ja faſt niemals ein Wort über bedrohte und verletzte Rechte des Einzelnen, der Adelſchaft oder der Sippſchaft; ſondern das Land, das deutſche, das Recht — ſo lauten die Schlagworte.

Dieſer Klubb bleibt für Mitau auch zu jeder andern Jahreszeit ein wichtiger Platz. Denn nicht nur der Adel, ſondern überhaupt die Gebildeten Mitau's finden dort ihren Sammelpunkt. Das Gaſt- und Kaffeehausleben iſt hier überhaupt beinah ungekannt, ja ſelbſt die niederſten Bevölkerungsklaſſen begnügen ſich mit etwa vierzig oder funfzig, meiſtens ſehr ungaſtlich ausgeſtatteten Wirthshäuſern. —

Man würde jedoch ſehr irren, wenn man von der Bewegung im Klubb auf die Geſellſchaftsweiſe der kuriſchen Männer überhaupt ſchließen möchte. Sie geben ſich hier ganz ohne Anſpruch auf Form, ſie verſammeln ſich gleichſam im Hauskleid und das tägliche Zuſammen-

ſein, das Einerlei des Stadtlebens außer zu Johannis und im Winter, läßt wohl auch endlich eine gewiſſe Schlaffheit und Alltäglichkeit in die hieſige Lebensweiſe kommen. Die Kartentiſche müſſen dann aushelfen. Während deren gewöhnlich zwanzig, ja mehr vollzählig beſetzt ſind, erhält das Leſezimmer, in welchem, wie in der Rigiſchen Muſſe, die verſchiedenſten Zeitungen unter den gewohnten ruſſiſchen Vorſichtsmaßregeln ausliegen, nur eine kleine Zahl von Beſuchern.

Verhältnißmäßig eben ſo gering iſt zwar auch die Geſellſchaft des eigentlichen Unterhaltungszimmers, aber dafür voller Leben und Bewegung. Der Oſtſeeprovinzianer, vor Allem der Kurländer, hat überhaupt im Geſpräch eine Lebhaftigkeit, welche keine unſerer deutſchen Geſellſchaften erreicht. Eben weil ihm Alles als Unterhaltungsſtoff gilt, handhabt er dieſen auch mit vollſter Sicherheit und unbefangenſter Keckheit. Hört man die Kurländer von den Alltäglichkeiten des Lebens oder von den höchſten Intereſſen, hört man ſie von äſthetiſcher oder Staatskunſt, hört man ſie von den politiſchen und religiöſen Weltläufen ſprechen — immer ſcheinen ſie vollkommen eingeweiht in alle Verhältniſſe, vollkommen vertraut mit allen Ereigniſſen, vollkommen feſtgeſtellt auf den neueſten Standpunkten. Nur nach dem innern Rußland hinüber äußert ſich keinerlei Theilnahme. Mit zur Schau getragenem Kaltſinne wird jede Kunde von dorther aufgenommen und darin ſcheinen Alle einig, alles dortige Leben tief zu verachten. Vorzüglich hat auch der Unbekümmertſte von der Väter Zeiten her ein ſtilles aber heftiges Mißtrauen gegen das Ruſſiſche bewahrt; und nur was dieſem Argwohn neue Nahrung giebt, vermag lebhaftere Aufmerkſamkeit zu erregen.

Mochte auch ſolche Meinung in Vielen durch perſönliche oder ſippſchaftliche Bezüge zum klugen Schweigen gebracht werden; der Grundtypus politiſcher Anſchauung und politiſchen Charakters bleibt ſie

immerhin. Darum wendet ſich der theilnehmende Blick auch ſo gern über die ruſſiſchen Grenzen hinaus. Das Reiſeleben der baltiſchen Vornehmen im nichtruſſiſchen Europa, ihre Aufnahme in den dortigen Geſellſchaftsſälen, der flüchtige Anblick freierer Lebensgeſtaltungen, ohne Eingehen in deren Innerlichkeit, läßt ihnen nicht nur das öffentliche, ſondern auch das häusliche, nicht nur das geiſtige, ſondern auch das materielle Treiben, Trachten und Dichten des Auslandes in einer roſigen Verklärung erſcheinen. Was ſie ſelber an perſönlichen Vorrechten und Ausnahmsſtellungen aufgeben müßten, wenn ſie deſſen vollſtändig theilhaftig werden möchten und was Alles auch im Nichtrußland nur noch frommer Wunſch oder leere Formel geblieben — daran denken die Wenigſten. Ja ſie mögen es ſogar in ſich nicht klar werden laſſen. Denn bei allem ruſſiſchen Bedrängniß iſt und bleibt ihr Hoffen auf eine unbeſtimmte ausländiſche Verwendung oder doch auf ein Bei- und Mitleid Deutſchlands gerichtet. Dies Unbeſtimmte wiſſen ſie allerdings nur mit dem Worte „die Zeitungen" zu nennen; aber die Kraft der öffentlichen Meinung, die Macht des Volksbewußtſeins iſt, was ſie anrufen.

Wahrlich, tiefſchmerzlich durchzuckt es den eingewanderten Fremden, wenn er dies und eben hier vernimmt. Auf die öffentliche Meinung, auf die Kraft des deutſchen Volksbewußtſeins bauen die glücklichen Träumer in ihrem Unglück. Auf jene ſelbe öffentliche Meinung, welche ſie ſelber für nichts erachten, ſowie ſie einem ihrer Herrſchaftswünſche entgegenſteht, ſobald ſie ein Urtheil über die thatſächliche Haltung des deutſchen Adels gegenüber den Nichtadeligen oder dem Ruſſenthume wagt, ſobald ihre Berechtigung ſich überhaupt irgend dort geltend machen will, wo der Adel zu ſagen gewohnt iſt: die Nation bin ich. — Und an das deutſche Volksbewußtſein geht ihre fernere Verwendung?

An daſſelbe Bewußtſein, welches ihnen in den Tagen ihres Glückes ſo vollkommen fremd war, daß ſie davon ſelbſt noch beim Beginn ihres Unglücks keine Ahnung hatten? An daſſelbe Volksbewußtſein, deſſen Kämpfe ſie zu der Napoleoniſchen Zeit vollſtändig theilnahmlos ließen und deſſen heutige nordiſche Bewegungen in ihren Kreiſen ebenfalls noch kein Verſtändniß finden? — Dies Alles ſoll nun plötzlich zur welterſchütternden Macht werden, da ſie es juſt gebrauchen. Alle Vergangenheit wollen ſie ungeſchehen wiſſen, da ihnen die Luſt ankommt, ihre Sache in die Arme der öffentlichen Meinung Europa's und des deutſchen Volksbewußtſeins zu legen. — So feſt haben ſie ſich aber trotzdem in dieſe Träume eingeſponnen, als müſſe nothwendig die Befreiung vor der Thür ſtehen, als ſei eben ſo wenig ein Zweifel am ausländiſchen Willen möglich, als am deutſchen Können für die baltiſchen Provinzen. Ja, kommt es ihnen auch zum Bewußtſein, wie nie und nirgends von allen ihren Wünſchen und Hoffnungen etwas zur Wirklichkeit werden kann, ſo lang ſie ſelber ſo wenig für Abwehr des Ruſſiſchen in den Einzelheiten des Staats- und Privatlebens thun, ſo weiſen ſie klagend auf ihr kleines Land und begnügen ſich mit dem Ausruf: Was kann ſo ein Fleckchen Erde mit einem ſo kleinen Menſchenhäuflein gegen ruſſiſche Uebergewalt wagen? —

Fragt man aber endlich, welches Verhältniß dem von Rußland abgekämpften baltiſchen Land erblühen ſolle? ſo ſprächen ſie tauſend ſchöne Worte von zeitgemäßen Umgeſtaltungen, während im Hintergrunde trotzdem nur die Sehnſucht nach der guten alten Zeit zuſammengefaltet liegt, nach jener guten alten Zeit, da der Adel unumſchränkt herrſchte, der Bürger für nichts geachtet und der Bauer leibeigen war. — Man mag es von ſich abwehren, ſo oft man will — dieſe Ueberzeugung kommt uns immer von Neuem. So wie es nicht lange dauert, bis der

Beobachter gewahrt, daß hier die Sprache des Herzens zum Geſellſchaftston wurde, ſo erkennt er auch bald, daß dieſen Reden kein ernſtlich Wollen und keine thatkräftige Ueberzeugung zu Grunde liegt. Die Anwendung markiger Worte in der oberflächlichſten Umgangsſprache macht uns mißtrauiſch gegen das Mark der Innerlichkeit. — Und wer mag es dem Fremden verargen, daß er das Herz für innerlich theilnahmlos hält, deſſen Worte ſo glatt über die Lippen fließen? Erklingen doch in unbewachten Augenblicken zwiſchen alle ſolche Behabungen die Offenbarungen eines ſo hoch emporgeſchoſſenen Stolzes und eines ſo ſeltſamen Mißtrauens Aller gegen den redlichen Willen Aller, daß wir es immer deutlicher erkennen: im perſönlichen, im ſippſchaftlichen, im provinziellen und im Standesintereſſe erſtickte der Gemeingeiſt und die echte Vaterlandsliebe. Das Wort Land bedeutet adelig Grundeigenthum, das Wort Deutſches iſt gleich mit Ritterſchaft, das Wort Recht übereinſtimmend mit Adelsvorrecht und des Nichtadels Rechtloſigkeit.

Trüb genug ſind ſolche Ueberzeugungen. Trotzdem muß die Gerechtigkeit auch hierbei eingeſtehen: nicht das heutige Geſchlecht der Kuren trägt davon die Schuld. Dieſes hat es ſo überkommen, und die immerwährende ruſſiſche Gefahr, mit welcher der Beſtand des Vorhandenen bedroht iſt, ließ keine Weiterbildung gedeihen. Was man etwa that, mußte auf tauſendfachen Umwegen und unter verbergenden Formen geſchehen. Weil es ſich nicht frei zeigen durfte, mißbrauchte es der Egoismus zu eigenſtem Vortheil. Weil auch der eifrigſte Patriot nirgends ein kräftig Gedeihen erarbeiten konnte, erſchlafften endlich ſeine Kräfte. So blieb das Wort anſtatt der That und die That beim Worte ſtehen. Darum iſt das Wort ſo flüſſig worden und die Form ſtatt des Kernes eine Lebensnothwendigkeit. Darum haftet der Gedanke nicht ein langes Leben hindurch an einer einzigen Ueberzeugung, ſondern faßt

wahllos das Neue, die Abänderung auf, preißt und bewundert ſie eine Zeitlang und läßt ſie dann um wieder etwas Neues gelangweilt fallen. Das deutſche Laſter der politiſchen Unbeſtändigkeit hat hier den höchſten Grad erreicht. —

Die Ergründung in irgend welcher Sache iſt dem hieſigen Naturell überhaupt zuwider und der Schaum eleganter Allſeitigkeit von größter Geltung. Die vollkommenſten Geſellſchafter der Welt ſind dadurch die baltiſchen Deutſchen geworden; aber eben ſo wie die altfranzöſiſche Geſellſchaft anerkennen ſie auch im Staate nichts, als die Geſellſchaft. Es giebt hier keine Oeffentlichkeit. Doch weil dies eben der baltiſchen Welt ſo fraglos naturgemäß erſcheint, hat ſie auch jener äußerlichen Formen und Andeutungen für die Standesverſchiedenheit ihrer einzelnen Mitglieder nicht nöthig, welche ſich in andern Ländern als ſchwerfälliges Ceremoniell aus dem Bureaukratenleben in die Oeffentlichkeit hinüberſchleppten. Wer die Schwelle des Geſchäftszimmers hinter ſich ließ, ließ auch die Anſprüche auf Rang-, Alters- und Reichthumsvorzüge hinter ſich: nur ſeine geſellſchaftlichen Eigenſchaften haben nunmehr Geltung. Und vielleicht iſt eben darum jener klägliche Stolz des kleinen deutſchen Adels faſt ungekannt, welcher ſich ängſtlich an ſein Von klammert und daſſelbe dennoch erſt dann recht vollgültig erachtet, wenn eine Uniform darüber gehängt iſt oder ein Staatstitel vorwegläuft oder ein Kreuzlein das Wappen ziert. So ganz und voll fühlen ſich vielmehr die baltiſchen Edelherrn von Gottes Gnaden, daß ſie jenes Von ſogar bei der Unterſchrift ihres Namens weglaſſen, ſo daß der Geſchichtsforſcher, wenn ihm Hunderte von hieſigen hiſtoriſchen Dokumenten ohne nähere Bezeichnung vorgelegt würden, leicht glauben könnte, nicht mit adeligen, ſondern mit patriziſchen Geſchlechtern habe er zu thun. Erſt in der allerneueſten Zeit, da Rußland an der Freiherrlichkeit der balti-

ſchen Adelsgeſchlechter ſeine unbegründeten Zweifel zu erheben begann, fand es die ängſtliche Vorſicht Einzelner nöthig, auch in außergerichtlichen Dingen den adeligen Titel mitzunennen, und ein Kreisadelsmarſchall fühlte ſich ſogar bewogen, ein Buch „über den Urſprung des Adels in den Oſtſeeprovinzen Rußlands und des den alten Rittergeſchlechtern daſelbſt gebührende Prädikat Freiherr“ niederzuſchreiben.

Je ängſtlicher aber die ſchüchternen Gemüther wurden, deſto entſchiedener forderte nun die geſellſchaftliche Mode die Unterdrückung jedes dem Adelsnamen anhängenden Titels. Da jedoch die ganze Adelsſchaft untereinander bekannt und aus verhältnißmäßig nur wenigen Familien zuſammengeſetzt iſt, ſo behielt man dafür die alte Sitte bei, die Grundbeſitzenden anſtatt beim Geſchlechtsnamen mit dem Namen ihres Grundbeſitzes zu bezeichnen. Darum hört man in der Mitauer Geſellſchaft wohl lange vom Dondangen'ſchen, Effern'ſchen, Nurmhuſe'ſchen, Neuenburg'ſchen ſprechen, ehe man erfährt, damit ſeien Freiherrn von Oſten-Sacken, von Hahn, von Fircks und von der Recke bezeichnet. Dies iſt denn auch die einzige Beſtimmung, welche ſich auf die Frauen überträgt, während dagegen die Geſellſchaft ſelbſt in der perſönlichen Anrede ſich niemals mit Frau Generalinnen, Kammerherrinnen und Miniſterinnen beſchwert. — Die Geſellſchaft adelt und macht gleich: dies iſt nicht nur äußerlich angenommener Grundſatz. Wer in dieſe Geſammtheit eingeführt iſt, wird geſellſchaftlich von Allen gleichberechtigt anerkannt. Man iſt vielleicht gegen manche Stände der Unadeligen — z. B. die Kaufleute — ſchwieriger in der Aufnahme, als in Deutſchland, aber dagegen blieb auch unerhört, daß jemals ein Adeliger ſeines Herkommens halber vor dem bürgerlichen Geſellſchaftsmitglied irgend einen geſellſchaftlichen Vortritt junkerhaft in Anſpruch genommen hätte.

Für ſolche Kleinlichkeit iſt nicht nur der kuriſche, ſondern der geſammte baltiſche Adel von zu echtvornehmer Innerlichkeit.

Hätten ſich die geſellſchaftlichen Verhältniſſe nicht ſolchermaßen geſtaltet, ſo wäre das Mitauer Leben in ſeinen ſtillen Perioden unbeſchreiblich reizlos. Allein eben dieſe geſellſchaftliche Gleichheit erhält in deſſen halböffentlichem Sammelpunkte, dem Klubb, eine regere Abwechslung. Eben ſo, wie die kuriſche Gaſtlichkeit keinen Gebildeten vorübergehen läßt, ohne ihn dort einzuführen, eben ſo ſcheuen ſich auch keineswegs die höchſten Kriegs- und Staatsmänner des Czarenreiches in dieſen Kreiſen behaglich zu verkehren. Immmerhin lohnt es darum der Mühe, dort einen Abend zuzubringen; man lernt da raſch ein Stück des kuriſchen Lebens kennen. —

So erhebt ſich dort eben vom Préférencetiſche die ſtraffe, markige und gedrungene Geſtalt eines Mannes, deſſen klares Auge ſo raſch und lebhaft umherſtreift, als wäre das kurz abgeſchnittene graue Haar des Kopfes noch dicht und jugendfriſch. In kurzen, knappen Sätzen bewegt ſich ſein Geſpräch. Bald ſtreift es über halb Europa hinweg, bei allen Anführungen den Augenzeugen bekundend, bald ſchlüpft es durch das altklaſſiſche Leben, bald berührt es die tagesläufigen Intereſſen, bald bringt es eine Kunde von altkuriſchen Zuſtänden — kurz der Mann im blauen Rock iſt über Alles unterrichtet, immer anregend, immer gewandt. Dabei thut er die ſchwerſten Dinge wie leichte Beiläufigkeiten ab; ſein Witz ſpringt immer an der rechten Stelle ein und wo er klingt, da trifft er auch den Nagel auf den Kopf. Und wie er ſpricht, ſo ſchreibt er. Denn Otto von Mirbach iſt es, der Verfaſſer der geiſtreichen Briefe aus den letzten Jahren der römiſchen Republik, ſowie der liebenswürdigen

„Briefe aus und nach Kurland während der Regierungsjahre des Herzogs Jakob.“ —

Unter denen, welche ihn umstehen, bemerkt man ferner ein abgehagertes Greisenantlitz, trotz der tief eingefurchten Züge nicht eben charakteristisch, nur mit dem Ausdruck eines stillen Stubengelehrten. Die Wirksamkeit dieses Mannes ist allerdings nur eine provinziell wichtige. Der Staatsrath von Recke verstand nämlich, den erstorbenen oder vielmehr noch ungebornen geschichtlichen Sinn so zu erwecken, daß er Stifter einer kurischen „Gesellschaft für Litteratur und Kunst“ werden konnte, deren Vorträge in engern und weitern Kreisen die Kenntniß von der Vergangenheit, der Erdkunde, den Natur- und Volkszuständen Kurlands zu verallgemeinern streben, während ihre praktischen Bemühungen durch Ansammlung der Naturerzeugnisse und Alterthümer des Landes in der Landeshauptstadt auch bereits ein reichhaltiges Provinzialmuseum erschufen *).

Noch wichtiger für das laufende und politische Leben der Provinz ist aber jener Mann, den wir als Mittelpunkt einer andern Männergruppe erblicken, deren Mitglieder uns meistens als Landstände bezeichnet werden. An diesem etwa fünfzigjährigen Mann ist Leben und Erregung vom Wirbel bis zur Zehe. Trotzdem liegt in jeder Bewegung des Körpers, dessen stämmige Fülle von vornherein einer eleganten Behabung ungünstig, die vollkommenste Gewohnheit vornehmer Formen; das scharfgeschnittene Antlitz mit freigewölbter Stirn, feingebogener Nase und aus tiefen Schatten aufblitzenden Augen verkündet kein gewöhnlich Geistesleben; die glattgewandte Sprechweise, der häufige Ge-

*) Staatsrath von Recke ist seitdem gestorben.

brauch von Fremdworten, die glänzende Ausrüſtung der Behauptungen, ſowie die geſchickte Benutzung jeder Blöße des Gegenredenden — Alles deutet auf den feingeſchulten Diplomaten. Und allerdings mag Baron Hahn in ſeiner nun langjährigen Stellung als Landesbevollmächtigter, wie es hier, als Adelsmarſchall, wie es in den andern baltiſchen Provinzen heißt, oft genug ſchwere ſtaatsmänniſche Aufgaben zu löſen haben. Denn der Landesbevollmächtigte iſt das Organ der geſammten Landesvertretung vor dem Kaiſerthrone.

Eigentlich iſt es jedoch unrichtig in den Oſtſeeprovinzen von einer Landesvertretung zu ſprechen. Vertreten iſt nur das Intereſſe der Ritterſchaft, ja ſtreng genommen nur des grundbeſitzenden Adels. Denn obzwar jeder volljährige Indigena als Landſtand wählbar iſt, ſo ſind wahlſtimmfähig doch nur die grundbeſitzenden Ritterſchaftsmitglieder der drei und dreißig Landtagskirchſpiele, welche den Landtag beſchicken und ihre Abgeordneten mit Inſtruktionen verſehen. In der Zwiſchenzeit vom einen zum andern Landtage ruht aber die Vertretung auf dem ſogenannten „Ritterſchaftskomité," an deſſen Spitze eben der Landesbevollmächtigte ſteht. Seine Aufgabe beruht zwar zunächſt darin, die von den Ständen gefaßten Beſchlüſſe und Anträge bei der Staatsregierung anzubringen und zu verfechten, ferner in einer gewiſſen Oberaufſicht über das innere Verwaltungsweſen der Ritterſchaft, endlich jedoch auch darin, gegen etwaige Eingriffe der Staatsmächte in die Landesverfaſſung bis zum Zuſammentritte des nächſten Landtags zu proteſtiren. Sowie dieſer zuſammengetreten und der „Landbotenmarſchall" erwählt iſt, endet die Thätigkeit des Ritterſchaftskomité's. Die Beprüfung ſeiner Geſchäftsberichte, die Durchſicht der ritterſchaftlichen Berechnungen aus den einzelnen Landeskreiſen (Oberhauptmannſchaften), des Budgets, der Landesleiſtungsrechnungen u. ſ. w., welche einzelnen Ausſchüſſen übertragen

und deren Ergebniſſe dann der Geſammtheit zur Berathung vorgelegt werden, bildet den erſten Abſchnitt des Landtagsgeſchäfts (den Relationstermin). Die darauf gefaßten Beſchlüſſe gehen nach den einzelnen Landtagskirchſpielen ab, wo darüber vom angeſeſſenen Indigenatsadel abgeſtimmt wird, und nachdem dieſe Abſtimmungen wieder in Mitau zuſammengelaufen, wird danach der Landtagsabſchied redigirt, worauf das neugewählte Ritterſchaftskomité mit einer Inſtruktion verſehen, ſeine Thätigkeit antritt. —

Länger als jemals hat nun eben in letzter Zeit die alleinige Wirkſamkeit dieſer Behörde gewährt. Die kuriſche Adelſchaft befand für gut, den regelmäßig alle drei Jahre wiederkehrenden Landtag mehrmals auszuſetzen. Man ſagt, es ſei eben keine wichtige Veranlaſſung zu deſſen Berufung geweſen, auch ſei der Geſchäftsgang zu ſchleppend, der Landesbevollmächtigte wiſſe Alles auf kürzerem Wege zu erledigen. Andere behaupten dagegen, ſolche Verſäumniß ſei nur ein Ergebniß der eigenſüchtigſten Angſt vor nun unausweichlichen Neugeſtaltungen in den bäuerlichen Verhältniſſen, oder auch die Scheu gewiſſer Stimmführer vor den Koſten eines Landtags, oder aber die Folge einer Ueberhandnahme unverzeihlichen Kaltſinnes gegen die Landesangelegenheiten. Vielleicht wirken auch all dieſe Urſachen gemeinſam. Wer mag es wagen, bei den heutigen baltiſchen Verhältniſſen ein entſcheidendes Urtheil darüber zu fällen? Soviel iſt jedoch ſicher: die Stadt Mitau hat Unglück mit all ihren großſtädtiſchen Anläufen. Ihre Johanniszeit ſchrumpft zu einem kleinen Jahrmarkt zuſammen, der Landtag mit ſeinen drei und dreißig Abgeordneten und den ab- und zureiſenden Edelleuten findet ſeine regelmäßige Wiederkehr nicht mehr nöthig; und die Wetterkundigen behaupten ſogar, die Natur arbeite an der Verkürzung des Mitauer Winterglanzes, indem der Herbſt mit ſeinem Wechſelwetter

ſich immer weiter gen Weihnachten ausdehne und der Frühling immer zeitiger beginne.

In That und Wahrheit haben dieſe klimatiſchen Veränderungen, wenn ſie wirklich ſtattfinden, auf die Vermehrung oder Verminderung, wie auf den Beginn oder das Ende des Mitauer Winterlebens bisher noch keinen Einfluß geäußert. Bis in die Mitte des Novembers hinein währte von jeher die ſtille Zeit der Stadt, die zwar um ſo ſtiller iſt, je mehr alle zuführenden Straßen von den Regengüſſen des Herbſtes durchweicht ſind, die aber auch vom eintretenden Froſt niemals eher, als bis nach dem Martinitage geendet wird. Durch den Schlamm der aufgeweichten Wege zögen die Roſſe den Edelherrn mit den Seinigen ſchon hindurch; aber den Martinitermin muß er auf ſeinem Edelhofe abwarten. Denn am Martinitage kündigen die „Wirthe“ (Bauerngutspächter) ihre Kontrakte oder verſuchen doch Erleichterung ihrer Pachtzinſe, Abänderung der Frohnden, Verringerung der Leiſtungen u. ſ. w. zu erlangen, um bei Nichtgewähr des Geſuchs ihren Wegzug aus dem „Geſinde“ für den Georgitag des folgenden Jahres anzumelden. Auch kommen neue Wirthe, um den verlaſſenen Wohnſitz der alten einzunehmen; auch ſie ſuchen von den Verpflichtungen ſo viel als möglich abzuhandeln. Daß aber den ehemals Leibeigenen, den heute noch Grundbeſitzloſen, eben ſolche Macht und in derſelben ein Gegengewicht gegen die Anſprüche der grundbeſitzenden Freiherrn gegeben iſt, gereicht dem geſammten Adel zu ſchwerem Aergerniß. Selbſt die Vertreter des gänzlich beſitzloſen Junkerthums rufen uns am Martinitage zu: Heut zeigen die Bauern, daß ſie frei ſind. Und der Hohn ihrer Worte hat einen tiefärgerlichen Beiklang, ihre lachende Miene einen gekränkten Ueber-

zug. Im Vetter, im Oheim, im Schwager und ſonſtigen Verwandten fühlen auch ſie ſich verletzt, weil der Lette und Eſthe nunmehr nicht nur nicht Hausthier der Kaſte blieb, ſondern als freier Menſch mit Rechten und Anſprüchen neben die Herrſcher hingeſtellt iſt.

Ermüdet und abgeärgert von dieſen letzten Geſchäften des Landlebens eilt endlich der Adel nach der Reſidenz. Das rechte und volle Treiben der Privatgeſelligkeit zögert aber trotzdem noch immer mit ſeinem Beginn, der Klubb bleibt Hauptmittelpunkt der Männergeſellſchaft. Erſt ſpäter häufen ſich die Vorſtellungen der nach Petersburg durch Mitau reiſenden Künſtler und Virtuoſen, dann kommen auch die vom ruſſiſchen Staatsdienſt beurlaubten Verwandten und Bekannten allmählig herangefahren, um den Mitauer Winter mitzufeiern; und während die Stadt mit ihrem ſtädtiſchen Leben ſich immer dichter in die Winterdecke hüllt, leuchten an jedem Abende immer zahlreichere Fenſterfronten in feſtlichem Lichtglanz auf, rollen die wappengeſchmückten Equipagen immer häufiger durch die ſonſt leeren Straßen, treiben ſich geſchäftige Dienerſchaaren immer eiliger von Haus zu Haus, von Thür zu Thür.

Mitau, jenes Mitau, welches wir im Sommer kennen lernten, iſt nicht mehr vorhanden. Umſonſt ſuchen wir nach der Aabrücke und ihrer Bevölkerung; die Aa ſelber iſt verſchwunden und an jener Stelle, wo die Brücke lag, läuft der Weg durch eine flache Thalſenkung hinüber in die Stadt. Anſtatt der traurigen Lettengeſichter, der umherhanthierenden Judenkaftane und der ſchlauen Bartruſſen fliegen elegante Schlitten mit eleganten Männern und eleganten Frauen vorüber, an denen ſich nur ſelten einmal ein kleines lettiſches Fuhrwerk vorbeihaſtet. Das ehemals grundloſe Straßenpflaſter iſt mit einer reinlichen Schneedecke überlegt; die ehemals geſchloſſenen Hausthüren ſtehen weitgeöffnet, oft ſogar mit einem grellbunten Thürhüter geſchmückt. Dazu iſt es überall

ſo eigenthümlich ſtill, als wäre feierlicher Sonntag, oder als erwarte Jeder den Glanz und die Pracht eines kommenden Feſtes. — Darauf wartet auch eigentlich die geſammte jetzige Bevölkerung. Sie hat keine andere Aufgabe, als Geſellſchaft zu machen und die Geſellſchaft macht ſich Abends am beſten. Der Tag verfließt mit Höflichkeitsbeſuchen, mit Spazierfahrten; der Abend bringt die Geſellſchaft.

Selbſt dann mag aber deren Sein und Weſen überraſchend genug erſcheinen, wenn wir in manchen Großſtädten Europa's lebten und mit der dortigen Geſellſchaft verkehrten. Schon die Körperſchönheit der meiſten ihrer Mitglieder, die durchgehends ungeſuchte Wohlgefälligkeit der Kleidung, die freie Gewandtheit der Bewegung, die entſchiedene Mundart — Alles greift zu einem wohlgeſtalteten Ganzen zuſammen. Man iſt wirklich verſucht, die baltiſche Behabungsweiſe und das baltiſche Deutſch, beſonders in ſeiner kuriſchen Abänderung, für den ſouveränen Geſellſchaftstakt und -dialekt zu halten. Alles iſt knapp, ſtraff und leicht. Die Ziſch- und Gurgellaute haben nur ein kleines Recht, die Doppellaute nur eine beſchränkte Breite; die weichen und harten Konſonanten ihre ſcharfe Betonung. Eben ſo iſt es auch mit den körperlichen Bewegungen, mit den geſelligen Manieren, mit der Höflichkeit und mit den zurückweiſenden Formen. Alles Streben geht nach Gefälligkeit und Glattheit der äußern Erſcheinung. Dazu gehört aber die Kleidung und körperliche Behabung eben ſo gut, wie die Faſſung der Gedanken, die Ausbildung des Organs und der Dialekt. Die baltiſche Sprache iſt eben auch eine baltiſche Formenſchönheit, vielleicht nicht die wahre, allein eine unbeſtrittene und unbeſtreitbare.

Dieſe gefälligen Erſcheinungsformen befangen den Fremden lang genug; lang dauert es, ehe er zu irgend einer tiefern Einſicht vordringt. Schon die gänzliche Abänderung der Geſellſchaftsphyſiognomie von aller

ſonſtigen kuriſchen Gewohnheit erſchwert eine genauere Betrachtung. Auf den Jagden, in den Seebädern, außerdem noch im Klubb haben wir die Männer verſammelt geſehen, doch außer beim Mittag- oder Abendeſſen faſt niemals im Verkehr mit den Frauen; denn ſelbſt zur Johanniszeit waren die Männer- und Frauengeſellſchaften nicht eben häufig vereint. Wenn ja einmal eine gemiſchte Geſellſchaft zuſammenkam, ſo geſchah es zufällig, ohne den Anſpruch auf ſtrenge Formen, man könnte ſagen: im Hauskleid. Das Mitauer Winterleben bringt dagegen den Petersburger Uniformenglanz in die Geſellſchaftsmenge, die kuriſchen Herrn heften ihre Ordenskreuze auf den Rock, die Frauen ſuchen die vergeſſenen Diamanten hervor, auch die Diener ſind jetzt reich gallonirt. Und weil ſich dies Alles in engere Räume als ſonſt zuſammendrängen mußte, wurde ſelbſt die Ausſtattung der Zimmer in glänzenderer Weiſe beſchaffen, als wir es außerdem zu finden gewohnt ſind. Wir ſtehen urplötzlich in einer großſtädtiſchen Geſellſchaft, in einer Geſellſchaft en habit habillé. Dennoch wiſſen wir, wie dazu im Gegenſatze deren Menſchen ſämmtlich genau von einander unterrichtet ſind, wie Niemand vollkommen beziehungslos zum andern blieb, ja, wie ſelbſt jene freundlichen und feindlichen, engern oder fernern Privatintereſſen und Familienbezüge keineswegs ihre Kraft verloren haben können, welche netzartig die kleine Stadt Kurland überſpinnen. —

Trotzdem in der lauten Unterhaltung davon nirgends eine Spur, ja faſt ein Befremden bei etwaiger Erinnerung daran? Man ſpielt wirklich mit ausgezeichneter Gewandtheit ein ganz neues Geſellſchaftsleben; man ſcheint wirklich hier erſt die gegenſeitige Bekanntſchaft zu machen oder vielmehr frühere flüchtige Begegnungen zur Bekanntſchaft zu geſtalten.

Vor Allen verſtehen es die Frauen, dieſe Rolle glücklich durchzu-

führen. Niemand macht gefälliger alle geſellige Gewandtheit geltend, Niemand bringt graziöſer deren Formen in Anwendung. Jene gewiſſe Kühlheit, welche, nur leicht von Geſellſchaftlichkeitsartigkeit verhüllt, über ihrem ganzen Weſen ausgebreitet liegt, erſcheint ein Ergebniß der ganz neuen Verhältniſſe und Menſchen, unter denen ſie ſich bewegen. Man muß ſich erſt daran erinnern, daß ihnen Menſchen und Verhältniſſe gar nicht neu ſind, um zu gewahren, wie im Hintergrunde dieſer ganzen Behabungsweiſe immer ein gewiſſes Etwas befangen lauert, als hätten ſie fortwährend zu fürchten, irgend ein Gegenſtand könne geſprächsweiſe berührt werden, deſſen Erwähnung ſie vermeiden möchten. Dieſe ſeltſame Befangenheit verſchwindet auch erſt völlig im engſten und vertrauteſten Kreiſe. Darum erſcheinen dieſe ſelben Frauen, deren feinen Takt wir in der großen Geſellſchaft, deren Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit wir in ihrer Häuslichkeit bewunderten, ſehr häufig vollkommen unerquicklich in jenen mittelgroßen Geſellſchaften, welche aus ſogenannten nahen Bekannten zuſammengeſetzt ſind. Bloßer Takt und angeübte Form reicht hier nicht aus, während die wahre Natürlichkeit ſich dennoch ſcheut hervorzutreten. An dieſer Befangenheit, welche eben nur von Formen überdeckt wird, trägt jedoch eben der Widerſpruch zwiſchen den äußern Formen und dem innern Weſen des hieſigen Winterlebens die Schuld. Jene äußerlichen Intereſſen der Großſtädte, wie Muſik, Theater u. ſ. w., ſind nur in beſchränktem Maße vorhanden; man kennt ſich auch ſeit Langem zu genau, um wirklich erſt Geſellſchaftsintereſſen zu bilden und doch nicht genau genug, um ſich unbefangen den vorhandenen hinzugeben. Die perſönlichen Beziehungen ſollen nicht Geſprächsthema werden, man will eben nur ganz äußerliche Geſellſchaft machen und weiß dennoch, wie die ſtrengſte Kritik vor den Thüren lauert, um ſich dort um ſo rückſichtsloſer zu äußern, je unbedingter ſie

vorher ſchweigen mußte. Dazu weichen die Richtungen der Intereſſen der Frauen, ſobald ſie ſich von den gewöhnlichſten Alltäglichkeiten entfernen, auch wirklich von denen der Männer außerordentlich ab. Bei den Frauen iſt viel Neigung für künſtleriſche und äſthetiſche Beſtrebungen vorhanden, während die Männer dieſe beinah prinzipiell von ſich weiſen. Sie ſuchen und finden ihre Aufgabe ausſchließlich in der Praxis des materiellen Lebens, und es iſt in dieſer Hinſicht die Armuth der Oſtſeeprovinzen an einer ſchönwiſſenſchaftlichen Litteratur, die ſparſame Zahl einheimiſcher Künſtler, endlich auch die große Seltenheit von Kunſtſammlungen innerhalb ihrer Grenzen gewiß kein verwerfliches Zeichen. Daraus entwickelt ſich jene gewiſſe Beziehungsloſigkeit zwiſchen beiden Geſchlechtern, eine Beziehungsloſigkeit, welche eben nur durch die Kunſt der Geſelligkeit überdeckt wird. —

Gänzlich läßt ſie ſich trotzdem nicht verhüllen. Kleine und bei oberflächlicher Beſichtigung der Dinge unſcheinbare Zeichen deuten ſie an. Dahin iſt denn vorzüglich jene Gewohnheit zu rechnen, wonach bei der Mittags- und Abendtafel faſt immer die Frauen den einen, die Männer den andern Theil des Tiſches einnehmen, während eine wechſelnde Anordnung, die ſogenannte „bunte Reihe", nur höchſt ausnahmsweiſe einmal ſtattfindet.

Die Stellung der unverheiratheten kuriſchen Jugend ähnelt durch dieſe Vorausſetzungen in gewiſſer Art jener in der Petersburger Geſellſchaftswelt. Eine wirklich freie Bewegung derſelben, eine unbefangene Gemeinſamkeit des Lebens kommt nicht zu Stande und geiſtige Beziehungen, dieſe anmuthigen Libellen des Salons, ſind beinah nicht vorhanden. Dies Alles muß aber wieder die Form, der Takt, die Tournüre verdecken. Der flüchtige Beobachter erhält auch davon keine Ahnung.

Die Mitauer Geſelligkeit läßt ſich überhaupt beinah den Frauen vergleichen, welche in jene unnennbaren Jahre treten, wo ſie eben nur beim Lichterglanze des vollkommenen Sieges ihrer körperlichen und geiſtigen Vorzüge gewiß ſind. Man iſt auf den erſten Anblick von ihnen bezaubert, man glaubt ſolche vollkommene Grazie aller Bewegungen, aller Worte, ja aller Gedanken mit dem echteſten Jugendreiz verbunden, um erſt ſpäter zu erkennen, wie eben dieſe Grazie, dieſe Formenanmuth, dieſe Bildungsglätte den Mangel des wahren Jugendreizes künſtlich erſetzen mußten, weil die Zeit bereits um die Mundwinkel verrätheriſche Linien zog und herbe Lebenserfahrungen den Duft natürlicher Unbefangenheit von der Seele abgeſtreift, den Jugendübermuth gezügelt haben. Was verborgen oder gezeigt wird, iſt abſichtlich. Jene Frauen leben, wie dieſe Geſellſchaft, von der geſelligen Kunſtfertigkeit.

Durch die mannichfachen Hinderungen einer natürlichen Geſtaltung iſt es ferner auch geſchehen, daß das weitere geſellige Leben des Mitauer Winters einem großen Theile der hieſigen vornehmen Welt mehr unausweichliche Laſt und Pflicht, denn Vergnügen und Zerſtreuung erſcheint. Dies um ſo mehr, als in der That die liebenswürdigſte Gaſtfreiheit und die Luſt am echten geſelligen Verkehr eine angeborene Charaktereigenthümlichkeit der ganzen baltiſchen Bevölkerung iſt. Daher mag es auch kommen, daß neuerdings viele kuriſche Familien das Mitauer Winterleben aufgegeben haben und in deſſen Geſellſchaften ſo häufig eine Menge von Kartentiſchen an die Stelle geſprächiger Gruppen treten. Vernichtend droht überhaupt dieſe von Petersburg gekommene Spielluſt, welche ſelbſt die Jugend mehr und mehr feſſelt, dem Ruhme, wie dem übriggebliebenen Reize der Mitauer Geſelligkeit. Ja ſogar die ſonſt echtritterliche Höflichkeit der hieſigen Männerwelt gegen die Frauen wird durch ſie nicht ſelten pflichtvergeſſen und bald werden die Spielgeſpräche,

wie in Petersburg, die einzigen mit innerlichem Intereſſe fortgeſetzten ſein.

Darüber täuſchen ſich auch die Unbefangenen der Geſellſchaft keineswegs und ſie nennen's ein Petersburger Unheil. Andere aber ſehen in der Mitauer Geſellſchaftswelt nur eine ſich abſchließende Fraktion der Ritterſchaft, einen Theil des Adels, welcher durch ſeine Geldmacht die öffentlichen Angelegenheiten nach ſeinen abgeſonderten Intereſſen geſtaltet wiſſen will, alſo maſſenhaft zuſammenhält, um durch perſönliche Einflüſſe auf die in Mitau reſidirenden oberſten Behörden zu wirken und die ruſſiſchen Staatsleute kuriſchen Stammes, welche für eine Zeit lang nach der Heimath zurückkehrten, ihren Intereſſen zu gewinnen.

Wer hat nun Recht und wer Unrecht? In der Geſellſchaft ſelber ſpricht nichts für und nichts wider; dieſe zeigt immer daſſelbe lächelnde Geſicht ſcheinbarer Unbefangenheit und gleichgültiger Höflichkeit. Man freut ſich des Glanzes, man freut ſich der Formenglätte, man iſt ſtolz auf Mitau's geſellſchaftlichen Ruhm, man erzählt es eifrig nach allen Seiten, ſogar der Polizeiminiſter Benkendorff habe das adelige Kaſino im kuriſchen Ritterhauſe gelobt und geäußert, nächſt dem Petersburger Adelskaſino kenne er keine elegantere und geſchmackvollere Geſellſchaft im ganzen ruſſiſchen Reich. Und um zu zeigen, wie dies Kaſino ein rein ritterſchaftliches Feſtlokal ſei, hat man die Wappen aller eingebornen Familien, ſtreng geordnet nach der Folge auf der Ritterbank, in bunten Farben an den Wänden des Tanzſaales aufgehängt. Wenn ſich alſo ein Kurländer während des Balls langweilen ſollte, ſo mag er die Wappen betrachten und ſich dieſer ehrwürdigen Zeugen der Luſtbarkeiten der kuriſchen Nachkommen freuen oder er mag in die Trinkſtube treten, worin ſeltſamer Weiſe auch der ſeltene Landtag ſeine Sitzungen hält. Wenn dann endlich im Spätfrühlinge der Schnee abgetrocknet iſt

und die Gräſer grünen und die Bäume blühen, fährt man wieder aus der Stadt, um in den Edelhöfen, im Seebad und auf den Jagden neue Geſellſchaftsfreuden zu ſuchen und mit wahrer oder erkünſtelter Begeiſterung vom Mitauer Winter zu ſprechen.

Mitau wirft nun wieder die Staubdecke über den verblichenen Geſellſchaftsglanz; die Mitauer ſchlüpfen wieder in das graue Alltagskleid. Auf der Aabrücke hanthieren wieder Litthauer, Letten und Juden; ihr Rennen, Mäkeln und Feilſchen macht wieder Mitauer Leben. Hohläugig, wie müde von der Winterluſt, ſchauen die langen Fenſterfronten der nun unbewohnten Häuſer auf die Straße nieder; einige unbeſchäftigte Lohndroſchken ſtehen am Brunnenbecken des Marktes. Mißmuthig gehen am Abend einige Männer nach dem jetzt wenig beſuchten Klubb; andere ſchlendern, damit ſie doch etwas vom Grünen und Blühen des Frühlings erblicken, längs des Weidendammes, woran einſt Herzog Jakob den Swehtebach in die Stadt leitete, welcher noch heute allein den Mitauern ihren Waſſerbedarf zuführt. Denn für's eigentlich Nöthige und Nächſte beſorgt war dieſer Herzog allein; ſeine Vorgänger hatten überhaupt ein ſolches Detail der Verwaltung nicht gekannt, ſeine Nachfolger betäubten das Bewußtſein ihrer verlorenen Selbſtſtändigkeit mit dem Lärmen prachtvoller Hofeinrichtungen, bis ſie darüber das Land ſelber preisgeben mußten. — —

Mitunter ſchreitet aber auch ein Mitauer durch das krämernde Gewühl gegen die Aabrücke hin, wendet ſich dann zur Linken, eilt am Ständehaus mit dem fleißig benutzten Tanzſaal und den ſelten gebrauchten Verſammlungszimmern der Stände vorüber und dann weiter am

kahlen Flußufer entlang, bis endlich eine graue, düstere Mauer sich langhindehnt, über welche dichtbelaubte Linden hervorrauschen.

Zwei majestätische steinerne Löwen bewachen den Eingang dieses einsamen Gartens. Ein mittelgroßes Haus von edlem Styl, doch verwitternd und die Fenster dicht verschlossen, steht diesem gegenüber; dahinter dehnen sich weite Anlagen, ursprünglich in großartigem Maßstab angelegt, jetzt nur karg erhalten und spärlich geschmückt, als fehle der Blick des mit Liebe ordnenden Herrn. Seitwärts streckt sich ein glattgewalzter, schattendüsterer Weg in das Laubgrün hinein. Je weiter man jedoch darin vordringt, desto heller lichtet sich sein Ende und ein Tempelgebäude scheidet sich ab, in diesem ein weißes Marmorbild. Es sind die wunderschönen Züge der Tochter des Grafen Johann Friedrich von Medem, die Peter Biron's Gattin ward, das Land segnete und schützte, dann aber, fern von der Heimath, in Löbichau starb.

Drei Jahre später errichtete dies Denkmal „für Anna Charlotte Dorothee, Kurlands Herzogin, Kurlands dankbare Ritterschaft." So sagt die lateinische Inschrift. Dies war der letzte Akt ihres erkenntlichen Andenkens. Nicht einmal der Grund und Boden des Denkmals ist heute mehr ein Eigenthum des kurischen Adels oder doch eines seiner Mitglieder. Nach dem Tode des kinderlosen Grafen Medem fiel die „Villa Medem" einem unbekannten Einwandrer aus jener Zeit anheim, als der umhergejagte König Ludwig XVIII. auf dem von seinen Herrn um Rußlands Gunst verkauften und verlassenen Herzogsschloß eine Zuflucht gefunden hatte. Und als man ihn auch von hier vertrieb, war der nunmehrige Besitzer des Parkes als einzig Ueberbleibsel zurückgeblieben. Er kaufte das Grundstück im Aufstrich. Spottend bezeichnen

zwar die ſtolzen Kuren den vom Bourbonenkönig geadelten und kinderloſen Einwanderer als Grafen ohne Vorfahren und Nachkommen; aber jenes viel herbern Spottes haben ſie vergeſſen, welchen die ritterſchaftliche Dankbarkeit auf ſich lud, da ſie des Landes Heiligthum dem Fremdling anheimfallen ließ.

Baltiſche Trümmer.

II.

Kurische Streifzüge.

Die offizielle Eintheilung zerspaltet das Gouvernement Kurland in fünf „Oberhauptmannschaften," deren jede wieder in zwei „Hauptmannschaften" zerfällt wird. Diese Eintheilung ist uralt, so alt beinahe, nur unter andern Namen, als die Zusammengehörigkeit Kurlands und Semgallens. Darum klingt auch der Titel dieser Kreise so ritterlich und der russische Aktenstyl versucht neuerdings außerordentlich lebhaft die büreaukratischen Worte „Kreisgerichts- oder Landpolizeibezirke" einzuschmuggeln. Hat man sich nur erst an die Namen gewöhnt, so wird es später schon gelingen, auch die Oberhauptleute, Hauptleute und alle Beisitzer ihrer Behörden, welche jetzt der immatrikulirte Landesadel noch frei aus seinen Mitgliedern erwählt, durch russische Tschinowniks zu ersetzen. —

Ein Strich auf der Karte von Pskow (Pleskow) nach Königsberg schneidet von der breiten nordwestlichen Basis des dreizipflichen Landes

jenen langen, ſchmalen, ſüdlich hinablaufenden Streifen ab, welcher im alltäglichen Sprachgebrauche der Gegenwart noch eben ſo gut, wie in den hiſtoriſchen Urkunden als „kuriſches Oberland“ bekannt iſt. Mit dieſem Striche fällt allerdings auch beinahe die offizielle Grenze der „Selburg'ſchen Oberhauptmannſchaft“ zuſammen und ſeinem ganzen Charakter nach muß dieſes Landſtück, trotz der politiſch vollkommenen Gleichſtellung ſeiner Bevölkerung mit jener der übrigen Kreiſe, durchaus abgeſondert aufgefaßt werden. Dagegen gehört wieder der größte Theil der übrigbleibenden Landesmaſſe ſeiner Bevölkerung und ſeinem Naturcharakter nach bis in die Höhe von Windau untrennbar zuſammen. Die Mitau'ſche, Tuckum'ſche, Haſenpoth'ſche Oberhauptmannſchaft und von der Goldingen'ſchen Alles bis auf jene äußerſte Spitze, bilden das kuriſche Mittelland, denjenigen Theil, welcher gewöhnlich unſerer ausländiſchen Phantaſie die Grundfarben zu dem Bilde von hieſiger Natur und hieſigem Leben abgiebt. Hierher bringen die meiſten Einwanderer, hier ſpielte überdies recht eigentlich die kuriſche Geſchichte. Da liegen alle jene Städte zuſammen, deren Namen uns wohlbekannt ſind, da vorzugsweiſe wachſen die Getreide- und Holzmaſſen, welche Libau und Riga ausführt; es iſt der für das laufende Alltagsleben wichtigſte, nach Verhältniß lebhafteſte, vielleicht auch kultivirteſte Landestheil, dagegen in volksthümlicher und landſchaftlicher Hinſicht der mindeſt charakteriſtiſche. — Jenes oberſte Ende der Goldingen'ſchen Oberhauptmannſchaft aber, die letzte Scheidewand zwiſchen Oſtſee und rigiſchem Meerbuſen, die kuriſche Nordſpitze, iſt der ganzen Provinz urſprünglichſtes, abgeſchiedenſtes, eigenthümlichſtes Stück, ſowohl im Menſchen- als Naturleben.

Das dreizipfliche Kurland erſcheint wirklich von der Natur auf eine gewiſſe Abgeſchloſſenheit von der übrigen baltiſchen Halbinſel, wie von den benachbarten nichtbaltiſchen und nichtruſſiſchen Landen hingewieſen.

Soweit es vom festen Lande umgrenzt wird, umfluthen es fremde Volksstämme; vom stammbrüderlichen Livland scheidet es die Düna und seine massenhaftesten Landstrecken umbrausen die Meereswellen.

Selbst die kaiserlich russische Straßenkultur hat eben nicht reichlich für bequeme Verbindungswege mit nichtkurischem Leben gesorgt. Jene Straße, welche Kurland in langer Ausdehnung ehemals als Hauptpostweg durchlief, um an dem Ostseeufer nach Preußen überzutreten, ließ man verfallen und baute an ihrer Statt quer durch die schmale Landbreite jene Chaussee nach Litthauen, von da nach der preußischen Grenze hinaus, welche so schnurgerad durch die Wälder und Moorflächen zwischen Riga und Mitau herabkam. Außerdem durchstreift nur noch eine einzige Kaiserstraße, die Petersburg-Warschauer, auf einer Wegstrecke von drei Meilen das südlichste Ende des Oberlandes. Die vier übrigen Hauptstraßen und nunmehr offiziellen Postwege, welche seit alten Zeiten strahlenförmig von Mitau ausgehen, sind eigentlich bloß für den innern Verkehr bestimmt. Hier giebt es nur Briefpoststationen, hier sitzen nur von der Ritterschaft gewählte Posthalter und von hier aus verstreuen reitende Landboten auf den sogenannten Visitationsstraßen*) und unzähligen Nebenwegen die sehr wahrscheinlich in den kaiserlichen Postämtern genau durchprüfte Korrespondenz mit heimischen und ausländischen Freunden über Kurlands Edelhöfe, Beihöfe, Pastorate, Mühlen und Gesinde.

---

*) Alle größeren Straßen werden vom Adel erbaut und erhalten; die kaiserlichen Chausseen werden aus der Ritterschaftskasse nur in Stand gehalten. Die Post- und Visitationsstraßen, welche sich dadurch von einander unterscheiden, daß auf letzteren keine Stationen zum Pferdewechsel der Briefposten vorhanden sind, werden von den Gutsbesitzern in Stand gehalten, deren Bezirke sie durchlaufen. Eine Visitationsdeputation der betreffenden Kreisgerichte hat über Einhaltung dieser Verpflichtung zu wachen. — In Liv- und Esthland gelten ähnliche Verhältnisse.

Keine Andeutung dieſer innerlichen Abgeſchloſſenheit giebt jedoch die kuriſche Landſchaft. Mit der ganzen baltiſchen Fläche von der Memel bis zur Newa theilt Kurland den gemeinſamen Typus der Erdoberfläche, der Vegetation und des von Menſchenhänden geſchaffenen Landescharakters. Wie im öſtlichen Preußen, ſo ſind in Liv-, Eſth- und Ingermannland, ſo ſind auch hier nur zwei Zeichnungsſtriche der Landſchaft vorhanden: der geradlinige des Vordergrundes mit ſeinen Wieſen, Feldern und Haiden; nächſtdem der leichtgewellte des unausweichbaren Schwarzwaldſaumes am Horizonte. Beide Striche rücken wohl näher zuſammen, oder weichen weiter von einander; allein nur ſelten wagt der vordere in langeſtreckten Bogen von der geraden Linie etwas abzuweichen, ſelten wagen die leichten Wellen des Hintergrundes ſich zu Kegeln und Zacken zu verſchränken. — Die Landkarte lockt freilich mit einer Menge von Seen und Flüßchen, als dürfe man auf reizende Ufergelände hoffen. Allein dieſe ſind noch ſeltner als ſelbſt ein hügelhoher Berg. Jedoch iſt die Einförmigkeit der uns begegnenden Landſchaftseinzelheiten minder groß, als die Eintönigkeit ihrer Färbung. Wie lebensunluſtig erſcheint das Land bei halbweg verſchleiertem Sonnenſchein auch dort, wo eigentlich alle Fähigkeiten für anmuthige Eindrücke vorhanden ſind; nirgends mehr als hier erkennt man, wie die Formen einer Gegend ohne volle Lichtgebung und wechſelnde Färbung vollkommen machtlos werden. —

Nächtige, unbewohnbare Landſtriche nannten die Phönizier und Griechen den baltiſchen Norden, zu deſſen Küſten ſie erſt der goldblinkende Bernſtein verlockte. Sahen nun auch die Augen übertrieben, welche Erde und Himmel von Hellas gewohnt waren — bis zu einem gewiſſen Grade haben ſie trotzdem bis heute Recht behalten. Sagt doch ſogar Kohl: „Die Luft iſt beſtändig mit Dünſten überladen, ſo daß das

Firmament ſelbſt an heiteren Tagen meiſtens nur ein graulichweißes, fahles Licht zurückſtrahlt und nie jene große dunkle Tiefe des Blau zeigt, in der ſich Räume über Räume bauen; die Sonne iſt von einem matten Gelb und ſelten zieht ſie am Himmel eine feurige glanzſtrahlende Bahn."

Dies eben giebt der baltiſchen Landſchaft den unreinen Ton. Das Schwarzgrün des Nadelholzes wird zur breiten Grundfarbe, zur Mitteltinte das fahle Grün der Grasflächen, Felder und Birken, zur matten Laſirung das Rothgrün der Haide. Ueber Alles hinweg weht noch der Sand eine leichte Staubdecke.

Mit ihrer lichtgrauen Kleidung gehören darum auch die Letten zum allgemeinen Ausdruck des Landes, wie daraus hervorgewachſene Nothwendigkeiten; und zur Halbtrauer der Landestracht paßt jener durchgehende ſchwachherzige Leidenszug ihres Antlitzes, welchen man für ein Ueberbleibſel des Jammers ſechshundertjähriger Leibeigenſchaft und der noch jetzt verkümmerten Exiſtenz halten möchte, wenn ihn andere von gleichem Schickſale gedrückte Völker theilten.

Wohl iſt man geneigt, es ebenſo für eine Täuſchung der Weltgeſchichte zu erachten, daß eben von hier aus jene nach Bedürfniß ſchmiegſamen, höflichen und aalglatten oder ſtarren, unerbittlichen und ſtahlharten Diplomaten nach den Fürſtenhöfen Europa's wanderten, deren Namen uns die neue Zeit ſo häufig nannte, wie daß noch heute hier eine Ueberzahl der Heerführer aufwachſen, welche nunmehr als treue Diener ihres neuen Herrn, Rußlands Siege im Felde erfechten und durch Triumphe im Kabinette ſichern. Viel begreiflicher iſt uns, daß die baltiſchen Deutſchen ſo gern nach Deutſchland, Frankreich, Italien und Gott weiß wohin fahren, um dem heimiſchen Einerlei zu entfliehen und ein Volksleben zu ſehen und ſelber daran Theil zu nehmen. — Seltſam erklingt dagegen die Thatſache, wie ſie ſich trotzdem niemals gänzlich

von der Heimath trennen können. Ebenſo wie der ruſſiſche Ordensritter von Petersburgs glanzſtrahlendem Kaiſerhofe zuletzt doch immer wieder nach der ſtillen Heimath geht, ſo kehren auch ſie endlich zurück in ihre einſamen Hoflager, Wälder und Haiden. Wer nennt den verborgenen Reiz dieſes Landes? Lebt ſich hier gut oder ſtirbt man hier ſchön? —

1. Kuriſches Mittelland.

So wie die letzten Häuſer Mitau's hinter uns liegen, beginnt die baltiſche Einförmigkeit; denn ob auch die fruchtbarſten, ſo ſind doch eben Mitau's Umgebungen die reizloſeſten des kuriſchen Landes. Selbſt jene unermeßlichen Fichten- und Tannenmeere fehlen, deren Melancholie ſonſt ein konſtanter baltiſcher Landſchaftsreiz. Sie ſind zu engbegrenzten Holzbezirken eingedämmt, vom wirr verfilzten Unterholz halbweg gereinigt, von ſchnurgeraden Gräben und Durchhauen durchzogen, ohne daß doch eine Abwechslung der Holzarten, ein Ineinanderrauſchen des Laubes und der Nadeln, oder gar eine freundliche Abwechslung von lichten Auen und tiefſinſterm Forſt den müden Sinnen dafür eine Entſchädigung böte. Die Menſchen ſind auf dieſer Fläche äußerſt verſtändig und ſorgſam mit den gegebenen Mitteln umgegangen, ſie haben äußerſt wirthſchaftlich gearbeitet, und die Natur hat es ihnen durch reiche Korn- und Heugaben gelohnt. Die natürliche Urſprünglichkeit iſt ſo weit bewältigt, daß keine nordiſche Wildheit mehr in die Feld-, Wieſen- und Waldpflege hereinſtürzen kann; aber ſie iſt gleichzeitig zu abgeſchwächt, um ſelbſtſtändig einen irgendwie eigenthümlichen Landſchaftscharakter zu entwickeln. Sie begnügt ſich mit ihrer Nützlichkeit und macht an der Aa kaum ein Paar Verſuche, mit Buſchwerk die kahle Feld- und Wieſenfläche zu unterbrechen, aus welcher rechts- und linksher Flüßchen und

Bäche heranſchleichen, um ihre Waſſer ökonomiſch zum kuriſchen Hauptfluſſe aufzuſammeln.

Sogar der ſelige Watſon, welcher in patriotiſchem Eifer Kurlands Hügelreihen nach orologiſchen Grundſätzen zu einem vollkommenen Bergſyſtem aus drei Höhenzügen zuſammenbaute, deren erhabenſter Punkt in der That 400 Fuß beträgt — ſogar Watſon hat die Mitauer Umgegend für eine Ebene erklärt. Ehmaliger Seegrund iſt ſie, Seegrund aus jener Zeit, da der Rigiſche Meerbuſen noch ein ſelbſtſtändiges Gewäſſer war. Und in der tiefſten Mitte dieſes ehmaligen Seegrundes mußte ſich natürlich ein Fluß anſammeln; von den am linken Dünaufer heraufſteigenden Erderhebungen, wie von den Hügelzügen der nordweſtlichen Halbinſel wird ſein Lauf bedingt; nur er ſelber ſchleicht unſchlüſſig und gelangweilt durch die Fläche und kann nicht einmal geradaus zum Meer durchbrechen.

In dieſer vollkommen unromantiſchen Eintönigkeit kommt es um ſo freudiger überraſchend, daß nur ſechs Meilen ſüdlich von Mitau und am Anfange des faulen Aafluſſes dennoch ein Punkt vorhanden iſt, welcher einige Abwechslung bietet. Das iſt die kleine Stadt Bauske, gerad auf jener Spitze der ſchmalen Landzunge zwiſchen der ſamogitiſchen Muhs und der litthauiſchen Memel, wo ſich beide nach kurzem Weg im kuriſchen Gebiet zur Bildung der Aa vereinigen.

Dort ſchwemmten die Waſſer ein Paar Hügelanhöhen zuſammen und auf dieſen wuchſen einige Straßen, von mehr als hundert Fruchtgärten umgeben. Dafür genießt nun Bauske in Kurland des Ruhmes, in ſeinem Ausſehen und ſeiner Lage „an das Ausland“ zu erinnern, eines Ruhmes, auf welchen die Bausker nicht wenig ſtolz ſind. Freilich haben ſie auch ſonſt wenig Veranlaſſung zur Hochſchätzung ihres Wohnplatzes. Denn trotz ihres vom Herzog Friedrich (1609) erhaltenen

Stadtſiegels vermochten die Bürger nicht einmal jene geringen Handelsgeſchäfte Mitau's mit den litthauiſchen Anlanden, für deren Vermittlung die Lage des Ortes ſo vollkommen geeignet iſt, vor den rings ausgreifenden Händen der Juden zu ſchützen, nachdem dieſe jenſeits der Memel und Bauske gerad gegenüber den Flecken Memelhof zuſammengebaut hatten. Die Stadt Bauske lebt nur von ihren Obſtbäumen und dem Hauptmannsgericht, welches ſeinen Sitz hier nahm. Sie hat ſelbſt kein weiteres Erinnerungszeichen ihrer frühern Bedeutſamkeit gerettet, als die mit Buſchwerk überhängten Ruinen der alten „Bauſchkenburg", die einſtmals vom kuriſchen Ordensmeiſter Johann von Mengden-Oſthof (1456) gegen die Litthauer aufgeführt, dann vom erſten kuriſchen Herzog zur Abhaltung des erſten kuriſchen Landtags (1568) benutzt worden war, hundert Jahre ſpäter den ſtürmenden Schweden anheimfiel, von dieſen wieder befeſtigt ward und vier Jahre nachher das allgemeine Loos Kurlands theilte. Die erobernden Ruſſen ſprengten ſie nämlich in die Luft. Und wie nun heute die Trümmer der Burg wenig bemerkbar umherliegen, ſo leben auch die Trümmer der Urenkel ihrer gezwungenen Erbauer noch heute jenſeits der Memel auf der kuriſchen Fläche, von den umwohnenden Letten äußerlich kaum abſcheidbar, ſelbſt kaum mit dem Bewußtſein eines ſelbſtſtändigen Volksreſtes. Das ſind die Krecwinen (Kreewingen) im Alt- und Neurahdenſchen Gebietsbezirk. Eſthen ſind es ihrem Stamme nach, zum Bau der Bauſchkenburg wurden ſie hierher geführt und ihre dunkle Tracht inmitten des lettiſchen Hellgrau bezeichnet ſie als Fremdlinge. Aber eingefügt in die aufgedrungenen Verhältniſſe haben ſie ſich im übrigen Leben mit den Letten vermiſcht, ſogar ihre Sprache vergeſſen und waren bereits vor einem Halbjahrhundert ſo völlig zuſammengeſchmolzen, daß Watſon ſelber ihre Zahl kaum höher als auf funfzig anſchlug.

So iſt das in Kurland vielgenannte Städtchen Bauske, ſo ſind ſeine Umgebungen: oberhalb der Erde Schutt und Trümmer Deſſen, was ruſſiſche Gewalt vernichtete, die gewalſamer Vernichtung entgangenen Grundfeſten von der Zeit verwitternd, das kernloſe Bürgerthum durch jüdiſche Geſchäftszähigkeit im Abſterben, das ſelbſtſtändige Volksleben in Auflöſung. Tiefes Schweigen ringsum.

Nur aus jenem ſchweigſamen Wald, welcher zwiſchen Muhs und Memel bis zu Bauske's nächſter Nähe vom Süden heraufſteigt und von der litthauiſchen Grenze quer durchſchnitten wird, klingt es mitunter in finſterer Nacht wie ein fernes Schießen. Aber im Tagesgeſpräch vernehmt Ihr nichts von jenem nächtlichen Kämpfen. Nur Wunder nimmt es Euch, daß einer der Israeliten fehlt, welcher ſonſt täglich mit ſeinem Kram von Memelhof herüberkam. Gleichzeitig klagt wohl auch ein benachbarter Gutsherr, wie plötzlich mehrere ſeiner „Gebietsleute" ſich von Krankheit befallen gemeldet und deshalb um Erlaß der eben fälligen Frohntage gebeten haben. Dann verſtreichen lange Wochen, in denen nichts an jene Vorfälle erinnert. Endlich kommt auch der Jude wieder, den „Fitzelkram" auf dem Rücken; nur iſt er noch bleicher als früher, dabei ſteif am Arm oder Bein; er ſagt, er habe einen unglücklichen Fall gethan. Oder es vergehen Monate, ohne daß er wiederkehrt, und Ihr erfahrt es einmal zufällig, wie er nebſt jenen kranken Gebietsleuten vom Bauske'ſchen Hauptmannsgericht ſchon längſt nach Mitau an das Oberhofgericht abgeliefert iſt, um von dort aus die Reiſe nach Sibirien anzutreten. Denn die Grenzwache hat ihn mit ſeinen Helfershelfern im Bauske'ſchen Walde beim Schmuggeln ertappt, es iſt zum Gefecht gekommen und auf beiden Seiten hat es Verwundete gegeben. — An der Stelle des vorigen Fitzelkrämers klopfte aber wieder ein neuer an Eure Thür, anſtatt der weggeführten Feld-

bauern meldeten ſich neue am nächſten Martinitag bei dem Grundherrn, in einer der nächſten Nächte klingt's auch wieder wie Kleingewehrfeuer. So arbeitet, wagt und lebt und ſtirbt das Leben in jenem finſter ſchweigſamen Walddreieck zwiſchen den letzten Laufſtrecken der Muhs und Memel. — —

Bauske ſteht mit ſeiner Hügelhöhe ganz vereinſamt in dieſer Flachlandſchaft. Ob man auch von der Aa ablenke, um jenen Pfad zu verfolgen, welcher nach den nordweſtlichen Landestheilen hinanführt, ſo bleibt doch noch für lange Strecken der vorige Mangel jedes Landſchaftreizes. Alles iſt platt und glatt, alltäglich fruchtbar, niemals üppig; es giebt keine wirklichen Höhen und Tiefen, kein helles Licht und keinen ſcharfen Schatten. Wo dann die Fläche ein wenig zum Becken einſank, ſteht ein zuſammengelaufenes mißfarbiges Waſſer, deſſen Grenzen ſelbſt nur hier und da von Schilf und Geröhrig bezeichnet ſind, weil außerdem die Wellen langſam im Sande verſickern oder im Moraſtgras allmählich verſchwinden. Wenn dann im regenvollen Herbſt oder beim Thauwetter des Frühlings im flachen Becken des Waſſers zu viel wird, läuft es hier und da heraus, höhlt endlich eine Rinne, wird ein Bach oder Flüßchen, ſchleicht nach der Aa oder Windau oder ſammelt ſich auch wieder irgendwo in einer Erdſenkung, wo es zur Lache, zum See geſteht. — Auf der Fläche, ſoweit wir ſchauen — nirgends ein Dorf oder ein dorfähnlicher Anbau; nur fenſter- und ſchornſteinloſe Häuſer frei auf dem Feld oder inmitten der Wieſen. Und in weiter Entfernung, wohin unregelmäßige Wagenſpuren und einzelne Menſchenfußſtapfen durch den armſeligen Graswuchs laufen, ſchimmert's aus grüngrauen Weiden tiefgrau hervor. Das iſt ein „Geſinde." Deren mehrere auf einem Gutsbezirk bilden ein Dorf. Aber Dörfer, wie unſer deutſcher Begriff ſie kennt, giebt's nicht im ganzen kuriſchen, ja kaum im balti-

ſchen Land. Jeder Landmann wohnt einzeln, jeder Edelmann einſam, ſelbſt der Geiſtliche abgeſondert von der Gemeinde und fern vom Gotteshaus, inmitten der Felder und Wälder ſeiner Widme.

Solche Verſtreuung Deſſen, was wir als nothwendig Zuſammengehöriges zu denken gewohnt ſind, ſolche Vereinſamung alles Lebendigen macht eben die baltiſchen Landſchaften ſo unausſprechlich öde und trübe. Darum gleichen ſie ſich auch, fern wie nahe, auf ein Haar. Stundenlang ſchlafend kann man dahinrollen — man fährt hier aber ein tüchtig Stück Weges in der Stunde —, und wieder erwacht, ſchwört man darauf, ſich noch am alten Fleck zu befinden. Ja, man könnte glauben, ſelber der Weg, auf welchem wir hinrollen, winde und ſchlinge ſich nur zum Zweck unſerer Reiſe durch die Felder, Wälder und Büſche, und ſei ſonſt niemals benutzt. Denn ein völlig Ereigniß mag man es nennen, wenn uns ein lettiſches Fuhrwerk entgegenkommt. Auch verläßt es ſchon von fern den dammartig erhöhten Weg — darum auch kurzweg „Damm“ genannt — um im Graben Platz zu nehmen, damit das breite Viergeſpann des „zenighs Kunks“ (gnädigen Herrn) ungeſtört vorbeirolle. Dabei vergißt der Lette trotzdem niemals vor der vornehmen Störung ſeines Geſchäftes demüthig den Hut zu ziehen; und dann ſtarrt noch lange Zeit ſein gedankenlos kummerreiches Antlitz dem fortrollenden Wagen nach.

So mögen wohl an acht Stunden ſeit der Abfahrt aus Bauske verfließen und an den Grenzpfählen des Weges die Namen: Mahlen, Seſſau, Lasden, Elley, Wilzen vorüberlaufen, ehe ſich's aus freier Fläche am Horizonte wie ein Hügelland erhebt. Es iſt auch Hügelland. Denn auf einem kegelförmig geſpitzten Berge erhebt ſich der Edelhof „Hofzumberge.“ Damit beginnen jene vielgeſpaltenen Höhenzüge ihren Lauf, an denen, trotz ihrer Niedrigkeit, Libau's Sandfläche

von den Seefluthen angeſchwemmt wurde und die ganze nordweſtliche Halbinſel ihren Halt fand. —

Daß Hofzumberge einſt ein herzoglich Luſtſchloß war, wiſſen die Kurländer ſämmtlich; auch ſind davon noch einige Trümmerhaufen dicht neben der jetzigen Hoflage vorhanden. Aber keine Spur weiſt auf die Burg Terweten hin, welche hier die Ureinwohner des Landes zu jener Zeit aufgezimmert hatten, da die Ahnen des heutigen Adels herankamen, das Kreuz Chriſti mit Blut und Flammen unter den Heiden zu erhöhen und das Kreuz der eignen Habloſigkeit abzuſchütteln.

Bis hierher waren ſie über die Aafläche raſch und mühlos vorgedrungen; denn in den Flächen verflachen ſich ſelbſt Heimathsliebe und Muth der Bewohner. Die geringſte Höhe giebt dagegen bereits einen Halt. Darum brach ſich auch in Kurland am Wurzelknoten jener kleinen Bergzüge die chriſtliche Macht. Aus den Wäldern Litthauens und aus der Libauer Ebene erſchollen der Götter Racherufe, die Befehle des gemeinſamen Oberprieſters der Oſtpreußen, Litthauer und Kuren. Der für alle Sterblichen, außer den Prieſtern, unnahbare Krive ſandte ſeine Boten, die Krivaiten. Von den Inſeln des heiligen Sees beim heutigen Libau verkündeten ſie in ſeinem Namen den Willen des Donnergottes Perkohns, und aus den undurchdringlichen Eichenwäldern der nördlichen Seeküſte zogen ſie mit immer neuen Schaaren am Windauſluſſe herauf. Wo ſie ihre weißen Stäbe ſchwangen, da ſtrömte das Blut der Chriſten, und wo ſie in den ermattenden Kampf ihre feurigen Worte ſchleuderten, da entflammte er ſich von Neuem; denn ſie hatten ihn geheiligt. So wogten die Schlachten des freien Heidenthumes gegen die herandrängende Knechtſchaft des Chriſtenthumes um dieſen Punkt Terweten immer von Neuem. Blutgefärbt eilte die Terwitte, der heutige Terpentinbach, zur Feſte Mitowe hinab, wo Konrad von Man-

dare als Ordensmeiſter ſaß. So oft aber neue Blutwellen kamen, ſandte er neue Streiter. Umſonſt. Nach ihm erlagen noch Otto von Rodenſtein und Andreas von Weſtphalen; erſt Walter von Nordeck machte die Semgaller zinsbar. Allein von Leibeigenſchaft derſelben war noch keine Rede. Ja eine Bulle Gregor IX. und ein kaiſerlich Schreiben Friedrich II. erklärte die Völker „in den mitternächtlichen Regionen Livland, Eſthland, Preußen, Kurland“ unter den beſondern Schutz des heiligen römiſchen Reiches und geſtand ihnen auf ewige Zeiten die Freiheit und jene Rechte zu, deren ſie ſich bisher bedient hatten. Jedoch auch damals war die heute wieder ſo machtvoll gewordene politique de convenance nicht unbekannt. Aus den Verträgen zwiſchen dem Orden und des Landes Ureinwohnern ward ausgedeutelt, was eben der Geiſtlichkeit und den Rittern genehm war; und wo das unläugbare Wort gegenüberſtand, ward es „nach dem Erforderniß der Umſtände“, d. h. nach dem Willen des Stärkern vernichtet. Des Kaiſers und der Päpſte Befehle und Bullen verſpotteten die mächtiger werdenden Ritterſtaaten; die von den langen Kämpfen geſchwächten Kuren und Letten wurden auf's Furchtbarſte geknechtet. Da erhoben ſich die Unglücklichen endlich nochmals unter einem neuen Anführer, eroberten von Neuem die Burg Terweten und fochten den letzten Verzweiflungskampf, bis ein Kreuzfahrerheer von 14,000 Mann ſie abermals zur Unterwerfung und zum Chriſtenthume zwang. Zwar endeten auch damit keineswegs alle Kämpfe; aber der Kern und Halt der Ureinwohner war vernichtet und Konrad von Herzogenſtein konnte ſich (1288) Herr des ganzen Landes nennen. — Hundert Jahre lang hatte es gewährt und 117,000 Kämpfer Chriſti waren hingeſtreckt, das Land entvölkert, der Stamm der Kuren theils aufgezehrt, theils unter den ſtammverwandten Litthauern zerſtreut. „Die ſpätern Kuren“ — ſagt Otto von Mirbach — „ent-

arteten unter dem ſchwer laſtenden Joch der Deutſchen dergeſtalt, daß keine Spur von dem Geiſt, der einſt ihre Väter beſeelte, übrig blieb. Aus den heidniſchen Helden waren chriſtliche Sklaven geworden.“ —

So iſt es geblieben ſechs Jahrhunderte lang. Einem ſlaviſchen Barbarenvolk mußten die deutſchen Landesherrn zinsbar und unterthan werden, damit ſie mißwillig den geknechteten Urvölkern die menſchliche Freiheit zurückgaben, eine Freiheit ohne Beſitz, während ihr eigner Beſitz unter dem czariſchen Autokratismus kein unantaſtbares Recht mehr geblieben, ſondern ein Geſchenk der Gnade. So ſpielt die Weltgeſchichte mit Anklängen und Gegenſätzen! Trotzdem haben aber die in ſtumpfer Rohheit niedergehaltenen, leibeignen Letten, ja ſelbſt die ſpärlichen Ueberreſte der Kuren und Liven ſechshundert Jahre lang eine eigne Nationalität feſtzuhalten gewußt. Wie vieler Jahrhunderte wird es dagegen bedürfen, um die bildungsſtolzen Deutſchen ſpurlos mit den Moskowitern zu vermiſchen und die Eigenthümlichkeit der Letten und Eſthen in ruſſiſchen Lebens- und Glaubensformen erſticken zu laſſen? Wird einſt ein Geſchichtsſchreiber, wie Otto von Mirbach vom Kampfe der Kuren um Terweten, ſo von den baltiſchen Deutſchen bewundernd ſagen müſſen: „Nie hat ein Volk mit geringern Mitteln und größerem Muthe ſeine Freiheit vertheidigt?“ Oder wird er ihnen das Todtenzeugniß ausſtellen: „die ſpätern Deutſchen entarteten unter dem ſchwer laſtenden Joche der Ruſſen dergeſtalt, daß keine Spur von dem Geiſte, der einſt ihre Väter beſeelte, übrigblieb?“

Von Memel heraufkommend, tritt die ehemalige Hauptpoſtſtraße dicht am Strande der Oſtſee bei Polangen in den ruſſiſchen Grenzbezirk ein. So öde, menſchenleer und bedeutungslos iſt jener ſchmale Zipfel, welchen

Kurland dort unten zwiſchen Litthauen und die Seefluthen ſchiebt, daß Preußen und Rußland durch lange Jahre ſogar eine Grenzregulirung zwiſchen dem elenden Flecken Nimmerſatt und dem eben ſo jammervollen Polangen für unnöthig erachteten. Vom weißen Dünenſand überweht, hier und da mit einem einzelnen Wachholderbuſch beſetzt, welchen karge Halmen halbverdorrten Riedgraſes umflüſtern, außerdem vollkommen todt — ſo liegt das herrenloſe Land zwiſchen dem Schlagbaum des preußiſchen und dem des ruſſiſchen Zollhauſes. Trotzdem hat Rußland ſeine aſiatiſchen Grenzwächter von jeher bis an den preußiſchen Schlagbaum hinübergeſendet, bis nunmehr dieſer unentſchiedene Landſtrich nach Gewohnheitsrecht zum ruſſiſchen Beſitzthum wurde.

Dort ſteht auch ein Branntweinhaus, worin die Koſaken Wache halten, um den hereinfahrenden Wagen in Empfang zu nehmen, ſowie der ſchwarz und weiß geſtreifte Schlagbaum dahinter niedergeſunken iſt. Den Reiſenden umreiten ſie ſpähend, gleich einem Gefangenen, bis zu dem Zollhaus mit dem ſchwarzrothweißen Wappenpfahl. Sind hier endlich die Plackereien der ruſſiſchen Paß- und Zolluntersuchungen beendet, ſo verſinkt der Weg aus dem Sand in einen Wald.

Unabſehbar breiten ſich rechts und links, vor- und rückwärts rothſtämmige Kiefern und grauſchwarze Föhren; nirgends ein Feld, nirgends Wieſenfläche oder Laubholz, höchſtens ein Moraſtbruch oder ein Stück vom Waldbrand bloßgelegtes Haideland. Ringsum brütet dazu beängſtigend Schweigen, in welches nur ſelten der ſchrillende Schrei eines Geiers oder der krächzende Wehruf eines Raben hereingellt, als wäre vor uns niemals ein Menſchenleben hierher gedrungen. Langſam fördern die vor Anſtrengung dampfenden Roſſe das im Sande wühlende Fuhrwerk von der Stelle. — So bleibt es auf beinah zehn Meilen,

während der Weg allmählig weiter vom Seeufer ablenkt. Da lichtet ſich endlich das Land. Wir befinden uns in gleicher Höhe mit Libau.

So erſchreckend öd und eintönig auch der durchwanderte Wald war, ſo iſt dennoch ſeine Oede nur ein ſchwaches Abbild der Wüſtenei des Seeufers längs derſelben Strecke. Denn ununterbrochen zieht ſich dort der Charakter der kuriſchen Nehrung bis an den Nordkap Domesnäs hinauf; und der ganzen Weſtküſte wüſteſter Theil reicht eben von Polangen bis zum Libauer See. Seit Jahrhunderten kämpft hier unaufhörlich das Meer einen erbitterten Vernichtungskampf gegen alles Lebendige. Jeder halbweg kräftige Weſt-, Süd- oder ſelbſt Nordwind fegt die an das Ufer geſpülten Sandmaſſen des Meerbodens landeinwärts; werſteweit tanzen die Staubwolken beſonders während der Kahlfröſte des langdauernden Herbſtes, ſowie in den kurzen glühheißen Sommerwochen über die kümmerlichen Heuſchläge und Feldſtrecken hinweg, zwiſchen den rothen Kieferſtämmen hindurch, bis wo eine dichtere Vegetation ihnen einen lebendigen Damm entgegenſetzt. Und auch dieſer verdorrt längs ſeines ſeewärts gewendeten Saumes. Eilig erſtirbt das Unterholz an der erſtickenden Ueberwehung ſeines ſchützenden Gras- und Moosbodens; ſelbſt die älteſten Bäume vermögen der austrocknenden Seuche nicht länger zu widerſtehen, als bis die Hälfte ihres Stammes im angewehten Sand vergraben iſt. Denn die feuchten Niederſchläge aus der Atmoſphäre können nicht durch ihn hindurch bis zur Wurzelerde vordringen, während in alle Winkel, Fugen, Ritzen und Poren, in die feinſten Athmungsorgane des Stammes und Geäſtes ſich der Staubſand verſtopfend einlegt. Die Menge der gebrochenen Stämme und die maſtengleich aufgerichteten Waldrieſen ohne Aeſteſchmuck, die rothbraune Farbenmiſchung der ausgedorrten Zweige ſind dann die Triumphzeichen der ſchleichenden Verheerung.

Mit dem Abſterben des Pflanzenlebens verſchwand auch das Menſchenleben. Ein Verzeichniß der „Strandgeſinde“ dieſer Gegend nennt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch fünf Bauernhöfe, von denen heute keine leiſeſte Spur mehr vorhanden iſt; von andern vier bemerkt es, daß ſie „vom Sande verweht“ ſeien; wieder andere, von den damaligen Grundherrn mit weitläufigen Feldern, Wieſen und Holzkreiſen ausgeſtattet, ſind zu elenden Fiſcherhütten eingeſchrumpft, deren Bewohner kaum eine kümmerliche Kartoffelernte zwiſchen hohen und dichten Zäunen zu erzielen vermögen.

Trotzdem kämpften bis noch vor einem Jahrzehnt, weder die Letten noch die Grundherrn gegen das elementariſche Drohniß. Gleichgültig flohen die einen landeinwärts vom verſandeten Grunde, an den ſie kein Beſitzrecht kettet; unbekümmert um das Schickſal der Unterthanen und thatlos blieben die andern, als gebe es keine Möglichkeit einer Hülfe und Abwehr. Nur jammernde Klagen hörte man ſchallen; das ganze Unheil ſei ein Erbe des Schwedenkrieges; damals hätten die Feinde in dem bis zu den Seefluthen ausgebreiteten Walde Theer- und Kohlenbrände angelegt, dadurch ſei ein Waldbrand entſtanden, habe den Boden der Moosdecke, den Wald des Unterholzes beraubt und ſolchermaßen dem Flugſand ſeinen verderblichen Weg angebahnt. — Erſt die Jahre des allgemein ſinkenden Wohlſtandes (1820—34) mußten kommen, und mehr denn tauſend Acker ehmaligen Fruchtlandes mußten vernichtet liegen, um nur Schutzbeſtrebungen dagen hervorzurufen; wirklich energiſche Arbeiten zur Rückeroberung und Wiederbelebung des erſtorbenen Landes aber wurden ſelbſt dann noch einzig an den Uferſtrecken der Kronsgüter unternommen. Indem man den lockern Sand mit Strauchwerk überdeckte, über welches lange Stangen belaſtend gelegt wurden, feſſelte man die bisher wandelnden Höhen an einen beſtimmten

Ort, während für Kiefernſaat, Weidenſtecklinge, Windhafer- und Sandroggenſaamen der nöthige Schutz gegen die Sonne gewonnen ward, zugleich auch Luft und Licht genug zum Keimen und Anwurzeln übrigblieb. In den vom Druck der Sandhügel feucht erhaltenen Niederungen aber wuchſen Birken, Ellern und Espen auf. Freilich ſproßte dies kunſtvoll aufgezogene Leben kümmerlich und kränkelnd empor; aber den Sieg menſchlicher Ausdauer auch im Gegegenüber zu den feindlichſten Elementen bekundet es dennoch. Und eben deshalb mag es den Vorüberwandernden um ſo ſchmerzlicher berühren, daß ſelbſt dieſes neue Leben nicht durch ſelbſtſtändige Thatkraft der Landeseinwohner deutſchen und lettiſchen Blutes erſtand, ſondern erſt durch kaiſerliche Befehle erweckt werden mußte, welche nun von Anſiedlern echtruſſiſchen Blutes ausgeführt werden, die auf ſolche Weiſe dem moskowitiſchen Element ein neues Stück Landes auf baltiſchem Boden erobern.

Dort oben aber, wo die alte Poſtſtraße aus dem Walde auf die Lichtung trat, überſchaut der Reiſende die Grenzen zwiſchen todtem Sand und lebenskräftigem Land auf weiter Fläche. Rechtshin lenkt der Weg in eine Gegend, über welche der Segen der Fruchtbarkeit in wogenden Getreidefeldern, üppigen Wieſen und freundlichen Waldſtrecken ausgegoſſen liegt, wo ſich Edelhof an Edelhof und Geſinde an Geſinde reiht, wo ſogar die Menſchen minder ſelten, als in andern Landeskreiſen, die Fluren bevölkern. Und nach dieſer Richtung läuft die Mitauer Straße.

Zur linken gähnt dagegen eine Sandwüſte. Wie bisher, ſo ſchleppt ſich auch hier das Gefähr mit Mühe vorwärts. Nur die Einſamkeit iſt verſchwunden und zahlreiche lettiſche, jüdiſche und litthauiſche Fuhrwerke deuten auf die Nähe eines Menſchenſammelplatzes. Bald erſcheint auch ein ſtadtähnlicher Bau. Doch näherkommend erkennen wir einen der ſchmutzigen kuriſchen Judenflecken: Grobin. Und wenn wir deſſen

grundloſe Gaſſe durchfahren haben, umſteht von Neuem düſterer Wald die nördliche, wie die ſüdliche Fernſicht; außerdem bis zum äußerſten Horizonte nichts als Sand ..... nur dunkelt vorwärts darüber ein undeutlicher ungemeſſener Streifen und über dieſem jenes Strichgewölk, wie es dem Himmel des offnen Meeres eigen. Auch dröhnt es bald von dorther wie ein fernes Rauſchen, und endlich vermag man es klar und deutlich hinter den Dünen abzuſcheiden. Aber wellige Anhöhen auf wellige Anhöhen ſind noch zu überwinden, in deren loſen Sand die Pferde mit jedem Tritte bis zum Knie einſinken. Unterdeſſen verdichten ſich die aufſteigenden Nebel immer entſchiedener, der Reſt des Abendſcheins verdämmert, der Begegnenden werden immer weniger und nur noch am friſchen Seewind, wie am immer lauteren Wellengebraus erkennt man, daß wir dem Strande ganz nahe kommen. Dann leuchtet es aus den Düſterniſſen zur Linken empor wie die Wogen des Meeres, gerad dorthin beugt jedoch der Wagen ein und plötzlich poltern ſeine Räder auf einer Brücke. Wie bei Riga lehnen ſich Schiffe an deren Bruſtwehr, wie dort fahren wir in enge holprige Straßen. Dieſe Stadt inmitten der Sandwüſte iſt Libau, vorderhand der ſüdlichſte Oſtſeehafen Rußlands. — —

Libau beginnt Kohl's Schilderungen aus den Oſtſeeprovinzen. Ein lieblicheres Bild von dieſer Stadt zu entwerfen, als er gethan, iſt kaum möglich. Die ganze Behaglichkeit ihrer ererbten Wohlhabenheit ſpiegelt ſich in ſeinem Gemälde wieder, verlockend winkt es, als müſſe nach den Stürmen einer vielbewegten Lebensfahrt in dieſem Hafen gut wohnen ſein. Die hier aufwuchſen und alt geworden ſind, mögen wohl auch ihre Heimath nur ſchweren Herzens mit andern Wohnplätzen vertauſchen. Aber trotzdem iſt Libau eine todtkranke Stadt. Eben als durch ſein Angehören an ein politiſch bedeutſames Reich der einzige

Mangel gehoben ſchien, welcher einem wirklich machtvollen Emporwachſen ſeines Seehandels gegenüberſtand, brach Rußlands Eiferſucht die erblühende Pflanze. Jene ſelbe Katharina, welche die Deutſchen ſo eifrig zur Mitherrſchaft berief und den kuriſchen Geſandten verächtlich den Rücken zuwendete, weil ſie ihr das Herzogthum bedingslos, auf Gnade und Ungnade zu Füßen gelegt hatten — dieſe ſelbe Katharina benutzte dennoch die vertrauensübervolle Bedingungsloſigkeit, um die kuriſchen Hafenplätze Libau und Windau mit einem Schlage zu vernichten. Von allen Aus- und Einfuhrartikeln derſelben ließ ihr zerſchmetternder Ukas nichts übrig, als Holz, Flachs, Fettwaaren, Häute, Getreide, Häringe, Kochſalz, Apotheker- und Materialwaaren. —

Vorzüglich Libau war jedoch eines beſſern Looſes würdig. Einzig durch die tüchtige Thatkraft ſeiner Bürger hatte es ſich emporgearbeitet, trotzdem daß ihm ein mit dem Landesinnern zuſammenhängender Fluß gebrach, trotzdem daß die adelige Eiferſucht in der Ritterzeit dem erſtarkenden Bürgerthum ſogar die Stadtrechte vorenthalten, trotzdem daß ſelbſt die Herzöge der eifrigſten Vermittlerin Kurlands mit den Nord- und Oſtſeeküſten Europa's keine weitere Wohlthat und Unterſtützung gewährt hatten, als ein Stadtſiegel. Und nun ward die Ueberwinderin all dieſer Hinderniſſe durch einen ruſſiſchen Gewaltſtreich gewaltſam von Neuem niedergedrückt. Wie ein verwitterndes Denkmal gebrochener Lebenskraft und zerrütteter Geſundheit erſcheint darum die wennnicht großartige, doch wohlhäbige Anlage und Einrichtung der ganzen Stadt; beinah vergeſſen ſtehen die übriggebliebenen Anſtalten zu den tauſend und abertauſend Geſchäften eines Hafenplatzes; ſchweigſam liegen die einſt bunt bevölkerten Gaſſen, und aller Orten dringen Grashalme zwiſchen den Fugen des Steinpflaſters hervor. Nur auf der Brücke, welche ſich über den zum Hafen dienenden Ausfluß des „kleinen Meeres“ in

die Oſtſee legt, lebt noch ein Reſt des eigentlichen Handelsverkehrs und fernab arbeitet die noch rege Gewerbthätigkeit an der Erhaltung des Rufes der Libauer Rhederei.

Auf dieſe Zähigkeit ſeiner bürgerlichen Kraft iſt Libau mit vollem Rechte ſtolz. Sie hat die Stadt über jene ſchwerſte Periode hinübergerettet, da ſelbſt die Möglichkeit des heutigen Verkehrs zernichtet war, und ſie allein hat ſogar wiedererrungen, was die Stadt an alten Hafenrechten von Neuem beſitzt. Denn als in jener hoffnungsloſen Zeit (1831) die zum althanſeatiſchen Spielzeug herabgeſunkene rothe, blaue und gelbe Bürgergarde ſich aufgerafft hatte und gegen die von Litthauen herandringenden Haufen der polniſchen Revolution ausgezogen war, als ſogar einige Libauer Bürgerſöhne in den Gefechten geblutet hatten, welche den öden Wald von Polangen durchklirrten — da kam Libau's Name zum erſten Male wieder zu des Kaiſers Ohren. Rußland durfte aber auch das kleinſte Zeichen feſter Anhänglichkeit in ſolchem Augenblicke nicht mißachten, da ſein ganzer europäiſcher Weſten auf dem Spiele ſtand. Darum hat es Libau ſogar einen Dank gebracht, freilich nur einen Dank nach ſeiner Art: es gab ihm einen Theil der früher unbeſchränkten Ein- und Ausfuhrrechte wieder.

Selbſt an dieſem engbegrenzten Gewähr verſuchte die Stadt ſich wieder aufzuraffen. Allein es war zu ſpät, Libau bereits todtmatt. Die eingeſchnürte Handelsfreiheit war das Ordenskreuz auf dem fadenſcheinigen Kleid eines Vergeſſenen, das Beförderungspatent auf dem Sterbelager eines Zurückgeſetzten. Die Welt war weiter gerollt, während Libau's Leben ein Halbjahrhundert ſtillgeſtanden hatte. Die Handelswege des Inlandes, wie der überſeeiſchen Nachbarn waren längſt in andere Richtungen eingewöhnt, die Großartigkeit des Handelsgeiſtes

der alten Libauer war im Jammer der Verhältniſſe eingeſchrumpft, und da ſie wieder erwachen wollte, hatte die krämernde Kleinlichkeit der Juden und Ruſſen durch die Handelsgildenordnung bereits gleiche Berechtigung mit dem deutſchen Bürgerthum erhalten. Zwar haben ruſſiſche Bewunderer dem Auslande ſeit jenem Jahr von einer ſteigenden Wiederbelebung der Stadt geſprochen; allein es wurden nur die Anläufe dazu in der erſten Zeit genommen, wo die Unmöglichkeit des Wiedererſtehens noch nicht ſo grell als heute hervortrat. Ein Jahrzehnt nach Wiedergewähr des weiteren Hafenverkehrs für Libau (1842) leſen wir noch in offiziellen Berichten, wie 186 Schiffe einen Waarenwerth von 129,973 Rubeln einführten und 181 Fahrzeuge mit einem Ladungswerth von 933,039 R. aus dem Hafen liefen. Allein bereits im folgenden Jahre (1843) kommen nur 157 Schiffe und bringen nur für 69,820 R. Waaren, während 153 für nur 692,942 R. ausführen; im Jahre 1844 ſinkt die Zahl der einlaufenden Fahrzeuge auf 122, der Werth ihrer Geſammtfracht auf 96,257 R. herab und der auslaufenden ſind nicht mehr als 125 mit einem Inhaltswerth von 518,570 R.

Nun treibt wohl der in ſolcher Verzehrung fieberhaft aufgeregte Unternehmungsgeiſt allerlei Pläne; aber die Ohnmacht der Kräfte, das Klima und ſelbſt die Lage der Stadt ſpotten deren Ausführung. Auch die Libau-Georgenburger Eiſenbahn, der von den Libauern begierig aufgefaßte Gedanke eines Warſchauer Bankierhauſes, wird und muß eine Fata Morgana bleiben, wie ſie König Uthers Schweſter ſpottend ſo häufig an dieſen Küſten aufſteigen läßt, als blaue über ihnen Italiens glücklicher Himmel. Denn Libau's letztes Erbe aus früherer Wohlhabenheit würde vom mißlingenden Unternehmen verſchlungen werden, Libau's deutſches Element würde bei deſſen Gelingen in den über-

wuchernden Schaaren der Ruſſen und Juden vollends ſpurlos untergehen. Das iſt die Alternative der Stadt *).

Keine eigentliche Fahrſtraße läuft von Libau am Seeſtrande oſtwärts, ſondern nur ein ſchmaler Streifen des langſam aus den Waſſern auftauchenden Landes wurde von den anfluthenden Wellen ſo feſtgeſchlagen, daß man beinah ſo glatt und leicht wie auf einer Chauſſee darüber hinfährt. Sanddünen und Meer, Meer und Sanddünen im matten Lichte eines weißlich überflogenen Himmels — das iſt auch hier der Inbegriff Deſſen, was wir auf meilenweiter Fahrt erblicken. Nachher endet wohl auch plötzlich unſer Weg und es ſchäumen die Wellen bis an die ſchroff anſpringende Düne und es tappen die Pferde, mit den Nüſtern ängſtlich blaſend, durch das Waſſer, um jenſeits den wieder beginnenden Streifen fahrbaren Landes zu erreichen. Denn das Meer, welches unterhalb Libau's immer neuen Sand heranträgt, hat hier ſeinen Charakter geändert. Bald ſchiebt es zwar große Maſſen davon heran, dagegen ſpült es dieſelben bald auch hinweg; bald ſchafft es einen feſten Grund und Boden, bald trügeriſch unterwühlte Erddecken, welche beim leiſeſten Druck in klaftertiefe Erdfälle zuſammenbrechen. Darum hört man nicht ſelten davon, wie Menſchen und Thiere ſpurlos verſchwunden ſind; und bei jeder Fahrt geſchieht es wohl, daß die Pferde oder der Wagen einbrechen, um nur mit großer Mühe vor dem Untergang gerettet zu werden.

---

*) Bekanntlich hat das Jahr 1847 den ſchon aufgegebenen Plan jener Eiſenbahn wieder aufleben laſſen. Die kaiſerliche Genehmigung dazu iſt erfolgt, auch eine Baarunterſtützung verſprochen.

Je weiter man aber nordwärts vorrückt, deſto unfahrbarer wird der Weg und endlich muß er über die immer knapper an die Wellen grenzenden Dünenhöhen in das Land hineinſteigen, um dort eine mühſame Bahn durch den Wald zu brechen. Allmählig verſchwindet der ſandige Küſtenboden, eine dichte Moosdecke breitet ſich rechts und links vom Wege, den nunmehr einzelne Fahrgleiſe als ſolchen bezeichnen; immer undurchdringlicher wächſt auch das Unterholz zwiſchen den Baumſtämmen heran. Dann öffnet ſich einmal die Waldnacht, um einen Edelhof erblicken zu laſſen, ſchlägt aber eilig ihre Schatten wieder über uns zuſammen. Und wenn wir endlich aus den Düſterniſſen hervortreten, überraſchen uns Hügelzüge mit lieblicher Baumvegetation und ſaftigen Wieſenauen. Denn unvermerkt ſind wir den Ufern der Windau genaht, welche freilich bald auch wieder ihren lieblichen Charakter aufgeben, um in der Nähe der Seemündung des Fluſſes im Dünenſand und Schwarzwald zu verkümmern.

Auf jener Halbinſel, welche das linke Ufer der im Ausmünden ſüdweſtwärts umbeugenden Windau mit dem Seegeſtade bildet, ſteht das in der Ritter- und Herzogszeit vielgenannte Windau. Nächſt Goldingen iſt es die älteſte Bürgerſtadt Kurlands — und dennoch heute noch und heute eben wieder immer nur in den Anfängen zur Hafen- und Handelswichtigkeit verharrend. Windau gleicht jenen Menſchen, von denen ihre Umgebungen fort und fort eine bedeutende Entwicklung erwarten, denen darum zuvorkommend von allen Seiten allerlei Hülfe und Unterſtützung gewährt ward und welche dennoch in keiner Weiſe zu energiſchen Entfaltungen gediehen, eben weil ſie zu wenig auf eine Selbſthülfe angewieſen, zu wenig im Kampfe geübt wurden. Windau iſt eigentlich günſtiger als Libau am Meere gelegen, weil gleichzeitig an der Mündung eines Fluſſes, welcher es mit dem Innern Kurlands und

Litthauens unmittelbar verbindet, ja günſtiger ſelbſt als Riga, weil ſein Hafen den Schiffen der geſammten Oſtſeeküſten einen bequemern Zugang als jenes bietet, indem ihnen der gefährliche Weg über die Untiefen der Meerenge zwiſchen Domesnäs und Oeſel erſpart iſt. Und ſo glücklich ſind überdies ſeine klimatiſchen Verhältniſſe, daß noch heute kein Arzt vom Ertrage ſeiner Kunſtübung in der Stadt beſtehen kann. Soweit es überhaupt die Eiferſucht der Ariſtokratie gegen das bürgerliche Element geſtattete, ward ferner Windau bereits in der Ritterzeit vom herrſchenden Landesadel begünſtigt; Herzog Friedrich berechtigte es ſogar von Neuem als Stadt, nachdem die ſorgloſe Bürgerſchaft ihre frühern Inſtitutionen hatte in Vergeſſenheit gerathen laſſen; Herzog Jakob machte es dann zum Hauptort des Verkehrs mit der ihm von England geſchenkten Inſel Tabago, und als dieſer Kolonialverkehr nicht gedeihen wollte, beließ er trotzdem hier den Ankerplatz ſeiner Flotte, deren 119 Fahrzeuge ebenfalls ſämmtlich in Windau vom Stapel gelaufen waren. Aber auch damals hatte die Stadt keine Energie. Sie verſank in Thatloſigkeit, ſowie die Herrſchermächte zu entkräftet für eine unmittelbare Unterſtützung waren, ja ſie erlahmte bereits, als der Herzog Jakob, vom Alter geſchwächt, ſeine jährlichen Inſpektionsreiſen eingeſtellt hatte und nicht mehr perſönlich einen tüchtigen und raſchen Lebensgang anregte. Als nun vollends die politiſchen Wirren ſpäterer Jahrhunderte immer laſtender auf dem ganzen kuriſchen Lande drückten, verfiel Windau widerſtandlos in einen Zuſtand bedeutungsloſer Vegetation, deren letzte Lebensbewegungen Rußlands Beſchränkung der Ein- und Ausfuhr erſtickte. —

Nunmehr ſtand allerdings auch die Natur ſelber einem neuen Emporwachſen des Stadtlebens feindlich gegenüber. Denn gerad vor dem Eingang des Hafens hatte unterdeſſen das Meer eine breite Sand-

bank aufgehäuft, welche nur der Eisgang der Windau im Frühling wegzuſchieben vermag, während die häufigen Weſt- und Südweſtwinde des Sommers ſie immer wieder unaufhaltſam herbeidrängen. Nunmehr hätte es freilich ein ewig Reinigen und Baggern gegolten und ungeheure Summen gekoſtet, um ein Fahrwaſſer zu öffnen; dazu war aber bereits der Handelsgewinn zu gering worden: er wäre in den Handelskoſten aufgegangen. Auf ſolche Weiſe iſt die Stadt als Seehafen geſtorben, ſelbſt als Flußhafen zum Abſterben bereit. Denn ob auch die Windau ſchon in der Nähe ihres litthauiſchen Urſprungs und unfern dem Niemen für Flußfahrzeuge die nöthige Tiefe gewährt, ſo hindern doch ihre Untiefen und Klippen, ihre Stromſchnellen und Sandbänke eine regelmäßige Beſchiffung. Aller Verkehr und Handel ihrer ſüdlichen, beſonders litthauiſchen Anlande wendet ſich darum dem Niemen zu und findet ſeinen Ausgang im preußiſchen Hafen von Memel. —

Freilich ſchien es ſpäter, als habe Rußland die Wichtigkeit aller verkommenen Verſuche zur Schiffbarmachung der Windau und zur Erſchaffung eines großartigen Windauhafens erkannt; es ſchien als ſollte das vergeſſene Städtchen zum ruſſiſchen Kernpunkt einer bedrohlichen Oſtſeezukunft werden. Denn eine Sage ging durch das Land, der Kaiſerſtaat wolle den Hafen mit Feſtungswerken und Baſtionen umgeben, wolle ihn zu einem tiefen Becken umgeſtalten, wolle das felſenreiche Bett des Windaufluſſes mit Kanälen umgeben, wolle das Erdreich zwiſchen ſeiner litthauiſchen Laufſtrecke und dem Niemen durchſtechen und die nördlichſte kuriſche Stadt zu einer künſtlichen Niemenmünde umgeſtalten. Dann erſchien auch wirklich im Jahre 1824 ein maſſenhafter Generalſtab von Beamten und Ingenieuren, gefolgt von Regimentern ruſſiſcher Arbeiter. Nach Höhe und Tiefe, Breite und Länge wurden Fluß und Meer von den Einen gemeſſen und berechnet, während

die Andern viele dicke Akten mit Berichten anfüllten. Die Arbeiter bauten überdies ſchleunigſt ihre hölzernen Baracken, die herbeikommenden Juden ihre Branntweinhäuſer und längs der Windauufer, wie im Seehafen begann ein Trinken, Graben und Hacken, ein Prügeln, Schaufeln und Mauern, als ſollte Unerhörtes geleiſtet werden. Sieben Jahre lang ſtaunte Kurland ob der großartigen Anſtrengungen zum geheimnißvollen Werke, ſieben Jahre lang warteten Europa's Politiker auf die welterſchütternden Geſtaltungen, welche ſich in den litthauiſchen Sümpfen und dem vergeſſenen kuriſchen Land erzeugen ſollten, ſieben Jahre lang trugen die Boten der Beamtenſchaft immer neue Berichte vom Gedeihen der Arbeiten gen Petersburg, ſieben Jahre lang kamen immer neue Befehle aus der Kanzlei der „Oberverwaltung der Wege- und Waſſerkommunikation" und ſieben Jahre lang ſpendete der Staat Millionen von Silberrubeln zur Verwirklichung ſeiner weitausgreifenden Plane. Aber als dieſe ſieben fetten Jahre verfloſſen waren, zogen alle jene Menſchenmaſſen eben ſo urplötzlich wieder nach dem Innern des Reiches wie ſie von daher gekommen — die Beamten mit berghohen Aktenſtößen und wohlgefüllten Taſchen, auch die Ingenieurs mit zwar zerbrochenen Meßtiſchen und verdorbenen Inſtrumenten, doch wohlgemäſteten Bäuchen, nur die Arbeiter mit Hacke, Schaufel und Karren, der Zahl nach decimirt, die Uebriggebliebenen zerriſſen, verkümmert und ſchmutzig, ärmer und jammervoller als ſie vor ſieben Jahren herangewandert waren. Im kuriſchen Land blieb auch nichts zurück, als verfaulende Hütten und ſumpfige Gruben längs des Fluſſes, im Windauer Hafen ein bis auf die Grundtiefen aufgewühlter Schlammſand, unter den Letten ruſſiſche Redensarten, vermehrte Trunkſucht und traurige Krankheiten.

Noch unnahbarer denn ehemals, wie vom Meere ſo vom Fluſſe,

liegt das erſterbende Windau; und der ſchwarze Strich auf den ruſſiſchen Karten im litthauiſchen Gebiete zwiſchen Windaufluß und Memel liegt, wie das ruſſiſche Sprüchwort: „tschto ni but.“ Den Worten nach bedeutet dies nämlich „was nicht iſt“ und wird trotzdem als „irgend etwas“ gebraucht. Nur die ehemalige lutheriſche Schloßkapelle Windau's iſt bei jener Gelegenheit zur griechiſchen Kirche umgewandelt, die ehemals deutſche Bürgerſchaft der Stadt mit ruſſiſchen Krämern durchwebt worden und ein neuerbauter Leuchtthurm auf dem Vorgebirg Lyſerort iſt zum Merkzeichen jener Stelle hingeſetzt, wo ein ehemals wichtiger Hafen nunmehr unrettbar verſandet.

Wenn die Halsglocken der Roſſe deſſelben Weges am linken Windauufer zurückklingeln, auf welchen die Herfahrt einmündete, ſo liegt bald der Sand und die Oede des Seeufers vergeſſen hinter uns, während das Nadelholz ſeine Alleingeltung und die Fläche ihr unbedingtes Herrſchaftsrecht verliert. Zwar zieht ſich wohl am Horizonte fort und fort der blauſchwarze Saum dahin, auch ſchickt er noch mitunter ſeine Ausläufer bis zur nächſten Nähe unſerer Straße, oder gar über dieſelbe hinüber; aber in ſpitzigeren Zacken und Wellen iſt der Fernblick begrenzt, denn über wirkliches Hügelland legten ſich die Wälder, und weißſtämmige Birken ſchmücken im Verein mit Ellern, Erlen und Weidengebüſch die feuchten Niederungen. Schwatzhaft erzählt dazu die Windau ſelbſtgefällige Geſchichten von ihrer Schönheit, ſobald ſie dem Wege ſich zubeugt, und freundlich lächelt ihre Uferlandſchaft ſelbſt da noch zu uns herüber, wo der eilige Weg in gerader Richtung weiter läuft, während der Fluß in vielfachen Krümmungen dahintändelt. Die Kurländer aber

ſind ſtolz auf die friſche Windau mit ihren ſaftiggrünen Anlanden und meinen, „ſelbſt im Ausland“ würde man dieſelben anerkennen müſſen.

Die geiſtlichen Herrn, denen überall, wohin ſie ihre Krummſtäbe trugen, die ſchönſten Gegenden und fruchtbarſten Auen zum Lohne ihrer frommen Weltverachtung anheimfielen, hatten auch in Kurland das Städtchen Pilten am Windauufer zur Reſidenz der Biſchöfe erkoren und den ganzen von da ab ſüdwärts gelegenen Landſtrich als Bisthum bezeichnet, welcher ſich aus der Goldingen'ſchen Oberhauptmannſchaft bis unter Haſenpoth mit fettem Fruchtboden, lieblichen Höhenzügen, fiſchreichen Flüßchen und wildreichen Wäldern ausbreitet. Dabei war's ihnen ſo wenig um weltliche Dinge zu thun, daß ihre Flecken und Städtchen heute die elendeſten des ganzen Landes ſind, obſchon — natürlich auch ganz zufällig — das „Stift Pilten“ ſogar in der lutheriſchen Zeit und bis 1819 eine vortheilhaft berechtigte, äußerſt wenig belaſtete, faſt ſouveräne Stellung zum kuriſchen Staate behielt.

Man bemerkt jedoch auf jener Straße am linken Windauufer nichts von den jenſeits gelegenen Ueberbleibſeln des Städtchens Pilten. Die Lieblichkeit des Hügellandes und die Dichtigkeit der anmuthigen Waldgruppen überdecken deſſen Verkümmerung. In bunter Miſchung und häufiger Wiederholung laufen die Namen Dowen, Tigwen, Kimalen, Wagen, Nabborn, Paddern, Krahzen auf den Grenzpfählen am Wege hin, bis uns endlich eine kleine Beugung wieder dicht an die Windau und in eine Stadt ſo ſtädtiſchen Ausſehens einführt, wie wir noch keine in Kurland geſehen — ſelbſt Mitau nicht ausgenommen. — Dieſe Stadt iſt Goldingen und ihr Ausſehen darum ſo ſtädtiſch, weil ſie, kaum dreißig Jahre jünger als Riga, aus einer Zeit herſtammt, in welcher die Landesherrſchaft minder unbedingt als ſpäter in der alleinigen Hand des Adels war. Die zweite Stadt Kurlands iſt es noch heute;

zur Ritterzeit war's das Zwinguri des großentheils von noch unbezwungenen Kuren beſetzten nordweſtlichen Landdreiecks, ſpäter die Reſidenz jenes Herzogs Wilhelm, welcher ſich mit ſeinem Bruder Friedrich in die Herrſchaft des Herzogthums getheilt hatte und geächtet bei den Schweden ſtarb; zuletzt Lieblingsſitz des Herzogs Jakob, welcher es durch Handel und Fabriken zu einer Großſtadt heranfördern wollte. Bis vor wenigen Jahren ſtanden auch noch die ſtattlichen Trümmer des befeſtigten Schloſſes, aus welchem jene verſchiedenen Lebensphaſen Goldingens hervorgekeimt waren. In den Uferfelſen der Windau wurzelte ſein Grundbau und über deren Waſſerfall (die Rummel) hinweg ſchauten ſeine Zinnen auf das fruchtreiche Hügelland. Soweit ehemals der Umkreis ſeiner Baulichkeiten reichte, ſoweit erſtreckte ſich die Schloßfreiheit und Schloßwidme und der Grundzins jener Häuſer und Gärten, welche ein ſpäteres Geſchlecht dort baute, ward zu den Einkünften des modernen Oberhauptmanns geſchlagen. Damit dieſer Grundzins noch beſſer gedeihe, ließ einer der letzten jene ehrwürdigen Trümmer der Erde gleichmachen und ein kuriſches Provinzialblatt hielt der habgierigen Zerſtörung die kurze Grabrede: „Was die Zeit nicht vermochte, that der Zeitgeiſt.“ Damit war die Sache abgethan.

Die Goldinger haben jedoch dieſen Verluſt noch heute nicht verſchmerzt und man mag ihnen die herbſten Klagen darüber keineswegs verübeln. Zehrt doch ihre ganze zukunftloſe Gegenwart von den Erinnerungen einer beſſern Vergangenheit und waren doch jene Schloßruinen deren einziges würdiges Denkmal. Wie in ganz Kurland, ſo war ja auch hier die Induſtrie ein vom Herzog Jakob mühſam aufgepflegtes Gewächs, welches mit dem Tode des Pflegers erſtarb. Daher kommt es auch, daß anſtatt der Menge von großartigen Werkſtätten zu Jakobs Zeit, heute ſogar die ſchönfärbenden Berichte des ruſſiſchen Finanzmini-

ſteriums in Kurland nur noch etwa funfzehn verſchiedene Fabriken zuſammenrechnen können, deren größte kaum ein Dutzend Menſchen beſchäftigt, während alle insgeſammt im ganzen Jahre für nur 120,000 Rubel Waaren herſtellen. — Ein ſorgloſes Fortvegetiren iſt ja viel bequemer, als emſiges Rüſten und Schaffen! Der Adel blieb auch immer noch wohlhabend, der lettiſche Bauer in Handwerken und Künſten ungeübt genug, um den Städtebewohnern ein erträglich Auskommen zu ſichern; und Zunftgeſetze ſchützten ſie außerdem bis in die neueſte Zeit vor einer gefährlichen Konkurrenz der ruſſiſchen Einwanderer. Nunmehr, da das Ende der ſechshundertjährigen Verhältniſſe des Landes gekommen, iſt's für den Anfang der Entwicklung eines Lebens aus deren Boden freilich zu ſpät. Auch iſt nur wenig Trieb dazu vorhanden. Ja ſelbſt unter den Grundbeſitzenden nicht eben viel mehr als unter den Städtern. Neuen Reichthumsquellen ſtreben ſie kaum anders, als auf dem Wege des von Frohnsleuten zu leiſtenden Ackerbaues nach. Der Mineralreichthum Kurlands iſt ſo gut wie nicht vorhanden, ſelbſt wenn frühere Zeiten bereits den Anfang zu deſſen Ausbeutung gemacht hatten. Von Herzog Jakobs Eiſenwerken zu Baldohn, Angern, Uggenzeem, Schrunden, Echden, Großbuſchhof u. ſ. w. zeugt keine Spur mehr, vom „übergroßen Reichthum" an Kupferhammern, welchen die Schriften jener Zeit vermelden, blieben zwei kleine, von der Krone fortgepflegte Anſtalten das einzige Erbe der Gegenwart. Nur für das allernächſte, unumgängliche Bedürfniß wird Ziegelerde und Töpferthon, Mergel, Gyps und Ocher auf einfachſtem Wege gewonnen; und erſt nachdem eine leichſinnige Waldverwüſtung, verbunden mit der höchſten Sorgloſigkeit um die Herſtellung von Wegen, in verſchiedenen Landestheilen den ſchwerſten Holzmangel erzeugt hatte, ſo daß in mehrern Städten das Brennholz nach Pfunden verkauft ward, — erſt da begannen ein-

zelne Privatleute die mächtigen Torf- und Braunkohlenlager ihrer „Gebiete" zu bearbeiten. Was ſich aber tiefer in der Erde verbirgt, was irgend mühvoll zu erreichen iſt, bleibt noch immer unberührt. — Es herrſcht in keinem Bevölkerungstheile eine innerliche Luſt an neuen Erſchaffungen und ebenſo keine Gewohnheit energiſchen Arbeitens.

Goldingen bietet dafür in ſeinen Lebensverhältniſſen ein deutliches Beiſpiel. Wie der hieſige Adel von den fetten Beſoldungen im Oberhauptmanns-, Hauptmanns- und Kreisgericht, ſowie von der Verwandtſchaft mit den gaſtfreien Grundbeſitzern lebt, ſo die Bürgerſchaft vom Verbrauche des Adels und den Gaben der Windau, die Judenſchaft von den Chriſten, alle insgeſammt von der Ueberzeugung, daß Goldingen zu Großem berufen ſei, wenn einſt jener Windaukanal zur Umgehung der Rummel beendet ſein werde, den weder Herzog Jakob im ſiebzehnten, noch Czar Nikolaus im neunzehnten Jahrhundert zu Stande brachte.

Um jedoch von ſolchem Glücksfall nicht unvorbereitet überraſcht zu werden, übt man ſich unterdeſſen in einer gewiſſen großſtädtiſchen Geſelligkeit. Zu dem Ende pflegen die „Honoratioren" gemeinſchaftlich ein Liebhabertheater in der Reſſource, wo freilich außer leichten Spielen auch mitunter ein bittrer Rangſtreit zwiſchen bürgerlichen und adeligen Geſellſchaftselementen emporſprudelt, aber meiſtens bald mit den erneuten Verſicherungen gegenſeitiger Hochachtung und tiefer Verachtung der Rivalin Mitau unter fröhlichen Tänzen endet. —

Auf den Windauuferhügeln ab- und aufwärts von Goldingen ziehen ſich die Spuren ehemaliger Befeſtigungen hin. Doch ſchmücken ſie, weil zu unbedeutend, die Landſchaft keineswegs; ſie hindern eben

nur die kräftige Ueberwaldung und Bebauung der Höhen. Sogar keinerlei hiſtoriſche Erinnerung wird vom Volke daran geknüpft. Dieſes weiß kaum von ihnen und ſelbſt der Sprachgebrauch der Gebildetern bezeichnet ſie insgeſammt als „Schwedenſchanzen", weil auch ihre geſchichtlichen Erinnerungen nicht über den großen nordiſchen Krieg zurückgehen.

In der That mögen auch aus dieſen Zeiten die wohlerhaltenen, vielgethürmten, burgartigen Edelhöfe ſtammen, von denen die nähere und fernere Umgebung Goldingens im Gegenſatze zu den langgeſtreckten, oft aus Holz erbauten und für keinerlei Abwehr eines Feindes eingerichteten Adelswohnungen des übrigen baltiſchen Landes manche aufzuweiſen hat. So ſteht Amboten mit ſeinem unverſehrten Grundbau, welchen die Neuzeit durch mancherlei Anbauten nur verſtockte, auf dem Gipfel eines vereinzelten und ſo ſteilen Berges, daß auch jetzt noch kein Fuhrwerk ihn erklettern kann. Da iſt ferner Edwahlen, ein Majorat derer von Behr, noch heut ein vierſeitiger maſſenhafter Bau, an drei Flanken durch Waſſergräben unnahbar und an der vierten von einem dichten Eichenhaine eingehegt. Dann folgt Alſchwangen, ebenfalls in altfeudaliſtiſcher Pracht und jetzt ein Beſitzthum der Krone, deſſen Gebiet ſich überdies inſelartig vom umliegenden Lande durch den Katholizismus ſeiner Gebietsleute abſondert, welchen dieſen ein Graf Schwerin im vorigen Jahrhundert eben ſo gewaltſam aufdrang, wie früher das Chriſtenthum und nachher der Lutherglaube dem Heidenthum des ganzen Lettenvolkes aufgepfropft worden war.

Wie aber dieſe Schlöſſer nur für den Spezialhiſtoriker, ſo ſind die lebendigen Ueberbleibſel der alten kuriſchen Zeit auch eigentlich nur für den Provinzialethnographen von Bedeutung. Trotzdem bleibt es immerhin intereſſant, daß noch ein Häuflein der alten Ureinwohner, der echten

Kuronen, ungefähr auf dem Halbſcheid der Haſenpoth-Goldinger Straße national abgeſchieden, frei, grundbeſitzend durch ſechs Jahrhunderte einer allgemeinen Leibeigenſchaft übrigblieb und längs der Windau, von deren Seemündung bis zum Einfluſſe der Aabau herauf, wo einſt die heiligen Haine des Donnergottes rauſchten, der Stamm der Tahmeneeken trotz jener Leibeigenſchaft das urſprüngliche lettiſche Element bis in die neueſte Zeit vollkommen rein bewahrte. —

„Curske Koningh", kuriſche Könige, nennt zuerſt eine Urkunde Walters von Plettenberg (v. J. 1504) jenes altkuriſche Menſchenhäuflein, welchem der Orden „umme ſynes treven Denſtes willen den he uns unnd unſem orden in lateſten vorgangen orloge und veyden in Ruslandth gedathe heft" ein Stück Landes „myt allerleye to behoringe nuth und bequemichkeit" als freien Erbbeſitz verlieh *). Und dieſes Menſchenhäuflein baute drei und dreißig Gehöfte in ſieben Dörfern („Kuriſchkönigendorf, Plikkeneeken, Dragguneeken, Seemeln, Sausgallen, Weeſalgen und Kalley") zuſammen, ſchmückte und ſchmückt ſich mit Wappen, pflügt ſeine ererbten Felder, fiſcht in ſeinen ererbten Flüſſen, jagt in ſeinen ererbten Wäldern, ſeufzt unter keinerlei Frohnde und bäuerlicher Laſt, verheirathet ſich durchſchnittlich untereinander, kam aber trotzdem niemals zu irgend welcher Bedeutſamkeit und verkauft jetzt die ſilbernen Zierrathen und Knöpfe ſeiner ehemals beinah edelmänniſchen Tracht eben ſo, wie der freigewordene Lette die Ernte des keimenden Feldes, um dafür Branntwein einzuhandeln. Das giftige

*) Ueberſetzung: um ſeines treuen Dienſtes willen, den er uns und unſerm Orden in dem letztvergangenen ſchweren Krieg und der Fehde in Rußland geleiſtet hat — mit allerlei zubehöriger Noth (durft) und Bequemlichkeit. — Das vollſtändige Dokument, auf Andreas Pannyken ausgeſtellt, iſt in O. v. Mirbachs „Kuriſche Briefe" abgedruckt.

Feuerwaſſer ſchwemmte auch bereits ihre Geſichtszüge zur ſelben Charakterloſigkeit auf, wie die ihrer ehemals leibeignen Nachbarn, und ließ von der Muskelkraft des ſtämmigen Körperbaues eben nur ein breiteres, als das lettiſche Knochengerüſt übrig. Im Kruge aber verſank die altkuroniſche Sprache in die lettiſche Mundart der Mittrinker und die rauſchvollen Feſte, bei denen ſich daheim der Bauernadelſtolz ſpreizt, ließen bereits mehr und mehr die ehemals ſorgfältige Ausſtattung verwittern, welche die erbeigenthümlichen Häuſer der kuriſchen Könige von den um Leiſtungen und „Gehorch“ verſtatteten Wohnungen des grundbeſitzloſen Letten unterſchieden.

Länger als die „kuriſchen Könige“ hatten ſich die Tahmeneeken oder Wenteneeken als abgeſchiedener Volksſtamm erhalten, obgleich ſie von gleicher Herkunft ſind, wie ihre lettiſchen Umgebungen, mit ihnen leibeigen und grundbeſitzlos wurden, mit ihnen halbfrei und grundbeſitzlos blieben. Was ſie ſo feſt zuſammenhielt, war auch weder Bildung, noch Wohlhabenheit, noch eigentliches Nationalbewußtſein, ſondern allein der Reſt ihres heidniſchen Grundglaubens. Darum rauchten auch die Opfer bei drei heiligen Bäumen, einer Linde, einer Ebereſche und einer uralten Eiche, inmitten eines weiten Eichenwaldes, noch bis in den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hinein. Des Donnergottes Eichenhain (Perkohn ohsolbirse) hieß dieſer Wald; kein Tahmeneeke fällte davon einen Stamm und ſorgſam ſuchten ſie die Deutſchen vom Eintritt in denſelben abzuhalten. Aber von Gewinnſucht ward doch endlich die heilige Scheu beſiegt. In der Hoffnung, Koſtbarkeiten aufzufinden, zündete ein Lette jene Eiche an, und mit ihrer Aſche verwehten die vom chriſtlichen Glaubenseifer und fremder Kultur ringsum bedrängten Eigenthümlichkeiten. Verſchwunden iſt ſogar der weiße Rock und ſpitze Hut der Männer, verſchwunden der buntgeſtreifte Rock, die weiß-

wollene über die Schultern geworfene Decke der Frauen, verſchwunden vollends jenes glänzende Schloß (Sakts), welches dieſe auf der Bruſt zuſammenhielt, und alleinherrſchend wurde die Farbloſigkeit des lichtgrauen lettiſchen „Wadmal.“ Nichts blieb aus der Vergangenheit übrig, als die Geſchicklichkeit in der Waldbienenzucht, der Widerwille gegen jede Bildung, ein ſtarrer Aberglaube und eine ausgezeichnet rein lettiſche Sprache. Mit trübſeligen einzelnen Hütten verſchwinden ihre öſtlichen Ausläufer in einem meilenweiten Wald. —

Dieſer Wald zieht ſich durch die ganze Breite der Goldingen'ſchen Oberhauptmannſchaft bis zur Tuckum'ſchen Grenze; keine Hütte, kein Bach, kein See begegnet uns auf dem Wege, und während die Waldbäume immer verſchiedenartiger immer dichter, immer üppiger heranwachſen, verſchwindet das Menſchenleben immer mehr. Da endlich lichtet es ſich wieder und vor uns liegt, doch wieder rings vom Wald umhegt, ein weiter ſtiller See. Einzelne Hütten dunkeln aus ſeinen Uferbüſchen hervor, hier und da ſchwankt auch ein kleiner Nachen auf den bleifarbigen Wellen, welche bis zu den Rändern des Weges heranſpritzen. Eine verwitterte Bruſtwehr ſinkt zerbrochen zuſammen, unſchlüſſig, ob ſie ſich auf den ſandigen Weg hinlagern oder in die ſeichten Uferwaſſer hinabgleiten ſoll; und mitunter ſchlüpft ein ſchmalgeflügelter Waſſervogel ſcheu aufkreiſchend durch die trübe Nebelluft. Dazu träumen ein Paar baumreiche Inſeln inmitten des Sees; man ſieht ihr Ellernbuſchwerk zittern, man erkennt das Schwanken ihrer feinſtämmigen Hängebirken, aber nicht der leiſeſte Ton eines Rauſchens dringt zu uns herüber.

Dieſe Inſeln des Usmaiten'ſchen Sees ſind das Sterbelager des letzten Reſtes kuriſcher Unabhängigkeit.

Während nämlich die Wittwe des letzten Kettler, Anna Iwanowna,

von ruſſiſcher Macht geſtützt, in Mitau nach der Herrſchaft des Landes ſtrebte und Peter I. dieſen Plan durch ihre Verheirathung mit Menzikoff verwirklichen wollte, hatten die kuriſchen Stände auf einem eigenmächtig zuſammengetreteten Landtage den Grafen Moritz von Sachſen zum Herzoge erkoren. Der ritterlich abentheuernde Herr war von ſeinen Wählern umjubelt herangekommen, hatte im Sturme Anna's Herz erobert und des Nebenbuhlers Menzikoff Truppen zum kleinmüthigen Abzug gezwungen. So ſchien der Kampf zu allſeitiger Zufriedenheit entſchieden, und ſchon rüſtete man zur Hochzeitfeier des neuen Herzogs mit der Herzoginwittwe, als eine unerwartete Wendung der Dinge all dieſe Hoffnungen plötzlich vernichtete. Ein kuriſch Fräulein trug die Schuld. Marſchall Moritz fand ſie ſchöner und liebenswerther als die Herzogin. Da rief dieſe, von heißer Liebe zu blutigem Haſſe getrieben, von Neuem ruſſiſche Truppen gegen den Marſchall heran, gleichzeitig ward auf dem polniſchen Reichstage zu Grodno Kurlands Vereinigung mit Polen von Neuem beſchloſſen: ſo mußte der ringsumdrohte Prätendent mit den kleinen Häuflein ſeiner Getreuen aus dem herzoglichen Palaſte entfliehen. Doch gab er die Hoffnung noch nicht auf, ſo lang ihm vom kuriſchen Oberlande manch Fähnlein heimlich zugeführt ward. Während zwei ruſſiſche Heere unter Lacy und Bibikow mit überlegener Macht heranrückten, verſchanzte er ſich mit dreihundert Streitern auf der größten Inſel des Usmaiten'ſchen Sees. Dort hielt er ſich den ganzen Sommer (1727) über. Aber als von keiner Seite neue Hülfe und Unterſtützung kam, als ſelbſt viele ſeiner Getreuen von ihm abfielen, als allmählig auch ſeine Partei im Landesadel erſtarb, flüchtete er in ſtiller Nacht mit wenigen Soldaten von der Inſel, ſchlug ſich durch die Feinde und den Wald, verbarg ſich von Edelhof zu Edelhof und warf endlich die verſinkenden Hoffnungen auf den Herzogshut hinter ſich, um als Frank-

reichs Feldmarſchall die Schlachten von Berwick, Ettlingen und Philipps-burg ruhmvoll zu ſchlagen. — Unterdeſſen war aber im Mitauer Herzogsſchloſſe der Stallmeiſter Ernſt Johann Biren, ein Kind des Goldingen'ſchen Kreiſes, ſchlau und heimlich in die Gemächer der Her-zoginwittwe Anna hinaufgeſtiegen, ward Oberkammerherr der Kaiſerin und endlich Kurland's in Petersburg reſidirender Herzog. — — Die Birken und Ellern der ſtillen Inſeln im Usmaiten'ſchen See rauſchten über Moritz' zerfallenen Wällen hinweg, der Wald ſchloß immer engere Kreiſe um das ſtille Waſſer, das Menſchenleben ließ nur ein Paar Fiſcher zurück und die ſchmalgeflügelten Waſſervögel ſtreifen ſcheu auf-kreiſchend durch die nebelfeuchte Luft. —

Dicht hinter dem Usmaiten'ſchen See endet der Wald. Ein welliges Fruchtland durchrennen wieder die Roſſe; Seen, Flüßchen und Bäche ſchmücken ſich mit freundlicher Vegetation und langeſtreckten Edel-höfen, weite Felder wechſeln mit Waldbüſchen; überall regt ſich das Ackerbauleben, und wo die Hügel dichter zuſammenwachſen, ragt faſt immer aus ihrer Mitte ein Kirchthurm hervor. Mit großer Sicherheit darf man dort auf einen der kuriſchen Flecken rechnen, wie ſie eben in dieſem Landestheile in Menge vorgefunden und ſogar mit den Namen von Städten beehrt werden. Von ferne ſehen ſie auch ganz ſtattlich aus mit ihren kleinen bunten Häuſern, Gärten und Fruchtbäumen. Aber ſo wie wir hineinfahren verſchwindet alle Täuſchung. In den ewig ſchmutzigen, ungepflaſterten Straßen ſchleicht der Jammer im Ge-wande zerlumpter Litthauer, rennt das Elend in Geſtalt zerriſſener Ju-den, ſpreizt ſich die Rohheit viehiſch betrunkener Letten und Ruſſen. Sel-ten ſieht man einen friſchen, ſtraffen Menſchen; und wenn das über-müthige Viergeſpann des Edelherrn an den niedrigen Häuſern vorüber-ſauſt, verneigt ſich demüthig die ganze Städterſchaft vor dem einzigen

Manne mit voll ausgeprägten Zügen. Nicht einmal der Grund und Boden, auf welchem die Häuſer ſtehen, iſt dem Flecken eigenthümlich, noch immer dieſe Häuſer ſelbſt. Der Grund gehört den an dieſer Stelle von mehreren Seiten her zuſammengrenzenden adeligen Gebietsbezirken, die darauf gebauten Häuſer wurden nur auf Erbzins geduldet oder auch von den Grundherrn auf Spekulation errichtet und bald von krämernd handwerkernden oder handwerkernd krämernden Juden beſetzt. Weil ſie das Flachland nur ausnahmsweiſe duldet, ſo drängten ſie ſich beinah ausſchließlich in derartigen Anbauten zuſammen. Ja es giebt ſogar einzelne Flecken, in denen ſie wie in einem neuen Jeruſalem hauſen und wo die Synagoge zur Hauptkirche wurde, das chriſtliche Gotteshaus dagegen beinah nur geduldet ſcheint. — Man mag's daher den kuriſchen Edelherrn auch kaum verdenken, wenn ſie für jene Flecken keinerlei Neigung hegen. Es iſt dort Alles ihrem innerſten Naturell widerſtrebend. Sie kommen hier nur zuſammen, um Kreis- und Kirchſpielsverſammlungen abzuhalten; Jene aber, welche ihr „Landespoſten" daran feſſelt, leben eigentlich auch mit all ihren Intereſſen und Bezügen außerhalb der Stadt, auf den umliegen Edelhöfen.

2. Kurlands Nordſpitze.

Mehr als ſiebenhundert „Gebiete" ſetzen das Gouvernement Kurland zuſammen, und deren fünfhundert drei und zwanzig ſind Erbeigenthum der Indigena's kuriſcher Ritterſchaft, nur einhundert ſieben und ſiebzig der Krone gehörig, die übrigen wenigen im Beſitze der Städte. Buntgemiſcht liegen die adeligen Gebiete als Majorate, Mannes- und Weiberlehen, Pfandgüter und Familienſtifte durcheinander, in ihrer Ausdehnung eben ſo abwechſelnd, wie in feudaliſtiſchem Range. Meiſtens

ſind ſie jedoch von größerem Arealumfang als wir es bei den deutſchen Rittergütern gewohnt ſind, obgleich jene geſchloſſene Aneinanderſchichtung „wie Quadern,“ keineswegs in der von Kohl beanſpruchten Allgemeinheit vorhanden iſt, ſondern vielmehr der Fall ſehr häufig vorkommt, daß die Nachbargebiete mit langen ſchmalen Streifen ineinander hineinlaufen, wohl auch inſelgleiche abgeſchloſſene Strecken mitten in fremdem Gebiet ihrem Zubehör zuzählen. Eine organiſirte Zuſammenlegung der Grundſtücken hat ſogar noch nirgends Platz gegriffen. Dies gilt von Kurland nicht mehr oder minder, als von Liv- und Eſthland *).

Von allen Privatbeſitzthümern der Oſtſeeprovinzen das weitläufigſte findet ſich in Kurland, und umfaßt die Spitze jenes nordweſtlichen Dreiecks, deſſen Baſis wir bereits durchſtreiften. Ein Strich auf der Karte von Windau bis hinüber zum Nordende des Angern'ſchen See's am Rigiſchen Buſen würde ungefähr die Landgrenze dieſes Gebietes bezeichnen, welches das Herzogthum Anhalt-Köthen um mehr als drei Quadratmeilen an Größe überſteigt.

Dem Praktiker und Nationalökonomen mag es ein ganz unwichtiges Landende dünken, dem Wanderer iſt's eine neue Welt. Eine mehr als fünfzehn Quadratmeilen weite Einſamkeit liegt vor uns gebreitet,

*) Neuerdings haben einzelne Schriftſteller der Oſtſeeprovinzen verſucht, durch Geſchichten der Grundbeſitzthümer die Entſcheidung der mancherlei Streit- und Rechtsfragen zu befördern, welche in Folge jener Ineinandermiſchung der Grundbeſitze — abgeſehen von ſchwierigen Erbſchaftsprozeſſen — in den drei Provinzen entſtanden ſind. In Kurland ſteht, ſo viel uns bekannt, die Veröffentlichung eines derartigen Werkes bevor. Man fürchtete aber auch daß aus dieſen Forſchungen leicht wieder viele neue Rechtsſtreite ihren Urſprung nehmen möchten. Freilich unter ruſſiſcher Rechtspflege ein Anfang deſſen Ende nicht abzuſehen iſt. Es giebt jetzt bereits derartige Prozeſſe, welche über hundert Jahre ſchweben und ſchwebend erhalten werden im Intereſſe der einen oder andern Partei, vielleicht auch ihrer Vertreter und Richter, durch offenkundige Geldſpenden bei den höchſten Gerichtshöfen.

unberührt ſteht noch manches Waldſtück, wie's ſeit Jahrhunderten aufwuchs, langgeſtreckte Seen dehnen ſich noch nie beſchifft inmitten der Wildniß, kein Dorf, kein Flecken, keine Stadt lärmt auf dem weiten Gebiete, ſelbſt kein jüdiſcher Fitzelkrämer darf ſchachernd in dieſe Stille eindringen und nur einzelne verſtreute Menſchenwohnungen ſchlummern im Dunkel des Nadelholzes oder im Sande des Seeufers, deren gemeinſamen Mittelpunkt das Herrſchaftsſchloß Dondangen bildet.

Jahrtauſende mögen verfloſſen ſein, ſeit der Rigiſche Meerbuſen ein Meerbuſen iſt. Allein früher bildete er ſicherlich, wie der finniſche Buſen, einen Binnenſee, gleich ſeiner mächtigerern Nachbarin Oſtſee. Von der Nordſee ſchied ſich dieſe durch Dänemark; und deſſen Inſeln Fünen, Langeland, Seeland, Laland, wie Falſter und Möen ſind die Reſte der ehemaligen Landbrücke, welche vom Sund und den Belten durchbrochen ward. Eben ein ſolches Ueberbleibſel der Scheidewand zwiſchen Rigiſchem Meer und Oſtſee iſt jene weit hinausgeſchobene Ecke Kurlands, welche mit Kap Domesnäs ſo ſpitz endet, daß Zwei einander die Hände reichen können, während des Einen Fuß vom Waſſer der Oſtſee, der des Andern von den Wellen des Meerbuſens beſpült wird. Die Fortſetzung der Landenge iſt Oeſel, welches eine gleiche, nur felſigere Landzunge gen Domesnäs herabſendet und nordwärts beinahe mit der Inſel Dagö (Dagden) zuſammenſtößt, welche wieder durch die Inſeln Worms und Nucköe ihren ehemaligen Zuſammenhang mit dem baltiſchen Feſtland und die Eingrenzung des heutigen Meerbuſens zum Landſee andeutet. Wo jetzt Belte und Sunde, da war das Feſtland am ſchmälſten, ward darum von den Waſſern durchbrochen und legte ſeine losgeſpülte Erde an die (Meerbuſen-) Ufer des damals ebenfalls ſchmälern Kurland in immer neuen Schichten an, bis das jetzige Halbinſeldreieck zwiſchen beiden Waſſerbecken breitſchenklich aufgeſchichtet war.

Dieſe ehemaligen Verhältniſſe ſind auch noch keineswegs ſpurlos verſchwunden. In der Nähe des Oſtſeeſtrandes folgt als Ueberbleibſel der älteſten Dünen ein Höhenzug der Windau ziemlich parallel bis gegen ihre Mündung; und reiten wir von der Landesmitte gegen den Rigiſchen Meerbuſen hin, ſo ſind drei überdeckte Dünenreihen zu überklettern, ehe wir zur vierten, zum heutigen Strande gelangen. Auch weiſt alle Geſtaltung der Erdoberfläche und des Pflanzenwuchſes auf eine ſolche Vergangenheit hin. Zwar liegt der Wald als ſtundenbreiter Landgürtel ringsum über den drei innern Dünenreihen ausgebreitet; allein an der erſten und älteſten iſt er am dichteſten, der Boden bereits von Fruchterde, dem Erzeugniß erſtorbener Vegetation, in dicken Schichten überdeckt und außerdem ſtoßen wir hier auf wirkliche Felſen, die Gerippe des ehmaligen Uferlandes. Weiter ſeewärts liegt der Sand bereits offner zu Tage und als einzelne Blöcke ragen unbedeckt die ausgeſpülten Steine im ſpärlicher wachſenden Walde. Hinter der dritten Dünenreihe ähnelt dann der von Steingeröll überſäete Erdboden, drauf ein kümmerlich niedriges Kiefern- und Tannengehölz mühſam fortvegetirt, dem Seegrund immer entſchiedener, bis zuletzt der heutige Dünenzug ſeinen weißen todten Sand vernichtend aller Pflanzenentwicklung entgegenſetzt. — Von der ſüdlichen Breite der dreieckigen Halbinſel laufen aber längs der Meerbuſenküſte dieſe vier Dünenreihen ſich einander nähernd gen Domesnäs, um dort im gegenſeitigen Zuſammenſtoß und mit den Dünen des Oſtſeeſtrandes den Thron des für die Schiffer ſo bedrohlichen „Fürſten der blauen Berge" aufzurichten. — —

Lang und beſchwerlich iſt der tiefſandige Pfad am Ufer des Meerbuſens, ſelbſt wilder als am offnen Meere von Polangen gen Libau, doch nicht von jener entſetzlichen Erſtarrung, Abgeſtorbenheit, Lebensunmöglichkeit. Weit über die Mitte des von Riga bis Domesnäs

einwärtsgekrümmten Strandes muß man jedoch hinaufreiten, ehe die beiden Leuchtthürme, wie zwei feine Maſtſpitzen, aus den Meereswellen emportauchen. Gleichwie am Libauer Strande verdecken die Dünen jeden Einblick in's Land, wie dort bricht nur mitunter ein Bächlein ſeine Bahn hindurch; aber es klettert doch auch die wenngleich dürftige Waldvegetation bis an die Dünenhöhe herauf; und bisweilen ragt ſogar ein alter Fichtenſtamm rüſtig über das Krüppelgehölz empor, ja, an den „Strandgeſinden" rauſchen wohl auch dichte Laubholzbäume im friſchen Seewind. In der Ferne flattern dazu die Schiffe vorüber, mitunter trabt ein düſterer Lette auf ſeinem Rößlein vorbei oder es wagte eine grabesſtille Fiſcherhütte ſich unter den Dünen an die Meereswellen hinzulagern, während die auf langen Stangen aufgeſpannten Netze einförmig vom Winde hin und wieder geſchaukelt werden.

Je weiter wir vorrücken, deſto öfter muß unſer Roß über Zeichen des Wellentodes hinwegſetzen. Vermodernde Schiffstheile, von den Fluthen abgeſchälte Baumſtämme aus Liv- und Finnlands Waldungen, dann dicke Schichten tiefgeſchwärzten Seegraſes mit vertrockneten Tellerpolypen beſtreut und mit zahlloſen Seemuſcheln vermiſcht, mitunter auch ein Labyrinth von ungeſtalteten Steinblöcken — dies Alles verſperrt den Weg. Dabei wird es immer ſtiller, immer einſamer; nur das Meer rauſcht ſein uraltes Lied und die Möven umkrächzen uns mit ſterbenstraurigen Rufen. Graue, geſtaltloſe Wolken jagen am Himmel dahin, eine mattſilberne Sonne erleuchtet nur ſpärlich die nebelfeuchte Atmoſphäre. Und ob auch hier an den Ausflüſſen der Uferbäche die Menſchenwohnungen noch nicht völlig aufhören, ſo haben ſie ſich doch auf die Höhe der Dünen zurückgezogen, wo zuletzt die buntbemalten Wachhäuſer der vielgenannten „Strandreiter" der baltiſchen Küſten herabſchauen.

In dieſer Einſamkeit liegt trotz der kümmerlichen nordiſchen Vegetation, ſogar ein gewiſſer Zauber. Wunderſame Ruhe überkommt uns. Es iſt, als müßten hier alle Leidenſchaften der Welt zurückbleiben und als ſei Schmerz wie Jubel einer Menſchenmenge in dieſen Gegenden zu ruhigem Gleichmuth ausgeglichen. —

Noch machtvoller und erhebender wird dieſer Eindruck, wenn wir im Winter deſſelben Weges ziehen. Die Ecken, Kanten und Schroffheiten der Dünen ſind dann von klaftertiefem Schnee überdeckt, kaum ragen die äußerſten Spitzen der kleinen Schwarzholzbäume auf ihrem Rücken draus hervor, kein Bach rieſelt vorüber; über das ehmalige Bereich der Meereswellen legt ſich eine unbegrenzte weiße Fläche, umgeſtürzte Fiſcherkähne überwintern träge unter ihrer Schneedecke und kaum verrathen es kleine ſchwarze Fenſter, daß unter jenem rauchenden Schneeberg ein Fiſcherhüttchen verborgen liegt. Gebieteriſch waltet das Schweigen nah und fern; denn ſelbſt die Möven ſind verſtummt. — Kommen wir dann dem Meere näher und ſchreiten auf deſſen Decke dahin, ſo erkennen wir freilich, daß das Auge uns betrogen. Denn nicht zur glatten Fläche, ſondern zum vielzackigen Hügellande hat der nordiſche Winterfroſt den Wellenſpiegel umgeſtaltet. Reihenweis, gleich Fortſetzungen der Landdünen und ſtockwerkhoch ziehen ſich die Eisberge darüber hin. Man erſieht ganz deutlich, wie der Froſt allmählig erſtarrend vom Feſtlande vordrang, wie er jede windſtille Nacht benutzte, um ein Stück weiter zu erobern und wie die äußerſte Eiskante durch die vom Morgenwind aufgeſcheuchten Wellen alltäglich zerbröckelt und zu einem neuen, vielfach gezackten und gekanteten Wall aufgeworfen wurden. Dieſer gab dann in nächſter Nacht den Anhalt für das neue Vordringen des Froſtes. Nur in fernſter Blickweite und faſt unſcheidbar vom

ſchneedrohenden Himmel, zeigt ſich dann noch ein feiner dunkler Streifen, das Ueberbleibſel des lebendigen Waſſers.

So aber war es nicht, als wir zum letzten Mal an jenem Strand gen Domesnäs hinaufritten. Der kurze Sommer war gekommen und die nordiſche Pflanzenwelt that eben ihr jährlich wiederkehrendes Lebensgeſchäft in Eile ab, um nicht vom frühen Froſt überraſcht zu werden. Selbſt unter den wenigen Bewohnern des Geſtades herrſchte ein aufgeregtes Leben und luſtig glänzte die Sonne aus tiefblauem Himmel auf die ſpiegelglatte, ſpiegelblanke Waſſerfläche nieder. Denn am andern Tage fiel das Feſt Johannes des Täufers, der höchſte Feſttag des Jahres für Letten, Eſthen und Liven. Dazu bereitete ſich heut alle Welt. Darum waren die grauen Fiſcherhütten mit friſchem Grün geſchmückt, darum die Segelbote häufiger als ſonſt an das Ufer gezogen und mit Birkenzweigen, Fichtenreiſern, Tannenäſten überſchattet vom Rumpfe bis zur äußerſten Maſtſpitze. Frohſinniger als ſonſt ſcholl den Reitern der lettiſche Gruß: Lab dien, zehnigs kunks (Gutentag Herr) entgegen. Es war, als wolle hier oben der Beginn eines niemals dageweſenen Lebens erwachen. — Nur die Pflanzenwelt konnte damit nicht mehr Schritt halten, je näher die Nordſpitze heranrückte. Vorher waren die Dünen wohl ſpärlich, doch aber mit verſchiedenem Grün auf der Höhe geſchmückt geweſen, und ſelbſt im Sand ihrer Seeſeite ſickerte wohl mitunter ein grünlicher Anflug bis zum Strandweg herab. Allein je näher dem Landende, deſto dunkler und kümmerlicher erwachſen die Bäume und Bäumchen des Waldſaumes, bis endlich nur noch Kiefern und Föhren dem Boden ihre ſpärliche Nahrung abkämpfen. Je näher Domesnäs, deſto ſchmaler wird auch der Pfad, deſto ſchroffer ſpringen felsartig die Dünen aus den Wellen, deſto öfter müſſen wir weite Strecken Waſſers durchreiten, deſto häufiger droht ein von der ausge-

waſchenen Höhe überhängender Baum oder deren eine ganze Gruppe dem Reiter mit Vernichtung. Plötzlich ändert ſich auch Ausſehen und Gruß der Begegnenden, und anſtatt des gewohnten Lab dien ſchallt uns Isa mair entgegen. Denn ſo grüßen die Liven.

Von allen dunkeln Geſchichten der baltiſchen Lande iſt die dunkelſte jene der Liven. Selbſt die ſagenhaften Geſänge Ditrichs von Alnpeke kennen ſie nicht mehr als geſchloſſene Nationalität, nachdem ſie einſtmals dennoch der ungeheuern Fläche jenſeits des rigiſchen Buſens bis zum Peipusſee ihren Namen aufgeprägt hatten. Wahrſcheinlich ſind ſie ſchon bei den mythiſchen Kämpfen der Finnen bis auf dieſen unwirthlichen Landſtrich zurückgedrängt und dann von den Kuren und Letten dort eingeſchloſſen gehalten worden. Die Geſchicke ihres frühern Leben hatten ihre Thatkraft vernichtet und jeden Keim zu neuen Entwicklungen erſtickt. Nichts war geblieben, als ein abſchließendes Nationalitätsbewußtſein und demgemäß eine ſtrenge Abſonderung von allen Nachbarn. Dies iſt auch, was ſie bis auf dieſen Augenblick bewahrt haben, trotzdem daß nur noch etwa 300 Familien mit etwa zweitauſend Menſchen von ihnen übrig ſind. Etwa zwei Meilen nordöſtlich von Windau beginnen ihre Wohnungen am Oſtſeeſtrand und dieſſeits ungefähr auf der Hälfte des kuriſchen Meerbuſenufers. Faſt undurchdringlicher Wald mit tiefen Moräſten und weiten Moorbrüchen ſcheidet ſie inmitten des Landes ab und im Frühjahr, wenn die Schneemaſſen dieſer Nordlande ſchmelzen, ſind ihre Kreiſe vollkommen unzugänglich. So ſind ſie denn auch niemals verſucht geweſen, das charakterloſe Grau der lettiſchen Tracht, denen die ihre im Schnitt allerdings vollkommen gleicht, gegen ihre dunkleren Farben einzutauſchen. Und da ſie ein Volk des Seeſtrandes und des Waldes, ſo ſcheidet ſie auch jede ſonſtige ihrer Lebensgewohnheiten von den Letten. Jene begnügen ſich mit ſandalenartigen

Schuhen aus Birkenbaſt geflochten, mit denen ſie bequem über die Felder hinwegſchreiten und in denen das Sumpfwaſſer der Wieſen und Wälder herein- und herauslaufen kann. Die Füße der Liven ſtecken dagegen in hohen Stiefeln: denn ſeine Geſchäfte laſſen ihn faſt nicht aus dem Waſſer kommen. Die Letten bebauen den Acker und treiben Viehzucht; die Liven thun davon nur eben ſo viel als zum unumgänglichſten Bedürfniß nothwendig, kennen jedoch übrigens bloß den Fiſchfang und Seeverkehr. — Aber trotz dieſer energiſcheren Arbeiten und des unmittelbarern Kampfes mit den Elementen ſind ſie kein ſchöner, ja nicht einmal ein kräftiger Menſchenſchlag. Vielhundertjährige Bedeutungsloſigkeit ließ ſie körperlich und geiſtig verkümmern wie die Letten und Eſthen, nur noch in höherem Grade. Schwächlich, feig und hinterliſtig wurden die einſt ſo kriegfertigen Letten; einſylbig, träg und ſtumpf die Liven. Nur an ihrer Nationalität und Sprache hielten ſie eiferſüchtiger feſt. Während Jene da und dort ein Stücklein von Beidem um augenblickliche Vortheile preisgaben, ja wohl mit Beidem bei Ruſſen und Deutſchen ſpekulirten, ſchloſſen ſich die Liven nur immer enger aneinander, jemehr ihre Eigenthümlichkeiten von Außen bedroht waren. So bewahrten ſie auch ihre Sprache nur für ſich und lehrten ſie weder die Letten, noch die Deutſchen; doch ſuchten ſie ſoviel vom Lettiſchen zu erlernen, als ſie im nöthigen Verkehr mit den Nachbarn bedürfen. — Freilich ließ ſie dieſe Abgeſchloſſenheit auch in einem Zuſtande noch tieferer Unkultur als jene verharren. Ihr Fiſcher- nnd Schifferleben bedarf ja nur der Kenntniß des Meeres und des Umgangs mit den lettiſchen Klaſſen des Landes. So iſt denn unter ihnen, wie unter allen Völkern und Ständen, bei denen heftige Körperanſtrengungen mit fauler Ruhe in ſchroffen Gegenſätzen wechſeln, jeder Drang nach geiſtiger Ausbildung und nach regelmäßigem Erwerbe in tiefer Trägheit und maß-

loſer Gier nach übermäßigem Lebensgenuſſe verſunken. Nur eben ſo viel wird erworben, als zur Friſtung des Lebens nothwendig, und davon der größte Theil im Branntweinhaus vergeudet. Die Trunkſucht prägte denn auch ein Brandmal auf ihr Geſicht. Urſprünglich iſt deſſen Typus dem des Finnen ähnlich, wie ihre Sprache mit der finnniſchen verwandt iſt; allein die muskelkräftigen, wenngleich unſchönen Züge ſind nun meiſtens verſchwollen, die kleinen Augen von trüben Licht, die dicke Stumpfnaſe geröthet, die breiten Lippen häßlich gewulſtet. Das bei Männern und Frauen immer fahlblonde Haar hängt wirr und glanzlos um den Kopf, während ſelbſt der ſchmutzigſte Lette es ſorgfältig über der Stirn ſcheitelt. In ihren übrigen Sitten und Bräuchen, wie in der Einrichtung ihrer Häuſer vermag man jedoch die Liven allerdings kaum von den Letten abzuſcheiden, und wer dem innern Weſen dieſes Stammes fremd iſt, mag nur in den häufigen Schlägereien im Kruge die Offenbarungen des aus alter Zeit in die Gegenwart verſchleppten gegenſeitigen Nationalhaſſes erkennen.

Dadurch, daß die ſo kleine Zahl der Liven ſich nur untereinander verheirathet, ſind alle miteinander verwandt; und vielleicht mag darin auch der Grund für die geringe Fruchtbarkeit ihrer Ehen ligen. Seit etwa dreißig Jahren ſoll ſich ihr Stamm um zweihundert Köpfe vermindert haben; ſchreitet dieſes Verhältniß in gleichem Maße fort, ſo leben in etwa dreihundert Jahren nur mehr zehn Menſchen echtliviſchen Blutes in der ganzen weiten Welt. — Freilich ſind ſie als Stamm und Race jetzt bereits für die weite Welt ſo gut wie verſchwunden; allein in ihrer Eigenthümlichkeit, in ihrer Rohheit, ihrem Stumpfſinn und ihrer Abwehr alles Fremden gehören ſie doch ganz genau zu dem Landende, welches ſie bewohnen.

Man weiß wirklich kaum, was öder und unſchöner wird, je näher

man dem Kap Domesnäs gelangt: die einſchrumpfende Pflanzenwelt oder die Geſichtszüge des verwitternden Livenvolkes. Wo jetzt irgend die Dünen einen Zwiſchenblick in das nun ganz ſchmale Land offen laſſen, da liegt der weiße Sand, ein Leichentuch, zwiſchen den Kiefern gebreitet. Verſchwunden iſt alles Unterholz und Buſchwerk, dagegen rücken die Oſtſeedünen immer näher heran und das Brauſen des offnen Meeres rauſcht mit dem des Meerbuſens zuſammen. Vor uns aber heben ſich nun aus den ſchweigſamen Waldgipfeln zwei kleine Thürme, nachdem die Leuchthürme dahinter verſanken: der eine ſitzt auf einer kleinen hölzernen Kirche, der andere, weiter landeinwärts, auf einem ſteinernen Hauſe. Dorthin führt unſer Weg, es iſt die Wohnung des Leuchtthurminſpektors.

Beinahe ſeit einem Vierteljahrhundert lebt dieſer Mann mit den Seinen in dieſer Vereinſamung. Er iſt ein Deutſcher und ein völlig durchgebildeter Mann, ſein nächſter Nachbar, mit dem er Umgang pflegen mag, wohnt an ſechs Meilen entfernt. Das iſt der Pfarrer des hölzernen Kirchleins auf der Düne. Aller vier Wochen kommt er einmal herangefahren, um dort zu predigen und nach der Predigt geht er zum „Bakeninſpektor“ herüber, um ihn von der Welt zu erzählen, die ihm bereits näher liegt.

Auf jenes Kirchlein bleibt allein die Ausſicht vom Hofraume der Wohnung des Leuchthurminſpektors beſchränkt, ſonſt iſt ſie ringsum von den letzten Ausläufern des Strandwaldes umſtanden. Selbſt das Meer erſchaut man nicht. Aber ſein Brauſen und Rauſchen tönt herein in die ſogar des Sommers geheizte Stube und ſein Toſen dröhnt zwiſchen die Pauſen des Geſpräches. Um es jedoch zu ſehen, muß man das Thürmchen erſteigen, welches auf dem Hausdache reitet; und es iſt dort ein ſeltſamer Umblick. Denn dicht über den Gipfeln des Wal-

des, wie auf einem mitten draus emporgewachſenen Baume ſtehen wir, das Hausdach und Gehöft unter uns iſt dem Blicke verſunken, vorwärts, rechtshin, linkshin vom unbegrenzten Waſſerſpiegel umgeben, breitet ſich der Schwarzwald, und wie eine üppige Moosdecke rückwärts bis zum Horizont. Selbſt der Glockenthurm des Kirchleins ſcheidet ſich nur unbedeutſam aus den Kiefern; einzig nordwärts lagert ein ſchmaler Sandſtreifen zwiſchen dem Wellengelbgrün und Kiefernſchwarzgrün. Auf dieſem weißen Streifen ſtehen die beiden ſandfarbigen Leuchtthürme, dieſe wichtigen Erdſterne der Schifffahrt zwiſchen Domesnäs und Oeſel.

Der alte Leuchtthurminſpektor hatte lange auf das Meer geſchaut, als ob er's vorher nie erblickt und dann ſagte er: „Ich möchte wohl einmal wieder die Welt ſehen und recht viel fröhliche Menſchen; denn unter den ſeltnen Gäſten meines Hauſes ſind immer zehn Verunglückte, ehe mal ein Froher kommt. Früher konnte ich wenigſtens zur Heuernte hinunterfahren nach Schloß Dondangen, wenn die Gebietsleute im Hofe geſpeiſt wurden und nachher tanzten; da waren meine Söhne noch im Haus und mochten inzwiſchen den Dienſt verſehen. Aber ſeitdem ſind ſie unter die Menſchen gegangen und ich bin nun mit der kranken Frau allein und darf den Poſten nicht verlaſſen. — 's iſt aber kein leichter Poſten, meine Herrn! Die ſechzig Jahre und die Gicht, welche mir ſeit dem Vorfall in den Gliedern liegt ....“

„Was iſt das für ein Vorfall?“

„Nun das erzähle ich heute Abend. Jetzt eilen Sie nach den Baken; die Sonne will bald untergehen — und mit dem Abend kommt Nebel“ — fügte er nach einer kleinen Pauſe bei, indem die alten Augen ſtarr in die Sonnenſcheibe blickten. „Ihre Pferde laſſen Sie nur im

Stall, Sie kommen noch ſchneller zu Fuß dorthin, der Sand iſt zu tief für die Thiere."

Er hatte Recht. Jeder Schritt vorwärts iſt eine Eroberung, denn bis an die Knie ſinkt man bei jedem in den ſtaubfeinen Sand. Dazu geht es mählig bergauf und ein ſo eiſiger Wind pfeift durch den ſparſamen Kiefernwald, daß man ſich tief in die Wintermäntel wickeln muß, während Hände und Geſicht vor Kälte ſtarren, ſelbſt wenn, wie damals, der heiterſte Himmel und die Sonne des 23. Juni lacht. — Endlich endet der Wald mit ein Paar krüppelhaften Bäumen; etwa hundert Schritte vorwärts beginnt die See und zu beiden Seiten iſt ſie nicht funfzig Fuß weit entfernt. Wie eine Fortſetzung der Meereswellen wogt fortwährend der Sand auf dieſem letzten Ende Kurlands und das letzte Ende dieſer Sandfluthen bilden drei Gebäude: zwei ſteinerne Leuchtthürme und ein hölzernes Wachhaus, für deſſen Pforte, Sims und Firſt die bunten Zierrathen zertrümmerter Schiffe einen traurigen Schmuck abgeben. —

Durch das wilde Wogengebraus erſchallt der langgezogene Schrei der in's Gewehr rufenden Schildwache; eilig ordnet ſich die Mannſchaft in Reih und Glied; dann tritt der Korporal dieſes äußerſten Vorpoſtens ruſſiſcher Heeresmacht mit militäriſchem Gruße heran. — Wahrlich, ein eigenthümlich Gefühl erregen dieſe ſoldatiſchen Ehrenbezeugungen ſo inmitten tiefſter Urſprünglichkeit der Elemente, ſo in fernſter Abgeſchiedenheit vom Drängen und Treiben, vom Krieg und argwöhniſchen Frieden der Welt. Und wer dies hier erlebte, muß noch oft des Augenblicks gedenken, wenn er nachher einmal auf dem Marsfelde zu St. Petersburg die ſtolzen Garderegimenter, die wilden tſchernomorskiſchen Koſaken, die gold- und ſeideglänzenden Tſcherkeſſen, die dreißig Tauſende aller Waffengattungen vorbeiparadiren ſieht, während die rauſchende

Janitſcharenmuſik von mehr denn dreihundert Hautboiſten dazwiſchenjauchzt und der markerſchütternde Wirbel von mehr als eben ſo viel Trommeln die Lüfte durchbebt und die Kanonen der Peter-Pauls-Citadelle über die Newa herüberdonnern und endlich der weiße Czar in aller Herrſcherpracht vorbeigallopirt, umſchwirrt von Hunderten der Generale, umjubelt von den Bartruſſen und den eleganten Vornehmen der Reſidenz. — — Wenn dieſer Kaiſer einmal hier ſtünde; aber ganz allein, nur die ſechs Strandreiter vor ihm, über ihm der graue Sturmhimmel, hinter ihm die wildbewegten Föhren und ringsum die brandenden Wogen .....

So weit an die äußerſte Kante des Vorgebirges ſind die beiden Leuchtthürme vorgeſchoben, daß man vom kleineren rechts, links und vorwärts nicht mehr zehn Schritte trocknen Fußes machen kann. Und etwa zwanzig Schritte rückwärts in der Richtung gen Riga ſteigt die zweite Bake ziemlich doppelt hoch empor. Beider Stellung gegen einander und gegen das Fahrwaſſer iſt von höchſter Wichtigkeit für jeden Schiffer, der von der Oſtſee kommend nach Riga ſegeln will. Sowie er ſie noch auf offnem Meere vor der Enge zwiſchen Oeſel und Domesnäs entdeckt, muß er Meſſungen anſtellen, ob der Zwiſchenraum zwiſchen ihnen die richtige, auf der Seekarte verzeichnete Breite zeigt. Iſt dieſe gefunden, ſo muß der angenommene Kurs noch ſo lang feſtgehalten werden, bis die Feuer in eines verſchmelzen und dann noch immer ſo lang, bis ihr Zwiſchenraum wieder die vorgeſchriebene Breite zeigt. War nun der Kurs vollkommen richtig, ſo müſſen jetzt vier Leuchtfeuer am Horizonte ſtehen: rechtshin die unſern, linkshin das von Oeſel, vorwärts das auf Runö. Jede Abweichung von dieſer Bahn bringt unausweichliches Verderben: denn ſüdlich ſtrandet das Schiff auf den untiefen Sandbänken von Domesnäs, nördlich an den überflutheten

Felsklippen von Oesel. — „Dies geschieht aber nicht selten" — sagte später der Inspektor. „In den zwei und zwanzig Jahren, daß ich hier sitze, strandeten allein in meinem Bereich an dreißig amerikanische, englische und französische Schiffe. Das kommt daher, weil die Engländer und Amerikaner so viel trinken und die Franzosen so leichtsinnig sind. Könnte mir's wenigstens nicht anders erklären, wie's in derselben langen Reihe von Jahren nur zwei Deutschen eben so ergehen konnte; und diese führten ungefähr eben solche Kapitäne."

Eine langathmige Wendeltreppe steigt im höhern Leuchtthurm zur Laterne empor. Gleichförmig nach allen Seiten, selbst über die Landseite wieder hinaus in's Meer strahlt das stehende Licht ihrer konzentrisch geordneten Lampen. Doch ruht ihr Feuer vom Ende des Mai bis zum Anfange des August. Früher kannte man aber die Lampen mit überstilberten Reflektoren keineswegs auf diesen beiden Pharen und bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein existirte hier überhaupt nichts von all dem künstlichen Leuchtthurmmechanismus der Gegenwart. Ein ungeheures eisernes Becken nahm vielmehr die ganze Rundung der heutigen Laterne ein und darin brannten nachtüber die harzigen Waldstämme mit stockwerkhoher Flamme frei in das Dunkel hinaus. Freilich verlöschte dann Sturm und Gußregen diese Feuer oder hüllte sie doch in einen undurchdringlichen Qualm eben während der gefährlichsten Nächte. Trotzdem rief nicht sowohl dieser Uebelstand die jetzige Einrichtung hervor, sondern es mußten erst entsetzliche Greuel geschehen, ehe man an Verbesserungen dachte.

Nordwärts von Oesel, am Eingange des finnischen Meerbusens, liegt nämlich die kleine Insel Dagö und beinahe noch gefährlicher als das Fahrwasser bei Domesnäs ist der Sorla-Sund zwischen dem öselschen Nordstrand und ihrem Südkap Serro. Dort wohnte ein Freiherr

von Sternberg aus liviſchem Stamm. Wenn nun Sturm und Meer am wüthendſten gegeneinander kämpften und die Feuer von Domesnäs unſichtbar machten, entzündete er zwei Feuer auf Klippen mitten in den Wellen. Dorthin ſteuerten die irregeleiteten Schiffe und dort ſtrandeten oder zerſchellten ſie. Vernahm er nun Nothgeſchrei, ſo ſegelte er anſcheinend zur Rettung herbei; aber wer lebend in ſeine Hände fiel, ward ein Opfer des Todes, die Schiffsladung eine Piratenbeute. So trieb er ſein entſetzliches Gewerbe Jahrelang, bis ihn endlich einer der eignen Genoſſen verrieth. Er wurde nach Sibirien verbannt und jetzt, da kein Zeitgenoſſe mehr lebt, will ſein Enkel den Prozeß gegen ihn von Neuem aufnehmen und ſeine Unſchuld beweiſen laſſen. — Ein überflüſſig Beſtreben! Wäre er auch unſchuldig — das Volk wird dennoch ſeine Ueberlieferungen feſthalten und kein Schiffer dieſen Gegenden nahen, ohne davon zu erzählen. Die ſpäte Rechtfertigung bleibt ohne Glauben; laßt die Todten ruhen! — —

Von der Spitze des Leuchtthurmes verſchwindet vorwärts und ſeitlich dem Blicke das Land vollkommen; nur die ungeheure, landeinwärts mehr und mehr gebreitete Kiefernwipfeldecke bleibt übrig. Außerdem nichts als Wellen und Todteneinſamkeit. Doch wunderſchön erglänzte an jenem Johannisvorabend die ganze Meeresfläche, indem die letzten Sonnenſtrahlen darüber hinzitterten und ihre Waſſer in tauſend Farben und Lichtern aufleuchten machten. Daraus hervor ſchäumte nordweſtwärts kryſtallreich ein langer, ſchmaler Wogenſtrich; denn dort hinaus ſtrecken ſich die Untiefen der vorgeſchobenen Sandbänke des „Fürſten der blauen Berge.“ Und wo die Sandflächen auf Minuten zu Tage kamen, glänzte es ſchneeweiß, wie Millionen wehender Tücher; denn auf dieſen Stellen ſammelten ſich augenblicklich unzählbare Schaaren von Möven. Wenn dann das Auge ſich dem blendenden Glanze

gewöhnt und längs dieſer Brandung über ſie hinausblickt, ſo hebt ſich am fernſten Ende des Meeres ein graulicher Punkt. Man erblickt dort die Oeſel'ſche Südſpitze Swalferort. Und ſchaut man oſtwärts in den Rigiſchen Meerbuſen, an den hundert flatternden, damals roſenrothen Segeln vorüber, ſo erkennt man ein zweites Inſelland: Runö. Außerdem iſt jedoch nirgends eine Unterbrechung der Waſſerfläche zu gewahren. Erſt ein ſehr genauer Hinblick bei matterer Beleuchtung lehrt uns, wie längs der nördlichen Brandung die Waſſer der Oſtſee und des Buſens ſich genau von einander abſcheiden: reingrün bis auf einen leichten olivenfarbigen Anflug iſt die Oſtſee, gelblichgrün der Meerbuſen.

Die Sonne war unterdeſſen geſunken, gleichzeitig der Vollmond am öſtlichen Horizonte ſichtbar worden. Nicht zwei Minuten ſpäter — und Meer und Land und Himmel und Abendröthe und Mondglanz ſind verſchwunden. In ungeheuern Maſſen walzt, jagt, fliegt der Nebel von allen Seiten heran; tiefe Dämmerung ſinkt nicht, ſondern ſtürzt herab und umhüllt alle Umgebung ſo dicht, daß auch das Wachhäuschen völlig darin verſinkt, ja ſelbſt der kleinere Leuchtthurm nur wie ein ſchwarzer Luftſtrich erſichtlich bleibt. Gleichzeitig mit dem Nebel ſtürmt auch ein heftiger Windſtoß heran. Lauter toſen die unſichtbaren Wellen und bald brüllen ſie, wie in wildem Sturmwetter aus dem Dunkel herauf. Dazu brauſ'te der Wind nicht mehr, ſondern erklang hohl und pfeifend. Und in all dieſen ſinnebefangenden Lärmen hinein jammerten die Möven ihr ſterbenstrauriges Geſchrei wie Todesmahnungen und kamen zur Brüſtung des Leuchtthurmes herangeflattert, um gleich den Opfern des Meeres aus dem mächtigen Nebel aufzutauchen und in ihm wieder zu verſchwinden. — Die Gefühle dieſes Augenblickes auf dem Leuchtthurme, der nun daſtand, wie ein von aller Menſchenhülfe ferner Felſen inmitten der Fluthen, laſſen ſich kaum ſchildern.

Ein unwillkührlich Beben durchzittert die Nerven und darüber hohnlacht gleichzeitig das Bewußtſein der Gefahrloſigkeit. Ein unbeſchreiblicher Trübſinn bemächtigt ſich des Herzens und dazu fragt der Verſtand: warum ſo grundlos? Wie die Begegnung des Unerhörteſten durchſchüttert's unſere Seele und neben uns ſpricht eine Stimme: ſo iſt's hier beinah nach jedem Sonnenuntergang. Aber das Sicherheitsbewußtſein, die Ueberlegung und das Beſſerwiſſen können dennoch jener Gefühle nicht vollkommen Herr werden, bis die ſtäubenden Sandwogen und die geſpenſtiſch bewegten Föhren wieder durchwandert ſind und die wohnliche Stube des Bakeninſpektors uns entgegenleuchtet.

Bald verwiſcht dort die Unterhaltung des alten Mannes den letzten Seelenſchauer. Da ſpricht er von den Stürmen, wie ſie dieſe Nordſpitze im Herbſt und Winter umtoſen, und wie dann auf den Leuchtthürmen die Wachen verdoppelt würden und er ſelber mit den Seinen abwechſelnd immer von Neuem auf das Thürmlein ſeiner Wohnung ſteige, damit ja kein Schiff überſehen werde und kein Nothzeichen verabſäumt. Dann erzählt er wieder, daß das Klima auf dieſer Landſpitze, wie ganz Kurlands, in den letzten zwanzig Jahren ſich immer verändert habe und immer unbeſtändiger geworden ſei, wenn auch eben nicht kälter. Doch ſei es immerhin noch nöthig, daß er die Paar Fruchtbäume ſeines kleinen Gartens Jahrelang mit Stroh und Matten umwickele, ehe er ſie des Sommers frei ſtehen laſſen dürfe; im Winter umbaue er die halbwüchſigen auch noch außerdem mit Holzkiſten und trotzdem ſei ihr Fruchtertrag ſpärlich genug. Auch gediehen die Früchte doch erſt auf dem Stroh zur rechten und vollen Reife. „Denn im Sommer läßt das Meer keine Wärme länger als zwei bis drei Tage ausdauern; doch dafür läßt's auch im Winter die härteſten Froſtgrade des übrigen Landes nicht hierherdringen. — Ach, das Meer iſt überhaupt ein guter

Nachbar und man liebt's immer mehr, je länger man's kennt. Selbſt wenn ein Schiff in Gefahr iſt und ich die Strandbauern heranrufe und wir die Rettungsboote flott machen — ſelbſt dann habe ich's lieb. Denn wenn die Signalſchüſſe vor Sturmgeheul kaum zu hören und die Nothflagge vor „Stiemwetter" kaum zu erkennen iſt und die Brandung uns immer wieder zurückſchleudert, dann denke ich: dein alter Nachbar will dich bewahren, daß dich der Sturm nicht faßt. Ja das Meer iſt gut, die Wellen tragen und heben uns und auf offner See iſt nicht viel zu fürchten; aber der Sturm iſt ein böſer Geſell und da, wo das Meer nicht ſo recht zur Macht kommt, am ſchlimmſten. Der will Tod und Verderben. Der war auch damals an dem Vorfalle Schuld und das Meer hat uns damals gerettet."

Da war nun wieder „der Vorfall", das wichtigſte Lebensereigniß jenes Mannes, an deſſen Erinnerungen ſein Alter zehrte. Und nach vielen dringenden Bitten gab er davon ausführliche Nachricht.

Wie erwähnt, muß der Leuchtthurminſpektor bei jedem Wetter auf's Meer, ſobald ein Schiff um Hülfe ruft; er leitet die Rettung der Mannſchaft und die Bergung der Ladung. Dabei iſt er freilich auch gleichzeitig Exekutor des härteſten Strandrechtes. Denn am ganzen baltiſchen Strande fällt dem Beſitzer der Uferſtrecke, wo die Waaren geborgen werden, ein Viertel der Ladung anheim; ein Viertel dieſes Viertels nimmt dann wieder der Staat für Unterhaltung ſeiner Strandreiter in Anſpruch. Da war es nun vor etwa zehn Jahren im Oktobermonat, als ein furchtbarer Nordweſtſturm hier oben wüthete. Bei ſinkender Nacht ward ein Schiff mit verkehrter Flagge vom Leuchtthurme her ſignaliſirt und ehe man noch die Rettungsboote flott machen konnte, klang hülferufend Schuß auf Schuß. In vier Booten fuhr der damals noch rüſtige Bakeninſpektor auf das Meer hinaus und trotz des Stur-

mes kam man endlich in die Nähe des Schiffes. Aber bis an deſſen Bord zu gelangen, war unmöglich; denn rings um daſſelbe ſchäumte eine unüberwindliche Brandung. Auch ward die Nacht ſo dunkel, daß die Taue vom Schiff nach falſchen Richtungen ausgeworfen und von den Helfern nicht aufgefangen wurden. Gleichzeitig erhob ſich der Sturm von Neuem nach einer andern Himmelsgegend umſpringend, brach die Maſten, ſo daß ſie mit der Takelage gegen die heranſtrebenden Boote geſchleudert und dieſe, von ſolchem koloſſalen Netzwerk in ihren Bewegungen gehindert, ſelber von der Gefahr des Unterganges auf's Aeußerſte bedroht wurden. Um freien Raum zu gewinnen, ſtachen ſie eiligſt in die offne See und wollten nun von einer andern Seite an das Schiff heranzubringen verſuchen. Da faßt ſie urplötzlich der Sturm und zerſtreut die kleine Lootſenflotille. Umſonſt alles Rufen, umſonſt alles Schießen, umſonſt das Anbrennen von Strohwiſchen. Sie bleiben getrennt. Nun ſucht jedes Boot einzeln dem Schiffe zuzurudern. Aber wohin in dieſer undurchdringlichen Finſterniß? Wo liegt das Schiff? Ja, wo ſind Oſten und Weſten, Norden und Süden? — Auf gerade-wohl ſteuerte der Inſpektor, während der Sturm immer heftiger wüthete. Da bricht das Steuerruder und man muß in dieſer höchſten Gefahr auch den Segelmaſt käppen; und nun irrte das gebrechliche Fahrzeug ſteuer-los, ſegellos auf der empörten Waſſerfläche umher. Endlich tagt der Morgen, doch ſieht man nirgends das Anzeichen einer Küſte. Kaum reichte der Proviant für etwa vier oder fünf Tage und dabei war die ganze Bemannung todtmatt von den Anſtrengungen der verfloſſenen Nacht. Allein noch ſieben Tage und noch acht Nächte kamen, gingen eben ſo; die Wellen wurden wieder ruhiger und wieder ſtürmiſcher; das Boot irrte noch immer, von den entkräfteten Menſchen kaum mehr gelenkt, ein willenloſes Spielzeug jedes Luftzugs, jeder Welle. — Wo war die

Heimath, wo überhaupt eine Küſte? Kam denn kein Schiff des Weges?

Auf der kuriſchen Nordſpitze herrſchte unterdeſſen troſtloſer Jammer. Die übrigen drei Boote waren zurückgekehrt, jenes Schiff war am Morgen ſpurlos verſchwunden geweſen, vom vierten Boote wußten ſie nichts zu erzählen, viel unkenntliche Trümmer und Schiffsreſte trieben die Wogen zum Strand, viel traurige Kunden von geſcheiterten Schiffen irrten durch's Land. Die Frau des Inſpektors weinte im einſamen Hauſe ſchmerzliche Wittwenthränen und die Behörden ſchickten ſich bereits an, unter den Kandidaten für jenen Poſten eine Wahl zu treffen. Da landete auf einmal am ſiebzehnten Tage nach jener Sturmnacht der Inſpektor mit ſeinen drei Gefährten in demſelben Boote, auf welchem ſie hinausgefahren, und an derſelben Stelle, von wo ſie abgeſtoßen waren. Alle waren wohlbehalten. Denn am achten Tage ihrer Irrfahrt hatte man ihre Nothzeichen endlich auf einem vorüberſegelnden Schiffe bemerkt, nachdem bereits drei oder vier achtlos vorbeigefahren waren; dort hatte man ſie aufgenommen, geſpeiſt, getränkt, mit Kleidern verſehen und endlich im Hafen von Reval abgeſetzt. Von da aus hatte zwar der Inſpektor nach der Heimath geſchrieben, aber der Brief kam erſt am Tage nach ſeiner Rückkehr zu der nördlichſten Menſchenwohnung Kurlands herauf. Er ſelber ſtieg mit ſeinen Genoſſen, ſowie die Schäden des Bootes ausgebeſſert waren, auf ein ankerlichtendes Schiff und dieſes hatte ihn nun im Angeſicht des Kap Domesnäs mit ſeinem Boot in das Meer hinabgelaſſen. „Drum ſage ich immer, das Meer iſt mein lieber Nachbar und der Sturm iſt dem Meere, wie den Menſchen feind. Streiten dann die Gewaltigen gegeneinander, ſo müſſen's die Menſchen büßen, die ſich hineinmiſchen, wie ja immer die Kleinen beim Kampfe der Großen am ſchlechteſten wegkommen."

In die Erzählung war es ſchon manchmal von draußen wie ein Geſang hereingeklungen und jetzt erſcholl es ganz deutlich „Jahn ligho! Ligho jahn!“ — Das war der Sang der Letten und Liven in der Johannisnacht. Ligho war der Gott der Luſt ihres Heidenthumes. Wie die Thyrſusſchwinger, die Evoërufer glücklicherer Himmelsſtriche, ſo tanzen, jauchzen und ſingen auch hier im Norden die Letten und Liven in dieſer ganzen Nacht, bis der leiſe Dämmerſchein, welcher vom Weſten nach den Oſten durch den Norden gezogen iſt, wieder zum hellen Morgen wird. —

Auf dem Thurme des Inſpektorhauſes blickte ſich's in jener Nacht herrlich in die Runde. Blau war wieder der Himmel und in klarſter Schönheit ſtrahlte der Vollmond auf Land und See hernieder. Ueber der ſchwarzſammetnen Decke der Waldwipfel ſpielte ein ſilberner Lichtduft, wie ein unermeßlich breiter Kryſtallgürtel glitzerte ringsum das Meer. Zwiſchen Wald und Fluth lief aber ein gluthrothes Duftband, der Abglanz der Johannisfeuer am Strande; hier und da brach wohl auch eine dunkler glühende Feuergarbe aus den Waldlücken hervor, ja, gleich ausgeſäeten Funken hüpften die Flammen am meilenfernen Ufer in Riga's Nähe. Dazu tönte es bald lauter, bald leiſer, ob ſelbſt in der Freude mit traurigem Beiklang: Jahn ligho! Ligho jahn! und das Meeresbrauſen und das Waldrauſchen wogten unſcheidbar herüber, hinüber. Draußen aber zog in der Kryſtallfluth ein Schiff mit wallenden Segeln durch die Mondſcheinnacht. Jahn ligho! Ligho jahn!

Auf die Mondnacht folgte ein ſonnenheller und ſo vollkommen ſommerlicher Tag, daß man meinen konnte, die ganze hieſige Natur habe ſich über Nacht in ein ſüdlicheres Leben umgewandelt. So warm,

lind, licht und erquickend war die Luft, wie ſie's nur irgend in Süddeutſchland zu ſein vermag; ſelbſt in den Föhren jubilirten die Vögel ſo laut, daß es hereinklang in die Wohnſtube des Leuchtthurminſpektors, von deren Fenſtern in eiligen Tropfen der Dunſthauch herabrieſelte, womit ſie die Nachtkühle überzogen hatte. Und mit dem Vogelgeſang ertönte von dem hölzernen Kirchlein eifrig die zum Gottesdienſte rufende Glocke.

Da kamen die Liven auf ihren mit Strohbündeln ausgepolſterten Arbeitswagen herangerollt, dann kamen die Letten des Strandes von fernher, Männer wie Frauen zu Roß. Alle ſtellten ihr Fuhrwerk und ihre Pferde im Hofe des Inſpektors ein, welcher bald einem bunten Jahrmarktsplatze glich. Lab dien, Isa mair, Bal tien und ſo allerlei lettiſche und liviſche Begrüßungsformeln, ſeltner ein deutſcher Laut, klangen bunt durcheinander. Auch Sdravie gelaiem — gute Geſundheit — der ruſſiſche Soldatengruß, ſchallte dazwiſchen. Denn die Strandreiter hatten ebenfalls ihre Sonntagsuniform übergehängt, um auf dem Kirchplatze die einheimiſchen Schönheiten zu begrüßen. — Allein unter dem ganzen Menſchenknäuel ſah man weder ein Männer-, noch ein Frauenantlitz von edlen Formen. Denn obſchon man glauben könnte, die dünne Stimme des kleinen Kirchleins in einſamer Wildniß habe einen lauteren Klang als manche goldgeſchmückte Kathedrale, da ſo verſchiedene Nationalitäten dadurch verſammelt wurden, ſo war doch beinah allen Geſichtern der Ausdruck des jochbewußten Sklaven aufgeprägt.

Als wir heraustraten und ringsum der ſklaviſche Gruß in tiefem Verneigen ſich hören ließ, waren die verſchiedenen Gruppen genauer zu ſcheiden. Liven machten die Hauptmenge aus und ihnen ſchloſſen ſich die Letten an. Dazwiſchen ſchlenderte die Ariſtokratie dieſer Gemeinde

umher: einige wenige Deutſche, welche aus den Wäldern herzugekommen waren, wo ſie ihr einſames Leben als Buſchwächter, Waldkrüger und Müller verbringen. Auch ſtand ſeitab ein kleiner Haufen ſchlanker Leute in fremdländiſcher Tracht mit friſcheren Geſichtern. Rothbraune enganliegende Jacken, knappe Beinkleider, die in halbhohen Stiefeln ſtaken und an den Näthen mit rothem Verſtoß verziert waren, umſchloſſen ihre Glieder; auf dem dunkelbehaarten Kopfe ſaß eine gleichfarbige und ähnlich geſchmückte Schiffermütze. Das waren Bewohner der Inſel Oeſel, welche ihre kräftigen Arme den Sommer über dem Beſitzer von Dondangen verdungen hatten, um im Herbſt mit dem Erwerbe wieder nach der Heimath zurückzukehren. Eben landeten aber noch neue Boote. Daraus ſtiegen ſtarkknochige, blonde Männer, mit feſtgewitterten Geſichtern, dann Frauen mit langen goldblonden Haarflechten und edelgeformtem Antlitz, endlich ſtämmige, kerngeſunde Kinder — Alle in faſt ſchwediſche Bauerntracht gekleidet. Es war die ſchönſte der verſammelten Menſchengruppen.

Bei unſerm Nahen trat ein Alter aus ihrer Mitte, den breitkrämpigen Hut ziehend. — „Wer ſeid Ihr?“ — „Mannen von Runö, Herr“ — war die deutſche Antwort.

Das alſo waren die Runen, deren man immer und immer wie eines beinah ſagenhaften Volkes an den Meerbuſenufern erwähnen hört, Bewohner jener Inſel, deren Leuchtfeuer uns nach der glücklich überwundenen Gefahr des Seeweges um Kap Domesnäs begrüßt, deſſelben kleinen grauen Fleckens am öſtlichen Wellenhorizonte, welchen man vom Leuchtthurme aus nur mühſam entdeckt. — Das raſch angeſponnene Geſpräch mit ihnen, bei welchem freilich unſer beiderſeitiges Deutſch ſo vielfach von einander abwich, daß manche Rede auch beiderſeits unverſtändlich blieb, ward durch das zweite Kirchengeläut unter-

brochen. Freundlich grüßend gingen die Runen zum Gotteshaus, knechtiſch ſich verneigend die Letten und Liven, welche bis dahin die Unterhaltung mit ſtumpfen Geſichtern neugierig horchend umſtanden hatten. — — —

Die Pferde ſtanden geſattelt. Herzlicher Dank, herzlicher Händedruck — denn man ſchließt ſich in ſolcher Einſamkeit raſch aneinander — und der greiſe Leuchtthurminſpektor trat in ſein einſames Haus zurück; wir trabten hinaus nach dem ſonnigen Strandweg. Dort ging's deſſelben Pfades wohl eine Stunde weit in raſchem Roſſelauf zurück, auf welchem wir Tags zuvor ermüdet herangezogen. Dann rechtsab über die Dünen und vorüber an einer einſamen Fiſcherhütte in den Wald hinein — gen Dondangen.

Der Sandboden des Seeufers verſchwindet dicht hinter den Dünen; aus der auch von der Oſtſeeſeite her mit Höhen umzogenen, daher feuchten Waldniederung ſprießt ſaftiges Gras mit weichen Mooſsſtrecken abwechſelnd, dann kommen weite Heidelbeerſtriche, aus denen hier und da die weißwolligen Blätter und gelben Dolden des Porſch (Ledum palustre) als Zeichen moraſtiger Flecken hervorragen, während noch weiterhin überall beinah mannshoch das wunderſchöne Farrenkraut ſeine grünen Wellen ſchlägt. Endlich verliert ſich der Weg im wilden Pflanzengewirr; Sumpf und Moor müſſen wir durchwaten, bald taucht auch wieder ein Stück ſandigen Pfades auf, um im immer dichteren und wilderen Walde zu verſchwinden. Nicht mehr, wie bisher, kann man ein Stück weit zwiſchen die Stämme hineinblicken, ſondern wie durch eine feſte Maſſe von Blättern, Aeſten und Stämmen iſt der erhöhte Pfad gehauen, auf welchem ſelber Stöcke und Wurzelſtämme, Sträuche und niederes Buſchwerk aufwachſen, ſo daß man in Deutſchland wohl an aller Möglichkeit eines Fortkommens verzweifeln würde.

Oft ſtürzte auch einer der großen Bäume, vom Sturme gebrochen, quer über den Durchhau und aus der mit allem Erdreich ausgewühlten vollen Wurzel, die einem Erdwall vergleichbar, wuchs bereits ein neuer Baum, welchen abermals der Wind brach, ſo daß auf ſeinem Bruchende ſich wieder eine kleine Birke anklammert und dort ſchwankend ihre zarten Blätter flimmern läßt. Oder es brachen wohl auch vier und fünf jener Waldrieſen übereinander hinweg und aus dem Hügel ihrer faulenden Stämme hervor ſchießt eine üppige Waldvegetation, Farrenkraut und Heidelbeerſtauden als Grundlage, Vogelbeerbäume als Wipfelzierde, Wachholdergebüſch und Birkengezweig als anmuthige Abſchattung, alle Verwüſtung mit vielfarbigem Grün überdeckend. —

Unwillkührlich gedenkt man bei dieſer überraſchenden Ueppigkeit der Waldnatur an Nordamerika's Urwälder, da ſelbſt die von Baum zu Baum gezogenen Schlingpflanzen nicht fehlen. Für unſere deutſchen Pferde des kultivirten Flachlandes wäre es auch eine blanke Unmöglichkeit hier vorwärts zu ſchreiten. Die kleinen kuriſchen Roſſe tappen jedoch hindurch. Wunderbar iſt es anzuſchauen, wie ſie taſten und nachfühlen mit dem Hufe, ob der Boden ſie tragen werde, auf den ſie treten, wie vorſichtig ſie den Fuß erſt im Sumpfe einſinken laſſen, um deſſen Tiefe zu prüfen, ehe ſie fürderſchreiten, wie ſie ſich dann aus dem Geſchling der Schmarotzerpflanzen, Farrenkräuter und Wachholderbüſche herauslöſen und doch gleich nachher, ſowie der Weg nur einigermaßen gangbar wird, ungeſpornt wieder in luſtigen Trab fallen. Zügel- und Schenkelhülfen, überhaupt aller kunſtgerechte Mechanismus der theoretiſchen Reitkunſt ſind vollkommen unbrauchbare Dinge in ſolchem kuriſchen Wald auf kuriſchem Pferd. Getroſt und vollſtändig muß man ſich ihm anheimgeben, wie dem Maulthier auf den Alpenſteigen; aber dafür

kommt man auch hier wie dort ſtets glücklich über alle Fährlichkeiten hinweg, ſobald man nur das Thier gewähren läßt. —

So mochten ungefähr fünf Stunden ohne andere Begegnung als Urwald, Elenthiere und Raubvögel verfloſſen ſein, als die Sonnenſtrahlen das Gründunkel durchbrachen, der Ausblick lichter ward und plötzlich die Bäume endeten. Vor uns ſenkte ſich ein ſtundenweites Sand- und Wieſenthal, an deſſen Kante freilich wieder der Waldſaum bis zur äußerſten Fernſicht ununterbrochen hinauszog, aus deſſen Fläche auch kein Zeichen menſchlicher Nähe emportauchte.

Zwei Jahre früher hätte uns die Spiegelfläche eines Waldſees entgegengeglänzt; das ganze heutige Thal iſt deſſen ehemaliges Bett. Trotzdem ſchwamm auch damals kein Nachen auf ſeinen Wellen und ſtand keine Hütte an ſeinem Ufer. Nur Seevögel kreiſchten darüber hinweg, Reiher ſchoſſen darauf herab, wilde Enten ſchnatterten im traurigen Geröhrig und das Elenthier badete darin, der Wolf, der Luchs, wohl auch mitunter ein Bär trat aus dem Urwalddunkel, um hier ſeinen Durſt zu löſchen. „Widelſee“ nannten die Deutſchen das Gewäſſer; den Letten aber galt es heilig und Deewing-jure, Gottesmeer, war deſſen Name. In alter Heidenzeit mögen, wie in den Eichenwäldern der Tahmeneeken an der Windau und am heiligen See bei Libau die Myſterien der Kriwaiten in dieſer todtenſtillen Abgeſchiedenheit gefeiert worden ſein; und die heilige Scheu vor dem unnahbaren Prieſterſitze hatte ſich als Geiſterfurcht in das Chriſtenthum übertragen. Wunderſame Sagen von langen Zügen weißer Geſtalten ſchlichen ſich vom Umkreiſe des Sees in den Wald und bis an den Strand. Die loſen Inſeln, welche aus zuſammengefilzten Moraſtgräſern beſtehend, vom Seegrund langſam aufſtiegen, ſich bald mit üppiger Vegetation überdeckten, heute hier und morgen dort lagen und nach längerer oder

kürzerer Friſt wieder langſam in den Tiefen verſchwanden, — ſie galten als die Wohnſitze der immer noch fortlebenden Prieſter des Donnergottes Perkohns. Dann hörte man auch wieder dunkle Gerüchte von einem verborgenen Zuſammenhange des Gottesmeeres mit dem Meerbuſen und der Oſtſee; in ſtillen Nächten wollte man im Walde ſogar das Rauſchen der ab- und zuſtrömenden Waſſer vernommen, vor einem heftigen Seeſturm und den an dieſen Küſten ſtets damit verbundenen Unglücksfällen die Vorzeichen auf den Wellen des Sees beobachtet haben. Darum nahte Niemand dem Waſſer, ohne ein geiſterbannendes Gebet, bis es der Winterfroſt überwältigt hatte und die Bahnen der holzfahrenden Schlitten darüber hinkreuzten.

Der letzte Beſitzer Dondangens, ein kräftiger und praktiſcher Mann, ritt endlich aus ſeinem Schloſſe herüber nach dem Waſſer, welches ihm unnütz dalag und deſſen Grund, weil augenſcheinlich von einer dichten Lage ſandgemiſchten Schlammes bedeckt, ihm mehr denn eine Quadratmeile fruchtbaren Ackers oder üppigen Heulandes verhieß. Dann maß er die Entfernung des öſtlichen Ufers vom Meerbuſen und fand ſie nur anderthalb Werſte lang, während die Meſſung der Seetiefe ſelber dorthin über dreißig Fuß Abfall ergab. Darum ließ er noch im Herbſte die frohnspflichtigen Gebietsleute zuſammenkommen, damit ſie mitten durch den Wald einen Graben nach dem Meere hinüber zögen, auf daß der Widelſee dorthin ſeinen langſamen Abfluß finde. Allein ehe noch ein rechter Anfang des Werkes gemacht war, ſtürmte urplötzlich der Winter in's Land und unterbrach alle Fortſetzung des Beginnens. — Mit einer dicken Eisdecke überzog ſich der See wie alljährlich, die Bahnen der Holzſchlitten kreuzten ſich darauf, wie alljährlich, Januar, Februar und März vergingen ereignißlos, wie alljährlich. Ja, der Meerbuſen war bereits wieder eisfrei und von Schiffen belebt, während

das Eis des Sees ſich noch nicht gerührt hatte. Doch ſtand deſſen Aufbruch an jedem Tage zu erwarten. Allein der ſpät einſchneiende Winter hatte auch noch viele Holzfrachten auf dem bequemen, abgekürzten Wege zu befördern übrig gelaſſen. Darum verkehrten die kleinen grauen Letten jetzt nur noch emſiger und vom grauenden Morgen bis zur ſinkenden Nacht war die allmählig überwäſſerte Fläche mit langen Schlittenkaravanen überdeckt.

So war's auch an einem ſonnenhellen Apriltage.

Da donnert und kracht es plötzlich, als ob die erſte Kanonenſalve einer Völkerſchlacht ertöne, und in tauſend Springfluthen ſchießt mit eins rings auf der Fläche das Waſſer aus der zerborſtenen Eisdecke. Lauter noch als das Gebrüll des Elementes kreiſcht ein allgemeiner Schrei des Entſetzens durch die Luft und in raſendſtem Roſſelauf jagen alle Schlitten, ihre Ladungen preisgebend, nach dem Waldſaum. Kaum hat der letzte den See verlaſſen, ſo wogen und branden auch bereits die Schollen ſo weit das Auge geht, wie vom furchtbarſten Sturm aufgewühlt. Dabei ſteigen die Waſſer, von unſichtbaren Zuflüſſen angeſchwellt, an dem Uferrande herauf bis zur Höhe jenes kleinen Abzuggrabens. Und die Fluthen überſtürzen ſich immer wilder und es ziſcht, brauſ't, drängt, wallt, und dort, wo der Kanal entſtehen ſollte, weicht der feſtgeſchloſſene Wald auf mehr denn hundert Schritt in ſeiner Breite. Gleichzeitig ſchießen jetzt auch aus den Schneemaſſen des Waldes von allen Seiten in das ſchäumende Waſſerbecken raſende Gießbäche herab. Unterwühlt ſtürzen von allen Seiten die uralten Fichten, Tannen und Kiefern in die hochaufſpritzenden Wogen; dort aber, wo der Kanal beginnen ſoll, drängen und wüthen die Fluthen am furchtbarſten und mit ihnen rennen die Schollen anſtürmend gegen die Breſche. Bald weicht das ganze trennende Land zwiſchen See und Meerbuſen. Mit unge-

heuerſter Wucht ſchießen die empörten Waſſer nach. Berge thürmen ſich urplötzlich auf, um eben ſo urplötzlich in ſich ſelbſt zuſammenzuſinken, weite Waldſtrecken wanken und ſchwanken, um im Augenblicke nachher im hochaufſchlagenden Schwall der Wogen begraben zu werden. Ein Naturkampf wird dort gekämpft, deſſen Gebrüll und Toſen bis hinauf zu den einſamen Leuchthürmen und bis hinunter zum Schloſſe Dondangen erklingt, jedes in gerader Richtung an zwei Meilen entfernt. Endlich hat aber das Waſſer eine Furth bis nach dem Meerbuſen hinüber gewühlt und endlich iſt dort das letzte vorausgeſchobene Waldſtück in das Meer geſtoßen und hintennach ergießen ſich mit donnerndem Getös die Fluthen des Deewingſees.

Binnen etwa zwölf Stunden war das ganze Becken von mehr als einer Meile Länge und einer Halbſtunde Breite abgefloſſen; doch nach Wochen ſtand noch weit draußen im Rigiſchen Meerbuſen eine bewaldete Inſel mit ſchroff abſtürzenden Ufern — das ausgeſchobene Erdſtück. Mit einer einzigen Kraftäußerung hatte die Natur im Sturme vollendet, woran ſich viel hundert Menſchenhände Jahre lang gemüht hätten. Und auch wunderbar regelmäßig hatte das losgekettete Element gearbeitet. Denn ſchnurgerad, wie ſorgfältig abgeſtochen, läuft der breite Durchbruch vom See nach dem Meerbuſen, mit ſeiner ebenen Sohle bis inmitten des ehemaligen Widelſees erkennbar. Schroffe Sandwände, auf deren äußerſter Kante ſich die Waldmauer aufbaut, ſpringen an beiden Seiten haushoch empor, während weit überhängende Bäume und hereingeſtürzte Stämme verkünden, wie hier keine künſtlich ordnende und kleinlich geſtaltende Menſchenhand waltete. Einzelne Tümpel blieben wohl auch noch dort und da im Grundſande der Furth, ein kleines klares Bächlein ſickert noch immer durch das weite Bett zum Meerbuſen herab und beide bewahren auch noch ab und zu einen Wels oder Löffel-

ſtint, zwei Fiſcharten, welche die ganze weite Oſtſee nicht und im ganzen kuriſchen Land nur noch ein einziger See kennt *).

Seit jener Zeit iſt der Grund des Widelſees eine weite baumleere Fläche, deren Ränder den vom Ausbruch her Eintretenden kaum mannshoch erſcheinen. So allmählig ſenkt ſich das Becken gegen die Mitte. Aber an dieſen ehemaligen Ufern hinreitend erkennen wir überall breit eingeriſſene Schluchten und Klüfte, tief in den ehmaligen Seegrund eingewühlt und mit ſchroffen Wänden hineinſtrahlend in den erſt in weiter Ferne darüber zuſammenſchlagenden Wald. Was jedoch ehmals Winterbahnen auf der Eisfläche waren, das ſind nunmehr bleibende Wege, und wo einſt die Fiſche hauſten, da wächſt üppiges Wieſengras, ohne daß Menſchenhände den Samen dafür ausſtreuten. Mehr denn fünfzehnhundert Acker (2532 Lofſtellen) fruchtbaren Landes hat die Natur dem Schloßherrn von Dondangen anſtatt eines unheimlichen und unbrauchbaren Sees geſchenkt.

Wiederum mehrere Stunden lang geht der Weg aus dieſer Sevenne durch dichten Wald. Endlich erſcheint auf weiter feld- und wieſenbunten Fläche eine Windmühle, neben dieſer ein Kirchthurm, dahinter ein ſtattliches Schloß. Näher herangekommen mag man kaum glauben, eine kuriſche Hoflage vor ſich zu ſehen, ſondern vielmehr eine jener ſtolzen Ritterſitze, wie ſie in Böhmen, am Rhein und Main die Standesherren aus alter Zeit in die Gegenwart herüber retteten. Ja, ſelbſt in ein ſchmuckes Dorf vollkommen deutſchen Styles mit weiten wohlge-

*) Der puſſenſche See, etwa ſechs Meilen in ſüdſüdweſtlicher Richtung vom Widelſee entfernt, im Pilten'ſchen Kirchſpiel.

pflegten Gaſſen, weiß getünchten und ziegelgedeckten Häuſern reiten wir aus den ſchattigen Lindenalleen, welche den Anfang der nord- und ſüdwärts vom Schloß auslaufenden Wege begleiten. Und eine Andeutung vom Umfang und der Bedeutung dieſer Herrſchaft giebt uns die Nachricht, daß alle dieſe Häuſer des anſcheinenden Dorfes nur Wohngebäude der Beamten, Herbergen, Scheuern, Ställe und ſonſtige Wirthſchaftshäuſer ſind. Außerdem liegen aber auf den fünfzehn Quadratmeilen des Dondangen'ſchen Gebietes noch vierzehn ſelbſtſtändige „Beihöfe" vertheilt, deren jeder ſeinem Areale nach in Deutſchland als ein ſehr bedeutendes Rittergut gelten könnte.

Das Schloß ſteht auf einer Anhöhe, rings eingeſchloſſen von weiherartigen Waſſern, dem ehemaligen Ringgraben und angelehnt an einen Park, welcher unbegrenzt in einen prachtvollen Eichenhain ausläuft. Nur über Brücken, ehemals Zugbrücken, gelangt man zum tiefgewölbten Hauptthor, von da in den rings von mächtigen Flügeln eingeſchloſſenen viereckten Schloßhof. Dort führt eine Freitreppe, und nur dieſe, zu einer ringsum vor den Zimmereingängen hinlaufenden überdeckten Gallerie, von deren Dach noch aus alten Zeiten buntbemalte Blumenguirlanden, aus Holz geſchnitzt, bis zu der ſeltſam geſchnörkelten Bruſtwehr herabhängen.

Die für den täglichen Gebrauch beſtimmten Zimmerreihen des Schloßinnern ſind natürlich nach dem Bedürfniß und Geſchmack der Gegenwart umgewandelt; doch weiſt nicht nur der ganze Ineinanderbau des Hauſes auf lang entſchwundene Jahrhunderte zurück, ſondern es ward auch manches Gemach eben ſo erhalten, wie es der Prachtgeſchmack des ſiebzehnten Jahrhunderts ausgeſtattet hatte. Wenn man dann aus dem bewohnten Schloßflügel nach jener Seite hinübergeht, aus welcher der Thurm emporſteigt, ſo gelangt man dicht an deſſen

Wendeltreppe zu einem niedern Thürbogen. Dieſer führt auf das Emporium der jetzt unbenutzten Kirche. Reiche Bildhauerarbeit und vielfache Malereien ſchmücken deren Wände und aus dem Schutte der Verwitterung drängt ſich noch ringsum blendende Vergoldung, während der mit Bildhauerarbeit im Rococoſtyl überladene Hauptaltar ebenfalls noch in unverſehrter Herrlichkeit daſteht. Auch halten an den Mauern manche Steinbilder längſt in Staub zerfallener Schloßherrn bei den verwitternden Fahnenlappen Wacht, welche die Zeit des Fauſtrechts in ehrlicher Fehde oder beim „Eintritt“ in das Gebiet des verfeindeten Nachbars erbeutet hatte.

An dieſer Schloßkapelle haftet, wie ſo gern an wüſten Theilen alter Schlöſſer, die Sage von einer Ahnfrau, welche auch noch an den Geſchicken der jetzt lebenden Geſchlechter Antheil nimmt. Doch wie überhaupt in den wenigen baltiſchen Ritterſchlöſſern die bei uns ſo beliebten „weißen Frauen“ ſich in andere Geſtalten verwandelten, ſo auch hier in eine „grüne Jungfer.“ Sie ſchreitet bei drohendem Unglück aus derſelben Kapellenthür, durch welche wir eintraten; und ihrem Erſcheinen lauſchen allnächtlich die Angehörigen des Schloſſes mit bangem Seelenſchauder, ſobald ein Mitglied der Herrſchaftsfamilie ſchwerkrank daniederliegt. Denn ſo lang die grüne Jungfer nicht erſcheint, iſt keine Todesgefahr zu befürchten; ſobald ſie aber aus jener kleinen Kirchenpforte über die Hofgallerie und durch die Zimmerreihen bis zum Krankenbette ſchwebte, iſt auch das Leben des Kranken auf das Aeußerſte gefährdet. Man ſieht ſie dann zu drei verſchiedenen Malen und in der letzten Nacht bleibt ſie tief ſeufzend vor dem Kranken ſtehen, um nachher geräuſchlos wieder ihrer ſtillen Wohnung zuzuſchreiten. In dieſer Nacht ſtirbt auch der Kranke.

Auch aus der Rüſtkammer in dem obern Stockwerk jenes ſelben

Schloßflügels, wo die Kirche liegt, klingt zwar ein ſeltſam Poltern und Rumoren der Schwerter, Spieße, Sättel, Rüſtungen und Hausgeräthe herab, ſobald drohende Geſchicke nahen; aber die eigenthümlichſte Sage Dondangens haftet doch an einem kleinen friſchgrünen Birkenbäumchen. Dicht über der Wölbung eines Seitenthores des Schloſſes ſteht es in einer Mauerniſche, deren Heiligenbild herabgeſtürzt ſcheint.

Dort ſtand es bereits vor mehr als hundert Jahren. Damals lebte aber ein Schloßherr, ein wilder, harter und waidluſtiger Mann. Der ſah, als er einſtmals den Bären jagte, des Jägers ſchönes Eheweib und entbrannte zu ihr in ſündlicher Begier. Da nun das Weib die Anträge des Ritters verabſcheute und ihrem Manne die geſchworne Treue hielt, ließ er ſie mit Gewalt nach ſeinem Schloß entführen und dort gefangen halten. Mit heißen Bitten um die Rückgabe ſeines Weibes trat der Jäger vor den Schloßherrn, aber dieſer ſpottete ſeiner Klagen und ließ ihn aus dem Thore führen. Als er zum zweiten Male wiederkam, ließ er die Hofhunde auf ihn hetzen und ſpottete hinter dem Fliehenden aus dem Fenſter ſeines Zimmers. Da wandte ſich der Jäger und ſein Auge irrte an den Mauern umher, ob er nicht daran hinaufſteigen könne, um Rache an ſeinem Peiniger zu nehmen. Aber nirgends war ein faßbarer Vorſprung vorhanden, nur nickte ewig hohnweiſe das Birkenreis vom ſichern Standpunkt in der Heiligenniſche herab. Da klang der Fluch des Jägers zum lachenden Schloßherrn hinauf: „So wahr Du mein Weib geraubt und entehrt haſt, ſo wahr ſoll nicht eher ein Schloßherr das Dondangen'ſche Gebiet an einen Sohn vererben können, als bis dieſes Reis zur Birke emporgewachſen iſt, ſo dick und ſo ſtark, daß man aus ihrem Stamm eine Wiege ſchneiden kann!“ — Seltſamer Weiſe hat ſich der Fluch erfüllt. Von denen von Berſewitz kam Kurlands größtes Privatbeſitzthum an die von Bülow, von

denen von Bülow an die von Maydell, und nachdem deren letzter Sproſſe um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, noch bei des Vaters Lebzeiten, auf der Hochſchule zu Leipzig durch einen Herrn von Lochau im Duell erſchoſſen worden war, ging Dondangen in den Beſitz derer von Oſten genannt Sacken über. Aber auch in dieſer weitverbreiteten Familie fiel das Majorat vom einen Zweige an den andern, bis es der heutige Beſitzer einnahm, welchem zwei Söhne gegeben wurden. — Jene Birke iſt aber noch heute nur ein ganz dünnes Stämmchen, aus deſſen Holze man kaum die Füße einer Wiege gewinnen könnte.

Eine ſtundenlange Waldfahrt koſtet es, ehe wir wieder zur Nähe des Meerbuſenufers gelangen. Langgeſtreckte Gewäſſer, zwiſchen überwachſenen Reihen ehemaliger Dünen eingeengt, ſind die Zeugen der Entſtehungsgeſchichte dieſer Ufer. Zurückgelaſſene Reſte des Seewaſſers mögen ſie einſtmals erfüllt haben, bis die von Landesinnern heraneilenden Bächlein das ſalze Waſſer auswuſchen und ein träges Süßwaſſer an ſeine Stelle erſchufen. Dunkel iſt deſſen Fläche, dunkel als ſei es von Schlamm erfüllt bis oben; aber die langſam gegen den Meerbuſen hinausſickernden Fließe rollen kryſtallhelle Wellen über den Sand dahin. An dem landeinwärts gewendeten Ufer treten krüppelhafte Kiefern, doch markigen Stammes, aus dem Walde hervor, um mit ihren knorrigen Wurzeln einen Trunk zu ſchlürfen. Heißdurſtige Weiden tauchen mit ſämmtlichen Aeſten in die flüſternden Wellen. Aus ihren Schatten dunkelt hier und da eine lettiſche Fiſcherhütte und dicht am Uferrande fault ein ausgedienter Kahn. Nur die Menſchen fehlen zu dem Allen. — Hinter den Weiden und Kiefern zittert aber am Hügelhange das Gelaub einer Birkengruppe; und zwiſchen ihren weißen Stämmen liegen die einzigen Beweiſe vom vorhandenen Menſchenleben: vereinzelte Erdaufwürfe, bald von einem rohen Gegitter umhegt, bald

mit einem halbverſunkenen Holzkreuz bezeichnet -- lettiſche Gräber. So vereinzelt wie die Wohnungen der Lebendigen ſind auch die Lager der Todten im ganzen baltiſchen Lande verſtreut. Nur familienweiſe legen die Letten ihre Angehörigen zu einander; der Gemeindeverband iſt ihnen in politiſchen und kirchlichen Dingen eben nur eine anbefohlene Form, für welche ſie weder Bedürfniß noch Neigung fühlen. Darum grenzen ſie ſich auch immer wieder ſippſchaftlich ab, wo das Staatengeſetz und der Herrenbefehl nicht eine Vereinung erzwingen. —

Ungeſtört ſchlummern dieſe Todten. Kein Lebenslärmen umgellt ihre Behauſungen. Nur der Wind durchgeht früh und ſpät die Landſchaft, wühlt in den Blättern der Birken, durchſchüttelt die rothverzierten Ebereſchen, ſteigt dann über die Todtenhügel hinab in die Niederungen durchfegt den träumenden Waldſee und das Geröhrig, daß die Waſſervögel ängſtlich aufflattern; und dann hauſ't er durch die meilenweiten Wälder weiter, um ſich endlich wieder jenſeits in die brauſenden Meereswogen zu ſtürzen, aus welchen er dieſſeits emporſtieg.

Sie brauſen auch unſerm Wege immer näher, je weiter wir zum Mündungsgebiete des Aa-Dünadelta's vorrücken. Und die vorher geſtreckten Seen beginnen ſich hier zu runden, wo die ſeewärts drängende Macht der Flußſtrömung im Kampfe mit der landwärts drängenden der Meereswogen ihr Uferland aufwarfen. Die Vegetation verliert zugleich an Macht, was die Elementarkräfte gewannen, immer öder, immer kahler wird die Umgebung, weite Moräſte wechſeln mit Mooren und kümmerlichſtem Kieferngekrüppel, bis endlich der Weg vom Strande weg landeinwärts in einem ſumpfigen Walde verſchwindet.

— Da rauſcht es auf einmal wie Laubwald! Da hören wir Menſchenſtimmen; ein, zwei elegante Wagen mit eleganten Männern und Frauen haſten ſich im fußtiefen Sande vorüber. Dann ein dichter

Eichenhain und plötzlich — unverkennbar — mitten im Wald ein deutſcher Badeort mit Kur-, Konverſations- und Logirhäuſern, mit Parkanlagen und Krambuden, mit hinkenden und ſchleichenden Kranken, mit fröhlichen Geſellſchaftsgruppen.

Das iſt Kemmern, jetzt Kurlands modiſches Bad. — Erſt ſeit wenigen Jahren hat man die ſchwefelhaltigen Quellen der Beachtung werth gehalten, welche ſeit Jahrhunderten hier in einſamſtem Sumpfwald neben der Wohnung des Förſters vermiſcht mit wilden Waſſern aus der Erde ſprudelten. Bis dahin hatte Kurland trotz ſeines Reichthums an ſchwefel- und ſchwefeleiſenhaltigen Waſſern nur die Quellen von Baldohn gekannt, aber immerhin wenig benutzt. Der Glaube an die Heilkraft ausländiſcher Waſſer war noch alleinherrſchend, auch die „Ausreiſe“ durch ruſſiſche Hinderungsgeſetze minder erſchwert; es exiſtirte mehr Geld zu fröhlichem Verbrauch oder man war doch leichtſinniger in deſſen Verbrauch. Aber da waren die vierzehn kritiſchen Jahre gekommen; die kleinen Leiden ſchwemmte wohl das Oſtſeewaſſer in vierwöchentlichem „Strandleben“ hinweg, doch für ſchwereres Siechthum reichte es nicht hin. So kam die plötzliche Entdeckung Kemmern's außerordentlich gelegen. Auch war es damals eben modiſches Prinzip der Krone worden, den Heilwaſſern des Reiches größere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Die Soolwaſſer in Starnja-Ruſſa, der Nerhan bei Pantigorsk, die Schwefelquellen von Kisslawodzk waren mit aller erdenklichen Eleganz europäiſcher Badeplätze umgeben worden, und ſo fand denn auch das neuentdeckte Kemmern in der kuriſch-liviſchen Wildniß — die Grenze beider Provinzen zieht ſich mitten durch die Badanlagen — eine erkleckliche Unterſtützung. Die Aerzte erzählen natürlich Wunderdinge von der Heilkraft, die Geneſenen preiſen ſie ebenfalls mit vollem Athem, die Ungeheilten klagen wie überall — Allen gefällt aber das

improviſirte Bad, wo man Geſellſchaft machen kann wie im Ausland, ohne doch die heimiſchen Beziehungen landeinwärts nach den Edelhöfen der Tuckum'ſchen Oberhauptmannſchaft, wie ſtrandwärts nach Riga und den Seebadeplätzen einzubüßen.

Die Weiterreiſe von Kemmern nach Mitau führt uns wieder an den Strand. Hier iſt ſchon liviſch Land und Riga's Nachbarſchaft. Hier wuchſen ſchon die „Strandgeſinde" zu dorfähnlichen Bauten an, in denen die Kaufmannswelt von Riga ihre „Strandzeit" durchlebt. Die charakteriſtiſche Einfachheit iſt verſchwunden. Kaufbuden, Bälle, Reunions und elegante Toiletten drängen ſich in und um die ſehr urſprünglichen Hütten zuſammen. Es fehlt nur die Maſſe der Gäſte und der Muth eines Unternehmers, um hier kuriſche Oſtenden, Swinemündes und Travemündes entſtehen zu laſſen — die Luſt dazu iſt vorhanden.

Ein greller Gegenſatz, das elende Judenneſt Schlok an der Aa, wohin der Weg jetzt ablenkt. Zerfallende, jammervolle Hütten, eine lebensgefährliche Schlammſtraße, Dünen, Oede, Unkultur wohin man blickt; dann wieder Todteneinſamkeit und Föhrenwildniß, endlich die charakterloſe Mitauer Ebene und Mitau ſelbſt.

3. Kuriſches Oberland.

Südoſtwärts läuft der Weg von Mitau zur Grenze des kuriſchen Oberlandes. Wie der ſchmale Schweif am breiten Drachenkopfe hängt dieſer Landſtrich an den durchwanderten Kreiſen, tief hinein zwiſchen das Wilna'ſche und Witepsk'ſche Gouvernement. Ueberdies iſt er in ſeiner ganzen Breite durch einen an drei Stunden tiefen Wald von der Mitau'ſchen Oberhauptmannſchaft abgeſchieden und bildet recht eigent-

lich den Gegenſatz zu der kuriſchen Nordſpitze. Dort oben übt das Meer mit all ſeinen Bezügen das Herrſchaftsrecht über das Land und ſein Leben; hier unten giebt es nur Flüſſe zur Vermittlung des Binnenlandes mit dem Meer. Dort oben Abgeſchloſſenheit des Geſchäftsverkehrs, hier Ausdehnung ſeiner Fühlfäden bis tief in das Innerſte von Polen und Weißrußland hinunter. Dort oben Alleingeltung des nationalen Elementes in der Urbevölkerung bis auf den heutigen Tag; hier unten deſſen Durchflechtung mit ſlaviſchen Adern ſoweit die Geſchichte zurückgeht. Dort oben einzelne Adelige, welche ſich dem Herzogsregimente niemals fügten und der polniſchen Krone unmittelbar zu Lehn ſtanden; hier unten eine Adelſchaft, ob ſtarr und ſteif auf ihren freiherrlichen Vorrechten beharrend, doch immer feſtgeſchloſſen um den einheimiſchen Lehnsherrn, ſobald dieſen Feindesmacht umdrohte. Dort oben endlich manches, wenn auch noch ſo leiſe Zeichen einer Annäherung zwiſchen der deutſchen Herrſchaft und den landeseingeborenen Knechten, hier unten von beiden Seiten ein gegenſeitig finſteres Abſchließen. Dort oben die Juden ausgeſchloſſen von den Gebietsgrenzen, hier im Verein mit Ruſſen, Polen, Litthauern Herrſcher der Städte und Flecken, das Land überſchwemmend, allen Handel wie ein Nationalrecht umklammernd.

Allerdings hat ſich dieſer Landſtrich als Theil des kuriſchen Landes erſt in ſpäterer Ordenszeit von der Gemeinſamkeit mit den jenſeits der Düna gelegenen und heut noch Polniſch-Livland benannten Kreiſen losgetrennt, wo ſeit undenklichen Zeiten Slaven, Litthauer, Letten und Eſthen buntgemiſcht durcheinandergewohnt, miteinander um die Herrſchaft gekämpft hatten und erſt durch die Eroberungen der deutſchen Schwertbrüder zerſprengt worden waren: Die Slaven und Eſthen nach dem Norden und Oſten, die Litthauer nach dem Süden, während

die Letten als Sklaven an der Scholle haftend verblieben. Im Uebrigen zeigt das Oberland, das ehmalige Semgallen, die Phyſiognomie des geſammten baltiſchen Binnenlandes. Aus dem Wald in den Wald und durch mannshohes Buſchwerk läuft der Weg; kränkliche Felder, ſandige Heuſchläge, braune Haideflächen mit verſtreuten Wachholderbüſchen, Moor- und Sumpfbrüche, hier und da einige Höhenzüge, dazwiſchen Lachen, Tümpel und Bäche, weiter ſüdwärts immer häufigere Sümpfe und Moraſtſeen — das ſind die ewig gleichen Landſchaftsſtaffagen. An der weſtlichen Seite macht die Natur auch bloß längs des Niemen oder Memel, (welcher die weſtliche Grenze bildet, ſoweit das alte Samogitien reichte) ein paar ohnmächtige Verſuche ſich zu ſchmücken, verfällt jedoch ſogleich wieder in ihr ödes Einerlei, ſowie der Fluß ablenkt und nur noch die Zolllinie eine Scheidewand zwiſchen Litthauen und dem Oberland zieht. Drüben an der Düna iſt dagegen die Landſchaft freundlicher und wechſelnder, das Menſchenleben lauter und bunter. Dort begegnen wir im Flachland häufiger den deutſch-kuriſchen Namen: Wirten, Pirten, Karkeln, Bewern, Sauken, Gulben, Aronen, Grendſen, Rubinen, Kummeln, Ellern, Brüggen und Schönhaiden, während an der Weſtgrenze die Ziruliſchek, Fabianſchek, Roſaliſchek, Matuliſchek, inmitten des Landes dagegen echtlettiſche Bezeichnungen, wie Birsgallen, Kameneek, Muremuïſche, Taurkahn, Malemuïſche und Meddun überwiegend hervorklingen.

Dieſe geographiſche Vertheilung der Ortsnamen mag in frühern Zeiten die ethnographiſchen Verhältniſſe ziemlich genau bezeichnet haben. Die deutſchen Schlöſſer des Dünaanlandes waren gut befeſtigt und zeigen großentheils noch heute die Ueberbleibſel ihrer Rüſtung zum Kampfe gegen das liviſche und litthauiſche Jenſeits; die lettiſchen Bezeichnungen der Landesmitte behielt dagegen der Adel dann auch meiſtens bei, als

er ſich zum alleinigen Beſitzer des Grundes und Bodens gemacht hatte; und an der Weſtgrenze bewahrten durch lange Jahrhunderte, wie unten an der ſüdlichen Spitze, litthauiſche Edelherrn ihre uralten Wohnſitze. Erſt in den kraft- und kernloſen Zeiten des Herzogthums und unter polniſcher Oberlehnsherrlichkeit wurden ſlaviſche und jüdiſche Elemente in den Städten, Märkten und Flecken des Dünauferlandes überherrſchend; ja ſogar die Deutſchen wurden dort von ihnen verdrängt und die Letten in den Wald zurückgetrieben oder einzig auf den Landbau gewieſen. Die Städte ſelber blieben jedoch unter der neuen Miſchlingsbeſatzung ſo elend, wie ſie vergangene Jahrhunderte hatten erſtehen laſſen; oder es vergiftete auch das ekelhafte Treiben dieſer moraliſch, wie phyſiſch beſudelten Haufen jede frühere und geſundere Entwickelung. —

Wir konnten aber das kuriſche Land durchwandern, wo wir wollten: überall begegneten uns die unausweichlichen Juden. Ueberall zog Schmutz und Elend mit ihnen, und Schmutz und Elend war ihre Lagerſtätte, wo ſie ſeßhaft waren. Dennoch ſind ſie ein integrirender Theil der Bevölkerung und noch dazu ein ſpeziell kuriſches Erbtheil. Fünfzehntauſend der im ruſſiſchen Reiche (Polen ausgenommen) verſtreuten anderthalb Millionen laſten auf dem kleinen Kurland als anſäſſige Bewohner, während Eſthland ſie nicht kennt und auch Livland dieſelben bis auf etwa 600 abzuwehren wußte, welche größtentheils die ehmals kuriſchen Landesſtriche am linken Dünaufer, nebſt dem Flecken Schlok beſetzen und nur in ganz geringer Zahl zu Riga ausnahmsweiſe ein Unterkommen finden.

Der kuriſche Jude gleicht auf ein Haar dem polniſchen, noch mehr aber dem litthauiſchen, deſſen Nachkomme und Bruder er iſt. Erſt als Nachzügler der polniſchen Heere drängten ſie ſich im Herzogthume ein, in deſſen einem Theil, Pilten, ſie allerdings ſchon früher — man weiß nicht

durch welchen Zufall — ſeßhaft geworden waren, während dagegen die andern Komthureien ihre Grenzen feſt vor ihnen verſchloſſen gehalten hatten. Auch gab kein Geſetz und kein Gnadenbrief die Erlaubniß zu ihrer Einwanderung, als Kurland zum polniſchen Lehen und die Komthureien zu Oberhauptmannſchaften geworden waren. Die allgemeine Kriegsverwirrung öffnete ihnen die Wege und zu ihrer Rechtfertigung — wenn danach in jener wilden Zeit überhaupt Jemand fragte — benutzten ſie den Umſtand, daß ihnen Polen vor den Verfolgungen des Mittelalters Zuflucht gewährt hatte und ſie ſich nunmehr zur Anſiedelung befugt hielten, ſo weit Polens Banner wehten. Als freier Stand waren ſie im Königreiche zwiſchen die Beſitzenden und Leibeignen getreten; als gleiches Mittelglied ſchoben ſie ſich in Kurland zwiſchen die Deutſchen und Letten. Die Kriegsläufe gaben raſch Gelegenheit, den Adel durch kriechende Unterthänigkeit zu gewinnen, den Letten aber als Helfershelfer bei ſeinen heimlichen Intriguen gegen die Herrn zu verpflichten. An die Städte klebten ſie ihre Hütten, wo mehrerer Güter Grenzen aneinanderſtießen, ſtreuten ſie den Samen ihrer elenden Flecken aus, längs der Grenzen ſiedelten ſie ſich an, in die Edelhöfe ſchlichen ſie ſich ein, in die Geſinde bettelten ſie ſich ein, dort wie hier ihren Flitterputz und die kleinen Lebensnothwendigkeiten ihres „Fitzelkrams“ vor den erſtaunten Augen der Herren und Leibeignen ausbreitend. So wuchſen ſie allenthalben feſt. Stets erraffend, erliſtend, erwuchernd, ausſaugend, ſtets geſtoßen, getreten, geſchlagen, geknechtet, überall ertragend, duldend, ausharrend wurden ſie endlich dem Adel, wie den Letten, den Städten, wie dem Flachland unentbehrlich. Umſonſt waren ein Paar Landtagsbeſchlüſſe und ein Paar Herzogsbefehle, welche das Land von ihnen ſäubern wollten, umſonſt auch ſpäter unter ruſſiſcher Herrſchaft härtere Maßregeln. Heute ausgetrieben und fortgeführt in die fernſten Pro-

vinzen bis auf Wenige, waren morgen die Lücken wieder von neuen, überzähligen Einwanderern ausgefüllt. Faſt alle jene kleinen Handwerke, bei denen ſich nebenbei ein Handel treiben läßt, als Schneiderei, Schlächterei, Schloſſerei und Klempnerei wußten ſie im Flachland faſt ausſchließlich an ſich zu bringen. Bald ſetzten ſie ſich auch allerwegen als Branntweinbrenner und Krüger feſt, während die Grenzjuden ſchachernd herumwandern, und wenn kein Schacher gelingt, keine Schmuggelei gedeihen will, kein Krug und kein Branntweinhaus zu erobern iſt, gewerbmäßige Bettler werden.

Zwar müſſen nach dem Geſetze ſämmtliche jüdiſche Familien bei Städten, Flecken und Gemeinden „angeſchrieben" ſein. Aber eigentlich iſt das Leben Aller nomadiſirend. Nur den Winter über findet man ſie von dem Erwerb des Sommers zehrend in ihren Wohnungen. Eine ſolche Behauſung und ihr Elend zu ſchildern, iſt faſt unmöglich. Schmutz, Hunger und Krankheit haben dort ihre Stätte aufgeſchlagen und kein Gefühl der Scham ſtrebt irgend nach Verbergung dieſer Zuſtände. So tief herabgedrückt iſt vielmehr jede edlere Empfindung, daß ſelbſt dann der Jude und die Seinen alle Zeichen des entſetzlichſten Jammers vor ſich hertragen, wenn ſie ein gewiſſes Vermögen und ein behaglich Auskommen beſitzen. Ja, nicht einmal die Luſt am erbärmlichſten Bettelgewerbe verlieren ſie in ſolchem Falle. Sowie der nach langem Winter eilig herankommende Frühling die Straßen nur irgend wegſam gemacht hat, ſehen wir ſie familienweiſe durch die Landſchaft verſtreut, um das Land ſyſtematiſch auszubeuteln. Vorzüglich bilden aber Frauen und Kinder dieſe Bettelhaufen. Angekommen auf einem Gutsbezirke, vertheilt ſich dann die faſt immer zahlreiche Familie in drei und vier Parteien, welche abwechſelnd den Edelhof, das Paſtorat, die Geſinde und Buſchwächtereien aufſuchen, als ob ſie gar nicht zu

einander gehörten. Dabei ſtellen ſie ſich vor dem auszubettelnden Hauſe in Gruppen auf, deren Anzug — wenn man es ſo nennen darf — ſchon den ekelſten Anblick gewährt. Denn obzwar auch in den Oſtſeeprovinzen die überall bekannte polniſche Judentracht, den Grundtypus deſſelben bildet, ſo iſt davon doch in Wahrheit kaum eine Spur mehr vor Lumpen, Lappen und Fetzen erkennbar. Dabei näſelt die ganze Gruppe, nach allen Fenſtern gierig ausſchauend, ein bittendes Geſchrei um eine Gabe, welches nicht einmal einen Grund für die Bitte angiebt, ſondern nur ſtundenlang einförmig weinerlichen Tones die Bitte ſelbſt ableiert, und wenn Brod gegeben wurde nach Geld, wenn Geld, nach Brod, wenn Beides, nach Kleidern, wenn Alles, um „Etwas" mit entſetzlicher Zähigkeit und frecher Ungenügſamkeit verlangt. Es iſt kaum eine Möglichkeit, der Bettelnden, ſelbſt durch die reichſten Gaben, ledig zu werden. Ja, gerad der Gutherzige wird verhärtet und endlich zur Strenge getrieben, weil ſeine Milde nur immer unverſchämtere Forderungen, immer häufigere Brandſchatzungen zur Folge hat. Und niemals iſt bei dieſen Betteleien nur irgend ein Verſuch zur Verdeckung der eigentlichen Abſicht durch Singen oder Kunſtſtückemachen oder ſonſt etwas zu entdecken; ſondern baar, blank und faul, nur fordernd, nie gewährend wird das Gewerb betrieben.

So elend und jammervoll nun auch überall das Leben der Juden im kuriſchen Lande erſcheint, ſo laſſen ſich doch auch darin gewiſſe Abſtufungen nach der geographiſchen Lage der Landestheile erkennen. Im nordweſtlichen Kurland, beſonders inmitten des Landes, ſind ſie nicht mehr nur Krämer und Bettler, ſondern auch feſter in den Märkten und Flecken ſeßhaft worden und häufiger mit Gewerben beſchäftigt, während ſie im Flachlande vorzüglich häufig die Branntweinbrennereien in Pacht nehmen. Dadurch hat ſich ihr äußerliches Leben einigermaßen

von der Lumpenhaftigkeit und dem Schmutze gereinigt, welcher es außerdem bedeckt. Aber immer dichter ſchlägt deſſen Schlamm wieder über ihrem Treiben und Weſen zuſammen, je näher man den Grenzen kommt. Außer der Branntweinbrennerei kennen die Juden hier kein halbweg ehrſames Gewerbe; die Krügerei und die Krämerei dienen ihnen nur als Hülfsmittel zur Schmuggelei, für welche ſie die Letten als Gehülfen heranziehen. So entwöhnen ſie dieſe einer regelmäßigen Arbeit, verführen ſie zum Trunk und allen Laſtern roher Genußſucht, entfremden ſie dem Herrn wie der eignen Familie und ſaugen ſie dabei nur deſto bequemer aus. Die Juden tragen die größte Schuld des ſchlechten Rufes, in welchem durch ganz Kurland — und mit vollem Recht — die Gebietsleute der Grenzgüter, ſowie die „Strandbauern" ſtehen. Sie vergiften das Volk mit dem Branntwein und erhalten es in ſeiner Armuth durch einen weit hinaus gewährten Kredit, welcher bereits das keimende Saatkorn ſein eigen nennt und auf die Ernte nur wartet, um ſich von deren Ertrage wucheriſch bezahlt zu machen.

Trotz aller dieſer Uebel, welche eben ſo gut, ja beinah vorzugsweiſe durch die Schuld der deutſchen Gebietiger zu ſolcher erſchreckenden Höhe heranwachſen durften, trotz dieſes gleichſam feindlichen Verhältniſſes der Juden gegen alle chriſtlichen Bevölkerungsklaſſen des Landes kann man ihnen ihre gewiſſen Nationaltugenden auch hier nicht abſprechen. — Faſt alle kuriſchen Juden gehören zu den Talmudiſten, wie ihre litthauiſchen und polniſchen Stammgenoſſen; und dieſen gleich halten ſie ſtreng und feſt an ihrem Glauben. Weder bettelnd, noch krämernd, noch ſchmuggelnd, noch ſonſt durch Geſchäfte entheiligen ſie ihren Sabbath; ſelbſt der grimmigſte Hunger vermag nichts über dieſe Geſetzestreue. Auch wird man nicht den Aermſten aufzufinden vermögen, welchem unter dem Schmutz und den Lumpen ſeines Leibes das

heilige Stirnband und die zehn Gebote fehlen. Ferner haben ſie aller Orten, wo ſie als Gemeinde anerkannt wurden, eine wohlgepflegte Synagoge oder doch ein Bethaus eingerichtet und faſt immer ſteht daneben eine Schule, wohl auch mitunter ein Armenhaus, zu deſſen Koſten ſelbſt der Dürftigſte regelmäßig beiſteuert. In Dingen ihres Glaubens ſind ſie wohlunterrichtet und keiner entbehrt des wärmſten Familienſinnes. Mit trockner Brotrinde, worüber etwas Knoblauch geſtrichen iſt, nährt ſich der arme Jude wochenlang, ja er hungert wohl, um für die ſiechen Eltern kräftigende Koſt herbeizuſchaffen, oder einen Arzt um die Krankheit ſeines Kindes zu befragen. —

Krank iſt aber das jüdiſche Geſchlecht in dieſen Landen von der Wiege bis zum Grab. Mangel und Elend einestheils, die Anſtrengungen ihres Wanderlebens, welche keine Schonung des Körpers geſtatten, und die Gewohnheit des Schmutzes anderntheils ſind der Boden, aus welchem das Siechthum hervorſchießt. Wären die Weiber nicht von ſo überreicher Fruchtbarkeit, drängten ſich nicht fortwährend aus den noch elenderen litthauiſchen Verhältniſſen neue Judenmaſſen in die Oſtſeeprovinzen herauf, ſo müßte deren israelitiſcher Stamm bereits ſeit Langem ausgeſtorben ſein. Denn der Tod mäht grimmiger in deſſen Reihen, als unter irgendwelchem andern Bevölkerungstheile. Ja, ließe Jammer und Noth die Juden zu jenem verzweifelnden Stumpfſinne herabſinken, wie er unter ähnlichen Verhältniſſen die Letten, Litthauer und Deutſchen umfängt, ließe ſie ihr Vagabondenleben zu jener thieriſchen Rohheit des Laſters kommen, wie es häufig den „Halbdeutſchen“ und „Undeutſchen“ eigen, ſo wäre ſelbſt ihre Forterzeugung eine baare Unmöglichkeit. Es mag ſein, daß ſie kein moraliſches Bewußtſein von ſolchem Verderben zurückhält, daß nur die Liebe zum Geld und zum Leben dieſe Halbtugenden erſchafft; aber wo ſo viel Anklagen und Ver-

dammungen erſchallen, darf auch die Anerkennung nicht ſchweigen. Das Chriſtenthum hat ſeit Jahrhunderten das Geſetz der Liebe in Bezug auf die Juden zum Geſetze des Haſſes verkehrt, die Kultur hat ſich Jahrhunderte lang geſträubt, nur deren Menſchenrecht anzuerkennen — wer mag wohl wagen, den erſten Stein aufzuheben gegen die Unterdrückten, denen feſter Beſitz, Bürgerrecht, Rang und Geltung, die Aufnahme in irgendwelche Zunft und Genoſſenſchaft, ja faſt der rein geſellige Umgang mit allen Theilen der nichtjüdiſchen Bevölkerung verſagt iſt und die nun im Gegenkampfe mit allen Faſern ihrer Nerven, mit allen Bewegungen ihres Leibes, mit allen Organen ihres Lebens nach dem einzigen ſcheinbaren Ausgleichungsmittel krampfhaft raffen — nach dem Geld? — —

Das ſchmale kuriſche Oberland iſt Grenzland in ſeiner ganzen Ausdehnung, litthauiſches Grenzland in ſeinem weiteſten Umfang. In Litthauen ſind nun aber die Zuſtände des jüdiſchen Lebens entſittlichter als ſelbſt im eigentlichen Polen. Von einem Erwerbe durch wirkliche Arbeit keine Rede: Schacher, Wucher, Branntweinſchank und Bettelei die einzigen Nahrungsquellen der zahlloſen Hebräer, Elend und Verwahrloſung an Leib und Seele ihr einzig Theil. Nothwendig mußte ſich dieſer Charakter auch auf die oberländiſchen Juden übertragen und hier mehr denn in einem andern kuriſchen Landestheile ſeine Einflüſſe auf die Ureinwohner äußern. Dazu iſt dieſer Strich von Haus aus arm, weil wenig fruchtbar, von weitgedehnten Wäldereien überdeckt und im Beſitze verhältnißmäßig weniger Grundherrn. Freilich erkennt man dieſe Zuſtände nicht im flüchtigen Vorüberfahren: denn ſo verſchiedennamig auch die Güter, ſo verſchiedenartig ſchattirt auch die Nationalität der „Gebietsleute“, ſo gleichen doch dieſe wie jene denen anderer Kreiſe auf ein Haar. Langgeſtreckte, einſtockige, ziegelgedeckte Gebäude mit

einem dürftigen Baumgarten oder dem Verſuche eines Parkes bilden die immer wiederkehrende Staffage einer „Hoflage“ und einzeln, wie zufällig liegen die fenſterloſen Wirthſchaftsgebäude daneben, während häufig ein ſtehendes Gewäſſer ſeine Wellen bis an ihre Mauern treibt. Noch ſeltner, als im kuriſchen Mittel- und Nordland verräth jedoch ein dorfähnlicher Anbau, daß zu ſolcher Hoflage auch eine Gemeinde gehöre. Klingt ja einmal eine Glocke über die ſchweigende Landſchaft hinweg, ſo tönt ſie von einem Kirchlein, welches zwar mitunter katholiſche Embleme trägt, aber wie überall im Lande der Letten keine andere Nachbarſchaft als ein Paar Bäume und den „Kirchenkrug“ kennt, worin die fromme Verſammlung nach weiter Wanderung ihre Stärkung findet, nach der geiſtigen Speiſe den leiblichen Trunk faſt immer bis zum Uebermaß genießt.

Es iſt nichts an dem Lande zu ſchildern, als Einſamkeit und umherwandernde Juden. Ja, ſieht man auch Sonntags die Letten im Kirchenkruge verſammelt und wüßte nicht, wie dieſelben Männer immer zu demſelben Kruge mit denſelben Weibern heranfahren, doch ſtets ohne Kinder — man müßte glauben, auch ſie hätten hier keine feſten Wohnſitze und ihre Wagenreihen ſeien nur Abtheilungen eines raſch vorbeigehenden Nomadenzuges. Denn es iſt geradezu eine Seltenheit, wenn hinter den Vorbüſchen des Waldes eine aufſteigende Rauchſäule verräth, daß dort wahrſcheinlich eine Hütte ſteht. Noch weit ſeltner haben dieſe oberländiſchen Letten ihre Wohnung auf die freie Fläche oder an die Straße hingelagert, als ihre ebenfalls ſchon nach Verſtecken ſuchenden Brüder im übrigen Herzogthum. Freilich gleicht dann der kleine Häuſerhaufen in ſeinen allgemeinen Aeußerlichkeiten den „Geſinden“ des übrigen Landes; aber blicken wir genauer zu, ſo ſind die Stämme der Wände noch roher und unbearbeiteter als ſonſtwo aufeinander ge-

ſchichtet, von einem Rauchfang zeigt ſich faſt niemals eine Spur, die Fenſter werden durch kleine hölzerne Schieber erſetzt, in deren Oeffnung der hervorquellende Rauch gegen die eindringende Luft kämpft. Innerhalb eines lüderlich gehaltenen Geheges, welches aus jungen Baumſtämmen um die Hütten aufgeführt iſt, grunzen höchſtens ein Paar dickleibige Schweine oder es verkündet ein Hahn mit lautem Geſchrei, er habe nun den höchſten Gipfel der ringsum aufgewühlten Schmutz- und Düngerhaufen erklettert. —

Allein nicht nur die ſlaviſchen und jüdiſchen Elemente wirkten hier erſtickend auf die lettiſche Bevölkerung ein, ſondern auch dadurch wurden die Anfänge einer beſſern Entwicklung zurückgedrängt, welche ſich trotz aller gebliebenen Beſchränkungen doch ſonſt überall kundgiebt, wo die Bauernfreiheit verkündet worden iſt, daß durch den Anblick der dauernden Leibeigenſchaftsverhältniſſe und des wilden Herrntreibens in Polniſch-Livland und Litthauen die Edelherrn immer von Neuem an das mißwillig aufgegebene Leibherrnweſen und allen altfeudaliſtiſchen Abſolutismus erinnert wurden und demgemäß ihre Verhältniſſe zum Volke ſtellten. So vermochte dieſes gar nicht aus ſeiner urſprünglichen Rohheit herauszuwachſen. Wo es geſchah, umfaſſen dieſe beſſern Zuſtände nur ganz engeingehegte Kreiſe, während außerdem das Schmuggler- und Grenzleben alle geiſtigen Fähigkeiten nur nach der Seite trügeriſcher Schlauheit hin bildete und jede Luſt an redlichem Gewinn durch dauernde Arbeit vernichtete. So ſind die Letten hier gedrückter, ärmer und ſchmutziger geblieben, denn ſonſtwo; ſo traten hier zu ihren feſtbewahrten Nationalfehlern auch noch jene Laſter, welche heimlich ſchleichende Gewinnſucht und ein ungeregeltes Leben emporwuchern macht. Was ſonſt Schwäche und Feigheit, ward zur Tücke und Hinterliſt; was ſonſt nur kindiſch-läppiſche Luſt am Glänzenden, gedieh

zum Diebsſinn; was ſonſt nur unverſtändige Unmäßigkeit, wuchs zu wilder Trunkſucht und wüſter Völlerei heran.

Zwar ſind die Letten nirgends ein ſchöner Menſchenſchlag, auch ſprechen ſelbſt die älteſten Nachrichten über ſie nirgends von wohlgeformten Geſichtszügen und kräftigem Körperbau, auch verkümmerte wohl, was etwa von roher Mannesſchöne vorhanden war, vollends in den ſechshundert Jahren ſchwerſter Leibeigenſchaft. Aber ärmlicher, ſchwächlicher, dünnleibiger und halbwüchſiger erſcheinen ſie doch mit jeder Meile, welche wir von der Mitauer Grenze herabdringen nach dem ſüdlichen Ende der oberländiſchen Erdzunge. Sowohl an der weſtlichen Grenze, als unten an der äußerſten Spitze löſt ſich überdies der eigentliche Nationaltypus nach und nach in litthauiſche und ſlaviſche Formenbildung auf. Doch wächſt der Kopf erſt wieder freier aus den Schultern heraus, wenn dieſe vollkommen erreicht iſt; und während deſſen aufrechte Haltung die Nähe des ſarmatiſchen Stammes andeutet, zeugt nur der gänzlich abgeſchorene Bart davon, daß die begegnenden Menſchen weder der litthauiſchen noch polniſchen Race angehören. Selbſt das fahlblonde lettiſche Haar iſt hier meiſtentheils dunklern Färbungen gewichen, ſelbſt die Kleidung würde den Letten hier nicht von dem Litthauer ſcheiden können. Denn obzwar die lettiſche Nationaltracht nirgends luxuriös oder durch Farbenpracht ausgezeichnet erſcheint, auch ihr urſprüngliches Weiß ſich allenthalben in das charakterloſe Hellgrau des „Wadmal“ verkehrte *), woraus der kurze Rock, die lange Weſte, die weiten, bis zur halben Wade herabhängenden Hoſen beſtehen, zu denen

*) Ein ſelbſtgewebtes Wollenzeug, deſſen Geſpinnſt und Name, nur nicht die Farbe, in Lettland, Eſthland, Litthauen und Kleinrußland ſtets dieſelben bleiben und ſich ſeltſamer Weiſe ſogar in Schottland wiederfinden.

ein Paar braune oder blaue Strümpfe kommen, wenn nicht ſchmutzige Lappen um den Fuß gewickelt ſind, — obgleich dies alſo überall der Fall, ſo bringen es die oberländiſchen Letten doch nur ſelten zur Vollſtändigkeit ſelbſt dieſer einfachen Bekleidung. Oft bleibt nichts davon übrig, als die aus Birkenbaſt geflochtenen, ſandalenartigen „Baſteln“, die überall zerfetzten und verkürzten Beinkleider, endlich anſtatt des zugeheftelten Rockes eine übergehangene Decke, welche mit einem Strick um den Leib zuſammengefaßt iſt. Dazu ſtarren die ſonſt mitten über der Stirn geſcheitelten Haare wildverworren unter der fettglänzenden Mütze über die Augen hinweg, indem ſie das ſelten gewaſchene Geſicht großentheils verdecken. Dieſes erhält auf ſolche Weiſe für den erſten Anblick etwas Wildes und Verwegenes. Sehen wir aber genauer zu, ſo gruben ſich dennoch nicht einmal energiſche Laſter darauf ein, ſondern es zerrten nur Verſchlagenheit, gemeine Pfiffigkeit oder ſcheue Tücke, kurzum Sklavenlaſter an den Zügen.

Dazu paßt vollkommen, daß die Letten dieſer Gegend noch mehr als in den andern Landeskreiſen jeder perſönlichen Begegnung mit einem „Wahzeſch“, d. i. Deutſchen, ausweichen, deren Jeden ſie als Genoſſen und Verbündeten ihrer Gebieter, als Feind und ſtrengen Zuchtherrn betrachten. Auch iſt „Wahzeſch“, die bei allen Letten und Eſthen unliebſame Bezeichnung, unter ihnen zum unmittelbaren und herben Schimpfworte geworden. Die Angſt des ohnmächtigen Haſſes ließ ſie ihre Hütten im Gebüſch verbergen und ihren Fußpfad durch den Wald brechen, welcher die große Straße begleitet. Da können ſie herauslugen und erſpähen, nach welcher Seite der Gebieter ſeine Roſſe lenkt; da bleibt ihr Gang und Geſchäft vor den Augen des beſtellten Aufpaſſers verborgen; da können ſie mit dem ſchmuggelnden Juden ungeſtört ver-

handeln und da ſind ſie ſicher, daß nur ein Lette ſie findet, wenn ſie vom Branntwein überwältigt zuſammenſanken.

Mehr oder minder gilt dies freilich von allen lettiſchen und eſthniſchen Gebieten aller drei Oſtſeeprovinzen; doch in vollſter Ausdehnung von der litthauiſchen Seite des kuriſchen Oberlandes. Drüben, längs der Düna, iſt die lettiſche Bevölkerung ſchon minder ſcheu, denn hier geben ihr das fruchtbare Uferland, der Flußverkehr und die Menge der kleinen, von jüdiſcher und ruſſiſcher Bewohnerſchaft beſetzten Städte eher die Möglichkeit eines ſelbſtſtändigen und unbeaufſichtigten Erwerbes. Allerdings erlernten ſie dort von der ſtädtiſchen Schmuggler- und Krämerſchaft an Liſt und Verſchlagenheit faſt noch mehr als hier; aber weil der Befehl des gnädigen Herrn doch nicht das einzige Lebenselement, ſeine Gnade oder Ungnade nicht die einzige Bedingung ihrer Exiſtenz verblieb, entwickelten ſich hier auch bereits die erſten Anfänge eines Selbſtbewußtſeins und einer Selbſtbeſtimmung, die erſten Anfänge eines durch Sparſamkeit errungenen Beſitzes.

Der Haß des Ureinwohners gegen den deutſchen Gebietiger blieb jedoch hier wie dort. Ja, er iſt im ganzen kuriſchen und liviſchen Lande die einzige ſcharf ausgeprägte Empfindung der lettiſchen Seele. Darüber können den unbefangenen Beobachter weder die Schönreden der Lettenfreunde, noch überhaupt die ſchmeichelnden Verherrlichungen baltiſchen Lebens täuſchen; auch erſchüttern einzelne, ſeltne Ausnahmen keineswegs die Allgemeingültigkeit ſolchen Urtheils. — Trotzdem wird man umſonſt nach energiſchen Aeußerungen dieſes feindlichen Gefühles ausſpähen; dazu iſt die Spannkraft des Letten zu gelähmt, die Ueberzeugung von ſeiner Ohnmacht bei ihm ſelber zu fraglos. Nie treibt ihn ſein Ingrimm zur blutigen Beſchädigung an Leib und Leben, wenn nicht im Rauſche, nie zu einer wilden Rachethat, wenn nicht im erſten

Sturme der Leidenſchaft. Aber dafür beſchädigt und verletzt er den Herrn, wo es ihm ſonſt nur irgend möglich. Er brennt ihm ſein Wohnhaus zwar nicht über dem Kopfe zuſammen, aber er ſteckt die „Kleete“ im fernen Walde an, worin die Ernte eines meilenweiten Heuſchlages liegt. Er vergiftet die „Hofesheerden“ nicht, aber er bricht in dunkler Nacht die Bäume der Obſtplantage nieder und verwundet mit ſeinem Beile die neugepflanzten Ebereſchen und Birken zum Tode, welche die Einfahrt zur Hoflage ſchmücken ſollen. Er wird den Herrn ſogar ſchwerlich mit einem herben Schimpfwort in's Geſicht beleidigen, aber unter ſeines Gleichen verſpottet er ihn mit treffenden Schlagworten oder er geht zum „Amtmann“ (Gutsinſpektor) des adeligen Nachbars und ſagt: Herr, mein Herr hat dies und das von Eurem Herrn geſagt, doch verrathet mich nicht. Und heimkehrend reitet er an der Gutsgrenze die aufſproſſende Saat eines „Hofesfeldes“ nieder und tritt dann vor die Edelfrau: Gnädige Mutter, der *ſche Herr hat ſeine Pferde auf Eurem Grenzfelde weiden laſſen, aber verrathet mich nicht. Denn er weiß, daß ſolcher herüber und hinüber getragene Zunder doch endlich Feuer fangen und die Herrn veruneinigen wird. Sieht er dann einmal, wie ſie ohne Gruß aneinander vorbeireiten, ſo iſt ſeine Rache geſättigt. Kam aber zufällig ſein Treiben zu Tag und droht nun der Stock des „Kubjas“ (Frohnvoigt), ſo lügt er ſolang irgend eine Möglichkeit des Läugnens vorhanden iſt und winſelt um Gnade, ſobald dieſe verſchwindet, und küßt den Rockſaum und Stiefel des zürnenden Herrn. Fragt Ihr ihn nun um den Grund ſeiner Lügen und ſeiner Bosheit, ſo jammert er: „Ich weiß es nicht; der böſe Geiſt und die Mutter der Lüge haben es gethan, nicht ich.“ Allein im Krug erzählt er hohnlachend die Geſchichte, wie er der Strafe entging, und fügt zuletzt noch bei: Pats gans, pats wilks — ein Wolf iſt der Hirt.

Gerad im kuriſchen Oberland mußte jedoch dieſer Kampf am erbittertſten fortdauern. Denn die hieſigen Barone hafteten, wie an den Tugenden, ſo auch an den Fehlern der Schwertritterſchaft am feſteſten. Ihnen gegenüber ſchürten auch Juden und Ruſſen am eifrigſten die fortglimmenden Kohlen der lettiſchen Erbitterung zu immer neuen Flammen empor. Indem ſie durch die Verführung des Letten zu Trunkſucht und Faulheit dem Herrn ein immer neues Anrecht zum Verharren in ſeiner Verachtung der Ureinwohner gaben, erweiterten ſie auch mehr und mehr die Kreiſe des Mangels und der Armuth im Volke. Gleichzeitig erblicken die deutſchen Gutsbeſitzer ringsum keine beſſern Zuſtände, ja der Bauer ſelber vermag nicht durch das Beiſpiel eines geſittetern Lebens und eines beſſern Landbaues zum Wunſche nach andern, als den vorhandenen Verhältniſſen zu kommen. Denn die ſarmatiſchen Herrn der Anlande beuteten immer die Leibeigenſchaft mit roheſter Menſchenverachtung aus und im ganzen weſtlichen Rußland gilt der eigenhörige Litthauer, der Litthauer überhaupt, für das graſſeſte Beiſpiel von träger Unkultur und thieriſcher Sittenloſigkeit. —

Gegen den baltiſchen Oſten ſchloß ſich aber der oberländiſche Adel ab. Er erblickte in deſſen mannichfachen Neugeſtaltungen nur ein Zeugniß zager Anheimgabe an das ruſſiſche Regiment und an ruſſiſche Staatsformen. Indem er das Ruſſiſche zurückweiſt, ſtößt er gleichfalls die nach andern Richtungen fortſchreitende Geſittung zurück. Indem er ſeine Söhne von den Petersburger Garderegimentern fernhält und nicht nach ruſſiſchen „Dekorationen“ ſeines deutſchen Wappenſchildes trachtet, erfüllt er den einen Theil ſeiner politiſchen Aufgabe vollſtändig, vernachläſſigt jedoch in ſtarrem Stabilismus deren andere Seite. Denn ſelbſt die Anerkennung der Menſchenrechte des Lettenvolkes, die Gewähr ihrer Freiheit gilt ihm als Zugeſtändniß an die Wünſche der ruſſiſchen

Krone. Der altruſſiſche Adel — hört man hier oftmals ſagen — verdankt ſeine noch heute gefürchtete Selbſtſtändigkeit nur dem Muthe, mit welchem er einſtmals den kaiſerlichen Antrag auf Freilaſſung der Leibeignen zurückwieß, indem er den Czaren Alexander an ſeines Vaters Schickſal mahnte; und ſelbſt der kleinruſſiſche Adel erkannte die Schlinge, welche man den Herrenrechten legte, genauer als wir, indem er ſeinen Kopf mit den feinen Worten daraus hervorzog: wir ſind viel zu loyal, um nicht dem Befehle des Czaren nachzukommen. Er wußte, den Befehl würde man nicht wagen. Die baltiſchen Ritterſchaften ſind dagegen ſchmeichleriſch dem leiſeſten Wunſche nachgekommen und ſind nun gefangen, gebunden, unterjocht. Es iſt ſogar eine gewiſſe Methode in der hieſigen Strenge und Härte gegen die Bauern, es iſt ein gewiſſer Stolz darauf vorhanden, daß man ſich zu deren Freilaſſung nur durch die Ueberſtimmung in der Mitauer Ständeverſammlung habe zwingen laſſen. Sucht man aber dem Oberländer zu beweiſen, wie durch ſolche endliche Einwilligung auch andere Konſequenzen unabwendbar bedingt ſeien, ſo weiſt er ſtolz auf die Gegenkämpfe ſeiner Landſchaft gegen alle Annäherung an Rußland. Und allerdings waren es die oberländiſchen Landboten, welche im Jahre 1795 den Ständeſaal zu Mitau verließen, da man zum Beſchluſſe der Gutheißung der von einer eigenmächtig vorſchreitenden Geſandtſchaft vollführten Unterwerfung kam. Ein Oberländer war es auch, der einem jener Geſandten auf offner Straße: Schabah, Schabah! entgegenrief. So nämlich ſchallt der Anruf, wenn ein flüchtiger Wolf in die Schußlinie der Jäger geräth und er bedeutet, daß Jeder trachten ſoll, ihn niederzuſchießen.

Von dieſem ſtarren, feſten Kerne hat ſich bis zum heutigen Tage auch noch viel Gutes im oberländiſchen Adel erhalten; bis in die neueſte Zeit fügte er ſich nur gezwungen in die Nothwendigkeit, dem ruſſiſchen

Unterthanenverband anzugehören. Und weil er gleiche Geſinnung eben ſo ſüd- und weſtwärts, doch minderen Grades im baltiſchen Norden erkannte, verkehrt er noch heute faſt nur im Geſchäft mit dem deutſchen Adel der Oſtſeeprovinzen. Selten heirathet ſogar ein Oberländer ein Fräulein der nördlichen Kreiſe, ſelten giebt er einem dortigen Edelmanne ſeine Tochter zur Ehe. Lieber läßt er ſie hinüber gen Polen und Litthauen ziehen, und manche ſchlanke Sarmatin iſt umgekehrt zur kuriſchen Oberländerin worden. —

Nur wenn man den Landtag einberuft oder der Johannistag herankommt, reiten und fahren die oberländiſchen Herrn truppweiſe hinauf nach der Adelsreſidenz. Man erkennt ſie dort leicht inmitten aller übrigen Ariſtokratie. Denn mehr in ſchlanker und anmuthiger Gliederung, in vornehmer und feiner Geſichtsbildung ſind wir gewohnt, die Schönheit des kuriſchen, wie überhaupt des baltiſchen Adels zu finden, als in breitſchulteriger Männlichkeit und in ſcharfgeſchnittenem Ausdrucke des Antlitzes. Allein eben dieſe Mannesſchönheit herrſcht unter dem oberländiſchen Adel. Schwarz iſt meiſtens ſein Haar, gelblich die Hautfarbe, das Auge oft ſüdlich heiß und beinah immer tiefdunkel. Dabei drängt ſich jeder einzelne Theil des Geſichtes unvermittelt zur Alleingeltung vor, und der ganze hochgewachſene Körperbau iſt ſtarkknochig, feſt, markig. Jene äußerliche Färbung verräth die Beimiſchung ſarmatiſchen Blutes, dies Knochengerüſt iſt ein echtes Erbe des deutſchen Kernſtammes. Darum fehlt ihnen auch die Elaſtizität der ſarmatiſchen Glieder und die ſchlüpfende Gewandtheit ſlaviſcher Bewegung. Kurz, das Undeutſche blieb ſelbſt im Körper rein äußerlich und mag vielleicht nicht wenig dazu beigetragen haben, einen gewiſſen Mangel innerer Beziehungen zu den litthauiſchen und polniſchen Nachbarn trotz der angedeuteten äußerlichen Zuneigungen zu erhalten.

Nur im entschiedenen Mißwillen gegen jedes höhere Regiment, als das des Adels, besonders auch gegen die Anerkenntniß einer russischen Oberherrschaft fühlt sich der Oberländer sympathisch zu dem Starosten und Woiwoden hingezogen. Freilich blieb das kurische Oberland damals vollkommen theilnahmlos, als der letzte polnische Verzweiflungskampf gefochten ward. Denn in der Abgeschlossenheit seines kleinen Kreises war es sich seiner Unmacht den russischen Truppen gegenüber bewußt, der Zuverlässigkeit des lettischen Volkes unsicher, einer thatkräftigen Beihülfe der baltischen Brüder vollständig baar. Als aber Paskewitsch endlich auf dem polnischen Vicekönigsstuhle saß und die Festen von Kowno, Wilna, Dünaburg, Modlin und Warschau ihre mit Batterien übersäeten Kasematten für Opferhekatomben öffneten, in andern Städten sogar die Klöster und Rathsgebäude zu Gefängnissen umgeschaffen wurden und die russische Rache eben so blutdürstig als beutegierig durch das zertretene Polen und das zermarterte Litthauen schlich — da ritten die oberländischen Jagdzüge still vorüber, wenn sie innerhalb des kurischen Gebietes schnurrbärtigen Menschenhaufen in der vogelfrei erklärten Uniform begegneten. Mit abgewandtem Gesicht, damit sie nicht wüßten, wem sie's gethan, gaben die stolzen Barone den Hülfeflehenden reiche Almosen; und in der dichtesten Wildniß ihrer Tannen- und Fichtenwälder ließen sie kleine Hütten errichten, ohne sie jemals zu benützen. Jetzt sind die Hütten wieder leer, oder ein Nachtquartier für streifende Zigeuner. Manche zerfielen auch, nach andern führt ein Fußsteig und darüber hinweg rauscht der Wind, eilends die leichten Rauchwolken verwehend, welche daraus emporsteigen.

Rußland weiß dies genau und Rußland fürchtet das Zusammengrenzen drei verschiedener Nationen, von denen keine moskowitischen Blutes. Darum thürmte es immer neue Wälle um die Werke von

Dünaburg empor. Wohin auch die Geſchütze dieſer Baſtionen gerichtet ſein mögen, — immer ſchlagen ihre Kugeln in ein Land, deſſen innerſter Kern dem Czarenthume todtfeindlich. Wie Dünamünde das Zwinguri für die entthronten kuriſchen und liviſchen Herzogthümer iſt, ſo Dünaburg für Semgallen, Litthauen und Polniſch-Livland. Und der Kanonenſchuß an jedem Abend donnert's durch die Landſchaft: der weiße Czar iſt euer Herr. Dazu raſſeln die Trommeln des ruſſiſchen Zapfenſtreiches und die wilden Querpfeifen überjauchzen mit ihrem Siegesgeſchrei die Seufzer, welche hinter dem dunkeln Kaſemattengegitter aufſteigen. In der dunkeln Nacht erzählt dann die uralte Düna ihre uralte Mähr von jenen glücklichen Zeiten, da ihre Ufer noch nicht mit ſchwarzrothweißen Bruſtwehren prahlten, und es klingen ihre traurigen Geſchichten über die Haide hinweg, zwiſchen den Hügelzügen hindurch bis tief hinein in die darob zuſammenſchauernden Wälder. Dort hinein ziehen um dieſelbe Zeit ein Paar Reiter, ein alter oberländiſcher Edelherr und ein greiſer polniſcher Staroſt. Sie kennen die alten ſchönen Sagen vielleicht nicht, aber die neuen traurigen deſto beſſer. Doch ſchweigen ſie davon. Geſprochen haben ſie und zu handeln geſtrebt, da es noch Zeit war; nunmehr, da Alles gekommen, wie ſie es vorausgeſehen, ſchmerzt ſie das Blut, welches ſie nicht für ihre Sache einſetzen durften. Der Sarmate jagt ſüdwärts durch die Waldnacht nach ſeinem Schloſſe an einem dunkeln Menſchengewimmel vorüber, aus welchem das Knacken aufgezogener Gewehrſchlöſſer hervorklingt, während ſcheue Geſtalten ſchwerbepackt in dem Dunkel verſchwinden. Der Deutſche trabt oſtwärts nach ſeiner Hoflage und erkennt im vorbrechenden Mondſchein auf der Waldhaide ebenfalls einen Menſchenknäuel. Ein thieriſch betrunkener Lette iſt es, deſſen Taſchen ein forteilender Hebräer leerte, während auf ſeinem Pferde ein Zigeuner davonjagt und nur ein taumelnder Ruſſe zurückblieb, um

den Geſunkenen wieder aufzurichten. Nachher ſchweigt Alles und Alles verſchwindet wieder im Nachtdunkel. Doch währt ein gleichmäßiges dumpfes Brauſen, man weiß nicht, ob von den Dünawellen, ob vom Haidewind, ob von den wogenden Waldgipfeln.

So iſt die Nacht dieſer Lande, welche einſtmals ſelbſtſtändige Staaten waren und die Schutzmauern Europa's gegen den Oſten, nun aber ruſſiſches Eigenthum und Gouvernements und Vorpoſten gegen den Weſten. —

Runö und die Runen.

Von den vier Leuchtfeuern, welche wir beim Hereinſegeln aus der offnen Oſtſee in den rigiſchen Meerbuſen erkennen, glüht das eine im Südoſten, kaum einem Fünkchen vergleichbar, auf der äußerſten Scheide zwiſchen tiefſchwarzem Seehorizont und dämmerndem Himmel. Es leuchtet von einer Inſel herüber, welche ganz einſam am Eingange des Meerbuſens aus den Wellen emporſteigt; die Inſel heißt Runö. Zu jener unvordenklichen Zeit, da der Meerbuſen noch ein geſchloſſener Binnenſee war, wie heute der Peipus oder der Ladoga, nahm ſie, von allen Küſten gleichweit entfernt, den Mittelpunkt eines kreisrunden Gewäſſers ein. So lang jedoch die Geſchichte dieſe nordiſchen Gegenden kennt, iſt Kap Domesnäs ſechs Meilen weſtlich davon entfernt und acht Meilen öſtlich das liviſche Vorgebirg Mannalaid, welches hinter der Inſel Kühnör bei Pernau in den Meerbuſen hereinragt; zwölf Meilen hat man nach der Dünamündung zu ſegeln und ſieben nach Arensburg an

Oesels Küste. Stundenbreit vorgeschobene Sandbänke ziehen im Osten, Norden und Süden einen unnahbaren Kreis um dies Eiland; nur die Straße zwischen ihrer Westküste und Kurlands östlichem Strand gewährt ein ungefährliches, doch immerhin schmales Fahrwasser. —

Wie bei dem Petersburger Kronstadt hätten wohl jene Sandbänke zu Haltpunkten wichtiger Seefesten werden können. Aber die Gesammtkraft zur Weltbedeutsamkeit fehlte den baltischen Ritterstaaten auch in ihrer höchsten Blüthezeit. Noch ehe sie daran denken konnten, weil endlich in sich gefestet, nach Außen hin Bollwerke zu erbauen und das Meer zu beherrschen, soweit ihre Besitzungen hineinragten, war ihre selbstständige Existenz durch die vom Osten, Norden und Süden heranbringenden Nachbarn im innersten Kerne erschüttert. —

Runö blieb strategisch unbenutzt, politisch bedeutungslos, historisch ungenannt. Wie ein zufällig Anhängsel ging die Insel mit dem livischen Festland aus einer Hand in die andere; oder richtiger: Niemand kümmerte sich darum. Ja, selbst die baltischen Geschichtschreiber haben dies Landstück völlig vergessen. Höchstens nennt einmal beiläufig ein alter Chronist die „Runen" als ein absonderlich Volk. Kein Stück Weltgeschichte wuchs hier groß, alles ursprüngliche Leben konnte sich abgetrennt vom umliegenden Festland erhalten, selbst vor der verähnlichenden Macht der modernen Zeit schützte die Runen ihre meerumfluthete Einsamkeit.

An welcher Seite der Insel wir auch landen: immer ist's ein ödes, unschönes, kümmerliches Ufer. Bald träg emporsteigend, bald schroffer aufspringend aus der See, zeigt es zunächst den Wellen nichts als gelblichweißen todten Sand oder graugelbes Gestein. Höchst selten sind die kaum andeutungsweise vorhandenen Dünenhügel von leichtgrünen Strichen Riedgrases überflogen, welches im Seewind raschelt, als sei

die blasse Farbe seiner Halmen das einzige Ueberbleibsel längst abgestorbenen Lebens. Dicht hinter dieser Oede beginnt dann jenes einförmige mannshohe Ellernbuschwerk, welches sich allerwärts in den Ostseeprovinzen meilenweit ausdehnt, um am Horizont für ein einförmiges Roggenfeld Raum zu geben oder sich am Schwarzholzsaume anzulehnen. Allein auch diese Kornfelder und jene Nadelholzwälder fehlen hier. Selten erblickt man eine einzelne hochstämmige Tanne oder Kiefer neben dem schmalen Fußpfad, welcher sich durch das Strauchwerk hindurcharbeitet; nur weiter landeinwärts treten hier und da einige Hundert derselben zu durchlichteten Waldgruppen zusammen und dazwischen schaukeln traurigschwanke Birken ihre langen, grünen Hängeäste einförmig im Seewind. Wohl geht eine Sage unter den Runen, die Insel sei ehmals dicht bewaldet gewesen. Aber seit Jahrhunderten flog der Sturm brechend durch die Baumgruppen des kleinen ringsum ungeschützten Landes und viel tausend Böte wurden auf Runö gebaut und alljährlich zehrten die großen Oefen sechs Monate lang von den Stämmen und seit Menschengedenken bedeckten die Runen ihre Häuser mit Baumrinden. Auf solche Weise ward die Insel holzarm, ja selbst jene Zukunft mag nicht mehr ferne sein, wo sie völlig entwaldet dastehen wird.

Zwischen Buschwerk, vereinzelten Bäumen und ärmlichen Feldstücken bergen sich, umhergestreut wie im ganzen baltischen Lande, die Wohnhäuser der Runen. Jedes gleicht dem andern. Da ist bei keinem ein Vorzug, eine größere Räumlichkeit oder mehr Sorge für die Aeußerlichkeit ersichtlich, als beim andern. Langgestreckt, einstockig, mit kleinen Fenstern und enger Thür dehnt sich das Hauptgebäude hin, an welchem rechts und links die kleinen zubehörigen Hütten hängen. Ueberhaupt unterscheiden sie sich erstaunlich wenig von den Bauernhäusern der

baltiſchen Halbinſel; nur der ſtets rauchende Schornſtein, — auf dem Feſtland immer ein Zeichen vorgeſchrittener Kultur und Wohlhabenheit — giebt ihnen ein behagliches Ausſehen. Auch ſind die Mauern niemals, wie dort durchſchnittlich, aus aufgeſchichteten Baumſtämmen auf einem loſen Steingrund zuſammengefügt; ſondern unbehauene Feldſteine, halbwegs ineinandergepaßt, mit Mörtel leicht verbunden und die Lücken mit Moos verſtopft, bilden deren Beſtandtheile. Denn Steine wirft das Meer alltäglich von Neuem an den Strand, das Holz braucht aber volle achzig Jahre, ehe es zum Bauſtamm tüchtig wird, wenn's vorher nicht etwa der Seeſturm brach oder doch zum krummen Kielholz beugte. —

Allein das Merkwürdigſte an jenen Häuſern iſt, daß niemals ein einzelner Mann oder eine einzige Familie dieſelben aufbaute; ſondern, wie Ackerbau, Fiſchfang und Seehundsjagd gemeinſam, ſo iſt es auch der Häuſerbau. Jedem neuen Ehepaar wird von der geſammten runiſchen Gemeinde ein neues Haus mit allem Zubehör hergerichtet, wenn nicht die Eltern der Frau oder des Mannes ihnen ihre Wirthſchaft übergaben, wogegen dieſes Ehepaar nun wieder die allgemeinen Verpflichtungen übernimmt, mit Allen gemeinſam für den Lebensunterhalt und alle Nothdurft der geſammten Gemeinde zu ſorgen. Trotzdem waltet aber der Beſitzer eines ſolchen Hauſes unumſchränkt, als wäre es mit ſeinem Vieh und Feld ein ſelbſterworbener, erbeigener Beſitz. Auch iſt in der That der Fall nicht ſelten, daß ein ſolches Gut durch lange Generationen bei ein und derſelben Familie verbleibt; nur gewinnt dieſe trotzdem niemals das Recht ſeines ausſchließlichen und erbeigenthümlichen Beſitzes.

Im Gegenſatze zu den kuriſchen und liviſchen*) Bauernhäuſern macht das Innere dieſer Wohnungen den wohlthuendſten Eindruck. Nicht tritt uns hier, knechtiſch gebückt, ein unkräftig gebauter Menſch mit

*) d. i. kur- und livländiſch

ſcheuer Geberde entgegen, ſondern hochſtämmige blonde Männer begrüßen ſelbſtbewußt den Gaſt mit herzlichem Handſchlag. Auch verkriechen ſich die Kinder nicht ſcheu vor dem Fremden in die dunkelſte Ecke der Stube, die Weiber lauſchen nicht bangend durch die Thürſpalte aus der Küche nach ihm herein und die Hunde knurren nicht ängſtlich unter der Ofenbank hervor. Alles geht vielmehr auch jetzt den gewohnten, ruhigen Gang. Man weiß hier gar nicht, was Furcht heißt, die Furcht vor einem Gebietiger; man kennt den Adel, wie die Leibeigenſchaft nur von den Fahrten nach dem baltiſchen Strand. Soweit auf Runö Erinnerung und Sage zurückgeht, ſo lang waren alle Menſchen frei, ſo lang unumſchränkte Herrn auf dem überkommenen Gebiet, ſo lang Alle einander gleich an Rang, Rechten und Pflichten.

Dies ſtolze Bewußtſein iſt mit dem Runen ſo genau verwachſen, daß ihm alle Nachbarländer ſchon darum wie fremde Welttheile erſcheinen. Keiner kann uns Kunde davon geben, woher ſeine Urväter gekommen ſind, und ſelbſt keine geſchichtliche Kunde deutet auf eine Einwanderung zurück. Die geſchichtliche Lage treibt allerdings im baltiſchen Norden überhaupt nur ſparſame Sproſſen; das Land iſt zu rauh zu den langen Geſängen von vorgeſchichtlichen Dingen, und ſoweit die Geſchichte des Volkes zurückgeht, laſtete das Leben zu ſchwer für ſolche ſtolze Erinnerungen glanzvoller Vergangenheit. Mit der Burg Terweten ſind ſie ſpurlos unter den Letten und Kuren verſchwunden. — Aber wunderſam bleibt es allerdings, daß auch die Runen nichts Derartiges bewahrten. Würdet Ihr dahin bezügliche Fragen thun, ſo würden ſie antworten: „wir ſind Mannen von Runö.“ Dieſer Begriff von ihrer Inſel als einer in ſich abgeſchloſſenen Welt iſt ihnen ſo ureigen, daß ſie ſich gar kein anderes Verhältniß denken können, als daß das umliegende Feſtland für ſie nur zum Kornmagazin und Abſatzplatze

ihrer Erzeugniſſe geſchaffen ſei. Dennoch ſind ſie vollſtändig unzweifelhaften ſchwediſchen Stammes; ja, Körper- und Geſichtsbildung, Kleidung, Sitte und Sprache deuten ſogar entſchieden auf Schwedens ſüdliche Spitze. Allein jede derartige Meinung weiſen ſie mit der trocknen Bemerkung zurück: „Werden wohl Söhne von Solchen ſein, die wir von Runö fortgejagt haben.“ Auch erhielt ſich unter ihnen dorthinwärts wirklich eben ſo wenig eine Beziehung, als ſich jemals eine Gemeinſchaft mit den Einwohnern der baltiſchen Küſten entwickelte. Nur geſchäftlich und äußerlich bleiben alle dieſe Berührungen; noch am Meiſten neigen ſie ſich zu den baltiſchen Deutſchen und darum ſprechen ſie auch faſt durchgängig das Plattdeutſch der baltiſchen Lootſen ziemlich geläufig. Allerdings lernten ſie außerdem lettiſch, Einige ſogar eſthniſch; allein Beides eben nur ſoweit, als ſie deſſen zum Geſchäftsverkehr bedürfen. Auch brauchen ſie es nur bei dieſem; denn untereinander ſprechen ſie nur den runiſchen Dialekt, ein ſeltſam verarbeitetes Schwediſch. — Dieſe fertige Abgeſchloſſenheit, dieſes behagliche Selbſtgenüge, dies volle Selbſtbewußtſein des runiſchen Stammes, welches ſich in der ruhigen Charakterkraft jedes Einzelnen wiederſpiegelt und im vollen Vertrauen auf die ſelbſtgeſchaffenen Verhältniſſe ſeinen Wurzelboden findet, gab dieſer kleinen Kolonie allein die Möglichkeit, ſich in jeder Hinſicht als ganzes, geſchloſſenes Volk zu fühlen, fortzuentwickeln und alle Eigenthümlichkeit unverrückt feſtzuhalten, trotzdem daß ſie in jeder Einzelheit ihres Lebens fortwährend auf die umliegenden Küſtenlande gewieſen iſt.

Was ſie jedoch vor Allem gegen ein Untergehen in fremden Einflüſſen ſchützte, war neben ihrer ſozialen auch ihre politiſche Verfaſſung. Denn dieſe fand im weiteſten Umkreis ihrer Umgebungen keine nur irgend vergleichbaren Verhältniſſe. Einen „eiſernen Brief“ hatten ſie

ſich in ururälteſten Zeiten erwirkt und dieſer, unter jedem neuen Oberherrn erneut, wahrt ihre alte Verfaſſung, ihre politiſchen Vorrechte und ihre Freiheiten. Hauptſächlich iſt darin feſtgeſetzt, daß der Herrſcherſtaat keinerlei Eingriffe in ihre Selbſtverwaltung machen darf, wogegen für pünktliche Erfüllung der übernommenen ſtaatsbürgerlichen Pflichten des Einzelnen, wie für genaue Entrichtung der geringen Steuern alle Runen einhellig einſtehen. In dem aus ihrer Mitte ſelbſtgewählten „Hakenrichter" beſitzen ſie ihre oberſte und niederſte, ihre einzige weltliche Behörde; in dem vom Riga'ſchen Konſiſtorium ordinirten Pfarrer ihr einziges geiſtliches Gericht. Doch vermag keiner von Beiden rechtskräftig zu entſcheiden, beſonders zu ſtrafen, ohne daß eine Verſammlung der Aelteſten die Streitfrage nochmals durchprüft und ſeinen Richterſpruch genehmigt hätte. —

Oeffentlich und mündlich iſt das Prozeßverfahren, Geſetzeskraft erringt der Brauch, er und die moraliſche Ueberzeugung ſind entſcheidend, einfach die Strafen. Iſt ein Rune eines Vergehen halber dreimal ermahnt und verwarnt, vielleicht auch nach Befinden mit leichtern Bußen belegt worden und läßt ſich dennoch zum vierten Male bei demſelben Fehl ertappen, ſo trifft ihn unabwendbar die Strafe der Verbannung von der Inſel. Dies iſt gegenwärtig allerdings das härteſte Urtheil, welches die Runen durch ihr eignes Gericht vollführen können; ehmals kam aber dazu noch die Todesſtrafe und die ihr ziemlich gleichſtehende Ausſetzung *).

*) Bei todeswürdigen Verbrechen hat zunächſt das livländiſche Oberhofgericht, dann überhaupt die ruſſiſche Kriminaljuſtiz in ihren verſchiedenen Inſtanzen zu entſcheiden. Doch führen die Runen bei derartigen Vorkommniſſen innerhalb ihres Gebietes die Voruntersuchung. Sie erkennen dann natürlich ſtets auf Verbannung und ſchließen dadurch den Verbrecher an und für ſich aus ihrem Verband aus.

Der Verbannte wird an eine der umliegenden Küſten gerudert und darf Runö nicht wieder betreten. Der zur Ausſetzung Verurtheilte wurde gebunden in ein Boot gelegt, weit in das Meer hinausgefahren und dieſem hierauf ruderlos überlaſſen. Nahm ihn ein Schiff auf, oder trieben ihn die Wellen an einen fremden Strand, ſo war er geborgen, führte ihn aber der Wind nach der Heimath zurück, ſo wurde er zwar einmal geſpeißt, dann jedoch von Neuem in das Meer hinausgerudert, bis er ſpurlos verſchwand. Auch wer zum Tode verdammt war, ſtarb in den Fluthen. Von einem der Uferworſprünge ſtürzte man ihn entweder unmittelbar in die See hinab, oder es ſegelten drei und vier ſeiner Landsleute mit ihm bis außerhalb des Geſichtskreiſes der Inſel — dann kamen ſie ohne ihn zurück.

Die alten Runen behaupten zwar, daß trotz der von der Zeit gemilderten Geſetzesſtrenge die übriggebliebene Verbannung heutzutag häufiger verhängt werden müſſe, denn ehedem Erſäufung, Ausſetzung und Verbannung zuſammengenommen, und ſie klagen ferner, wie die Alten der ganzen Welt, über lockere Sitten und Verſchlechterung des heutigen Geſchlechts; aber deſſen ungeachtet herrſcht auf Runö eine Ehrlichkeit in Handel und Wandel, eine Sittenſtrenge, ein Rechtsgefühl und gegenſeitiges Vertrauen, nach deſſen nur annährendem Seitenſtück wir wohl nicht nur in den umliegenden Landen, ſondern vielleicht in ganz Europa umſonſt ſuchen. Dies iſt eben ſowohl ein Ergebniß uralter Gewöhnung und immer neuen Beiſpiels, als eines durch und durch geſunden, kernhaften Naturells. Denn wahrlich, auch im geſunden Blut und Leib liegt ein Wurzelſtück des braven Herzens und Sinnes. Dazu kam wohl allerdings auch die Scheu vor der unter runiſchen Lebensverhältniſſen unbedingt nothwendigen Strafhärte, welche ſelbſt das kleinſte Vergehen gegen Perſon und Eigenthum gleich einem Staatsverbrechen

ahnden muß, weil dadurch auch ſtets das Geſammtweſen feindlich berührt wird. Sowie die Runen durch ihre Armuth zu Socialiſten und Kommuniſten gemacht wurden, auf daß die Einzelnen durch Alle und Alle durch den Einzelnen vor Elend und Hunger geſchützt ſeien: eben ſo liegt in dieſer Dürftigkeit des Lebens auch wieder das zwingende Bedingniß höchſter Ehrlichkeit und Rechtlichkeit für alle Staatsangehörigen. Ohne dieſe müßte binnen kürzeſter Friſt nothwendig Hunger, Kummer und Jammer über die Inſel hereinbrechen, ohne dieſe müßte ſich nothwendig die Bevölkerung zerſtreuen, ohne dieſe müßte der ſo eigenthümlich geſtaltete Staat nothwendig zerſplittern. Läßt es ſich doch kaum ausdrücken, wie mittellos in jeder Hinſicht dieſes Runö urſprunglich daſteht; liegt doch weder in ſeinem Umfange, noch im Boden, noch im Klima, noch in der Pflanzenwelt irgendwelche Möglichkeit einer Erzeugung ſelbſt nur der unumgänglichſten Lebensbedürfniſſe. Sogar die einfachſten Nahrungsmittel, Getreide und Kartoffeln, müſſen die Runen zum größern Theil vom Feſtland entlehnen; friſches Gemüſe und Fleiſch gehören zu den Luxusſpeiſen, deren Genuß man ſich kaum ein paar Mal im Jahre geſtatten darf; ſelbſt die Wolle und den Flachs zu ihrer Bekleidung müſſen ſie in Oeſel und Livland einhandeln; einzig und allein im Meer liegen die Kapitale, von denen die Inſel zehrt. Und trotzdem hat es deren Gemeinde durch die Gemeinſamkeit des Erwerbes und Gewinnes dahin gebracht, daß ihr Leben, wenngleich voller Anſtrengungen, doch unter geſicherteren Verhältniſſen verfließt, als dem größten Theile des baltiſchen Feſtlandvolkes.

Einhandelnd und verkaufend begegnet man häufig den Runen an allen baltiſchen Küſten; ſtets wandern dann ihrer drei mitſammen, ſich gegenſeitig berathend und unterſtützend. Auch werden ſie bei dieſen Geſchäftsfahrten höchſt ausnahmsweiſe einmal von einem ihrer erwach-

ſenern Söhne begleitet, damit dieſer den Geſchäftsgang kennen lerne, während doch Weiber und Kinder niemals vergeſſen werden, ſobald ein Rune eine Luſtfahrt herüber nach dem baltiſchen Feſtlande macht. — Hochgewachſen, ſtarkknochig und blond ſind die Männer durchgängig, und aus den friſchen Geſichtern, welche Wetter und Wind gebräunt haben blicken große, tiefblaue Augen treuherzig hervor; halblang tragen ſie das meiſtens etwas gelockte Haar, dagegen ſcheeren ſie den Bart vollſtändig. Ihr ſonntäglicher Anzug gleicht einer verſchönten ſchwediſchen Bauerntracht. Ein hellgrauer Rock ohne Halskragen und vorn nicht vollkommen geſchloſſen, umhüllt die Bruſt, während ſeine vielgefalteten Schößen noch oberhalb des Kniees enden. Nicht viel kürzer iſt die daruntergezogene Weſte und aus blaugeſtreifter Leinwand. „Denn ſo muß ſie ſein“ — ſagte ein alter Rune am kuriſchen Strande — „weil wir ſie zum Angedenken des kuriſchen Herzogs tragen, der einſt zu uns geflohen kam und unſere Tracht annahm und mit uns lebte. Der hatte auch eine ſolche Weſte, wie Du es auf dem Bilde ſehen kannſt, das in unſerer Kirche hängt und das er uns geſchickt hat, wie er wieder in Mitau auf dem Schloſſe wohnte.“ —

Wer aber jener Herzog war, kann uns freilich dieſes Bild nicht deuten; denn es zeigt in Wahrheit nur undeutliche Umriſſe eines aufrecht ſtehenden Mannes. Und mehr der Sage als der Geſchichte gehört die Kunde an, daß Herzog Wilhelm der Verbannte, des Herzogs Jakob Vater, weil ſeines Lebens auch in Schweden unſicher, nach Runö geflohen ſei und dort ſechs Jahre lang gelebt habe. Dann ſoll er nach Pommern gegangen und geſtorben ſein, während ſein Sohn den kuriſchen Herzogsthron beſtieg und jenes gewährten Schutzes dankbar eingedenk durch ſeinen verſchwiegenen Kanzler Fölkerſahm der runiſchen Kirche des Vaters Bildniß ſandte. — Doch erkennt man es noch auf

jenem Bilde, wie bereits zu jener Zeit die weitbauſchigen Beinkleider zur Landestracht gehörten, welche noch heute in den hohen Waſſerſtiefeln ſtecken. Dabei iſt über Rock und Weſte ein ſchwarzer Ledergurt geſchnallt, woran vorn ein lederner Beutel hängt — Geldbörſe und Patrontaſche zugleich. Ueberdies trägt jeder Rune auf dem Rücken eine kurze Flinte, an der Hüfte ein langes Meſſer und auf dem Kopfe einen breitkrämpigen Filzhut.

Mit vollem Rechte kann man die Weiber der Runen als das ſchöne Geſchlecht bezeichnen. Denn obzwar keine zarten, ſo ſind ſie doch vollſaftige nordländiſche Schönheiten, den Helgoländerinnen vergleichbar, vor denen ſie ſich noch an Gliederſchlankheit auszeichnen. Ihr Antlitz iſt ovalen Schnittes mit ſchöngeſchwungenen und ſcharfgeprägten Zügen, mit dem Ausdrucke ruhiger Kraft, ohne doch dadurch an Weiblichkeit zu verlieren, weil daneben im Auge eine angenehme Unbefangenheit und Sanftmuth liegt. Auf dem Kopfe, deſſen hellblonde Haarflechten oftmals bis weit unter den Gürtel herabhängen, ſitzt ein hutartiger, niedriger und ſchwarzer Aufſatz; den Oberkörper umſchließt ein knapp anliegendes Mieder von dunkelblauem Wollenſtoff, deſſen langauslaufende und nicht ſcharf eingeſchnittene Taille ſich zu etwa halbfußlangen, in enge Falten gereihten Schößen breitet. Aus dem nur den halben Oberarm knapp umfaſſenden Aermel des Mieders fällt der weite Hemdärmel bis über den Ellenbogen herab und ein weißleinenes, ſchmales, dichtgefaltetes Schürzchen kommt am Vordertheile der Taille aus den hier klaffenden Schößen des Mieders hervor; ein gleichfalls weißleinenes Buſentuch bedeckt den Hals, ein blauer Rock fällt bis zur halben Wade herab, um ein wohlgeformtes Unterbein in hellgrauen Strümpfen mit bunten Zwickeln erblicken zu laſſen.

Immer iſt es ein Zeichen verbreiteten Wohlſtands und einer ge-

wiſſen Bildung, wenn ein Volk verſchiedene Sonntags- und Werkeltagstrachten beſitzt. Das beſchriebene iſt der Runen Sonntagskleid. Von dem des Alltags unterſcheidet es ſich bei den Männern dadurch, daß die herzogliche Weſte fehlt und der Rock durch Heftel von oben bis unten geſchloſſen iſt. Bei den Frauen fehlt dagegen die ſonntägliche Verſchwendung an weißer Wäſche und anſtatt der hellgrauen Strümpfe mit Lederſchuhen erblicken wir den nackten Fuß oder braunwollene Socken. Dieſe einfache Tracht iſt aber auch an Werkeltagen reinlich, hängt wenigſtens niemals in ſo lumpenhaften Ueberbleibſeln am Leibe, wie ſo häufig das lettiſche und eſthniſche Nationalkleid. Auch unterſcheiden ſich nur zwei Männer auf Runö durch ihre Tracht von den übrigen Inſelbewohnern. Der von der Krone eingeſetzte und beſoldete Inſpektor des Leuchtthurms iſt der eine; der andere der vom Riga'ſchen Konſiſtorium angeſtellte und von den Runen verpflegte Pfarrer. Dieſe Stelle iſt jedoch bei den Geiſtlichen des Feſtlandes nicht eben beliebt. Dort winken fette Widmen nebſt behaglichem Verkehr mit den Herrn Amtsbrüdern und der Geſellſchaft; hier iſt dagegen der Geiſtliche außerordentlich vereinſamt, mehr oder minder von den kommuniſtiſchen Lebenseinrichtungen der Inſel abhängig, darf nicht einmal verheirathet dahin gehen, wenn ſeines Vorgängers Wittwe noch lebt und er nicht deren Verſorgung auf eigne Koſten übernehmen will. Ueberdies muß er auch noch der ſchwediſchen Sprache mächtig ſein, weil darin die Predigten gehalten und auch die Kinder der vollkommen organiſirten Elementarſchule Runö's, auf deren regelmäßigen Beſuch die Väter große Stücken halten, in derſelben Sprache unterrichtet werden. Die ſchwediſche Sprache hat überhaupt auf all den kleinen Inſeln des baltiſchen Meeres ein entſchiedenes Uebergewicht bewahrt; ſie wird ſogar immer alleinherrſchender, je weiter dieſe

längs der liviſchen und eſthniſchen Küſte in den finniſchen Meerbuſen hineinlaufen und verliert ſich erſt mit Kronſtadt vollkommen.

Doch kehren wir zu Runö und ſeinem Pfarrer zurück. — Ehemals lebte hier ein Pfarrherr, deſſen Name im ganzen baltiſchen Lande bekannt iſt. Der Mann hieß „Elephant“ und rechtfertigte ſeinen Namen vollſtändig durch ſeine Körperlichkeit. Auch hat Kohl die kleinen Anekdoten, welche an den baltiſchen Küſten umherlaufen, fleißig aufgeſammelt und in ſeiner ſpottlächelnden Weiſe glücklich wiedergegeben. So lang aber auch der Mann ſchon geſtorben iſt, ſo beklagen dennoch die Runen noch heute ſeinen Verluſt. Denn ſie behaupten, er ſei doch ihr letzter Pfarrer von echtem Schrot und Korn geweſen, der letzte, welcher ſich recht eigentlich bei und mit ihnen eingelebt und ihre Rechte vertheidigt, der letzte, welcher redlich und treu die guten und böſen Zeiten mit ihnen durchgemacht habe. „Die neuen Paſtors“ — klagen ſie dann weiter — „halten keiner mehr aus; wenn ſie ein paar Jahre da waren, müſſen wir Briefe mitnehmen an's geiſtliche Gericht nach Riga ſo oft wir hinfahren und die Herrn ſelber oftmals überſetzen; und dann dauert's nicht lange, da ſagen ſie auf einmal auf der Kanzel: ich gehe von Euch, ich bin zu einer andern Stelle berufen; und dann geht er und es kommt ein neuer, den wir nicht kennen, der uns nicht kennt, nichts von unſerem eiſernen Briefe weiß und noch gar ſo jung iſt, daß man kein Fürchten vor ihm haben mag.“ — Dies iſt den Runen ein allgemeiner und wirklich tiefer Schmerz, dadurch hat ſich ihr innerlicher Zuſammenhang mit dem Pfarrherrn weſentlich gelockert, dadurch hat ſich ſogar der Anfang eines nähern Bezuges zu den Küſtenflecken und den Strandkirchen entwickelt. Ein Glück für ihre Eigenthümlichkeit erſcheint noch, daß ſie jenes einſame Gotteshaus bei der Wohnung des Bakeninſpektors von Domesnäs faſt allen andern vorziehen; ein Glück für

ihre unverfälschte Selbstständigkeit möchte man es sogar nennen, daß der Winter sie beinahe sechs Monate lang an die nächste Nähe der Insel bannt und ihr beschwerlicher Lebenserwerb eine nichtgeschäftliche Reise nach dem baltischen Festlande überhaupt nur selten zu Stande kommen läßt.

Selbst sommersüber ist zu deren Ausführung nur wenig Zeit gegeben. Denn auch diese Monate erfüllt gemeinsame Arbeit um spärlichen Gewinn. — Zu zwei und zwei auf einem Fahrzeug, doch deren stets drei und vier zusammen, fährt dann der größte Theil der Männer auf die rings um die Insel gelegenen Untiefen hinaus, gen Osten nach dem „Sandgrund", gen Norden nach dem „Sturgrund", gen Süden nach dem „Gretagrund", gen Westen über ein Paar von der Insel losgerissene Klippen hinaus oder auch noch weiter, um dem Fischfang obzuliegen. Denn wie das Wild des Waldes, so haben auch die verschiedenen Gattungen der Fische im Meere gewisse Umkreise, in denen sie besonders häufig anzutreffen sind und vorzüglich gedeihen; so namentlich die große Steinbutte, welche jene Sandbänke liebt, die von Domesnäs nach den Klippen von Swalferort streben. Segelt man Nachts dort oben vorüber, so tauchen neben den Leuchtfeuern von Domesnäs, Dagö und Oesel, aus der tiefschwarzen Wasserfläche düsterer glühende Feuer auf: die Flammen der eisernen „Grapen" auf runischen Fischerbooten. Kleine Barken sind es, aus denen sie hervorleuchten, ohne Verdeck und Kajüte, nur mit einem einzigen dreieckigen Segel überspannt. Immer steht jenes Feuerbecken auf dem Hintertheile des Fahrzeugs und darüber hängt an einer Kette ein zweiter kleinerer „Grapen", in welchem die sorgfältig abgemessenen Mahlzeiten der meistens für einen Monat ausgerüsteten Seefahrer kochen. Und wie sich der Kirgis im Grasmeer der Steppen zurechtfindet, wie der Beduine im

ewig wogenden Wüſtenſande, ſo der Rune in den Waſſern des Rigiſchen Meerbuſens, ja ſelbſt des Beginnes der Oſtſee; ein Kompaß iſt ihm unbekannt. Gewöhnlich kommen dann an jedem Morgen zu den Fiſcherbarken andere runiſche Boote geſegelt und holen die Beute der verfloſſenen Nächte, um ſie am baltiſchen Strande zu gemeinſamen Nutzen zu verwerthen. Der Hakenrichter und die Greiſe vertheilen ſpäter den Gewinn auf der Inſel, die Weiber nehmen ihn in Empfang.

Außer den Genannten findet man überhaupt wenig Männer im Sommer daheim, welche die nothwendigſten Feldarbeiten gemeinſam mit den Weibern verrichten, während den Kindern die Hüthung des frei graſenden Rindviehes von kleiner Geſtalt und der braunen Schaafe von Oeſel'ſcher Zucht überlaſſen bleibt. Außerdem haben aber die heranwachſenden Knaben, welche Winters die Schule beſuchen, im Sommer auch noch ein anderes Geſchäft: ſie müſſen ſich nämlich in Führung des Schießgewehrs üben. Die minder Fertigen ſchießen unter Aufſicht der Alten nach dem Ziele, den Geübteren ſind Krähen, Möven und Meerenten preisgegeben. Doch kennt man hier keineswegs das leichttreffende Schrot, ſondern einzig und allein die Kugel. Auch iſt es nicht Luſt am Schießen und Tödten, was dieſe Uebungen leitet, ſondern die Nothwendigkeit der Erlangung derjenigen Fertigkeit, in welcher einzig und allein die Möglichkeit einer geſicherten Lebenseriſtenz für die ganze Inſel beruht. Tüchtige Körperſtrafen treffen daher den ſchlechten Schützen und wenn bei den Vorzeichen nahenden Sturmes plötzlich von allen Seiten her die Fiſcherkähne zurückgeflogen kamen, gilt's eine allgemeine Prüfung der Söhne durch die Väter, wobei den Unfertigen neue Strafen drohen, den Fertigen kleine Belohnungen winken. Und während der Sturm in heftigſter Wuth die Inſel umtoſ't, üben ſich auch die

Väter für kommende Zeiten, alſo vorzüglich in den Wochen der herbſtlichen Tag- und Nachtgleiche. Später nämlich, wenn ſich das Eis bereits geſetzt hat, und auch im Vorfrühling, wenn die ungeheuern Eismaſſen, welche den Rigiſchen Meerbuſen mehr oder minder vollkommen bedecken, ſich wieder zu löſen beginnen — dann iſt die Hauptjagdzeit der Runen, die Haupternteзeit ihres Jahres. Dieſe Jagd wird mitten im Meer und nur mit der Büchſe geübt: es gilt die Seehunde zu erlegen.

Wir im Binnenlande glauben gewöhnlich die Seehundsjagd viel minder mühſam, als ſie in Wahrheit iſt. Man erzählt uns immer ſo viel vom faulen Schlafe dieſer Thiere, welchen ſie auf dem Dünenſand und den Felsblöcken in der Nähe flach abfallender Seeufer abhalten, und zu denen ſchleichend man ſie überraſchen könne, ja ſo überraſchen, daß man die Schläfer vor ihrem völligen Erwachen mit Stöcken todtſchlage. Eine andere Art der Seehundsjagd kennt der größte Theil des Publikums ebenfalls nur vom Hörenſagen, z. B. aus dem Rügen'ſchen Seebadeleben, und nur Wenige ſind ſelbſt in dieſer mittelbaren Kenntniß weit genug gediehen, um zu wiſſen, wie die Jagdgenoſſen des Fürſten Putbus ſich im Dünenſand über und über mit trocknen Reiſern bedecken müſſen, um todtſtill liegend dem äußerſt feinhörigen und ſcharfſichtigen Thiere mit einem Büchſenſchuſſe beikommen zu können. — Aber weder jene höchſt ſelten anwendbare Todtſchlägerei, noch dieſe ſchon etwas unbequemere Jagdart kennen die Runen. Im März und April, wenn die Tage bereits lang zu werden beginnen und die Sonne wieder ein wenig wärmend auf die erſtarrten Wogen des Meerbuſen niederſtrahlt, außerdem noch dicht an der Grenze zwiſchen Meer und Eis, muß der Rune ſeine Beute aufſuchen. Sein Boot iſt zu dem Ende auf Kufen geſtellt, und es ſo hinter ſich herziehend fährt er von

der Inſel ab, bis breite Spalten des offnen Meeres ihn zum Gebrauch deſſelben als Waſſerfahrzeug nöthigen.

Wenn man um dieſe Zeit einen der Leuchtthürme von Domesnäs erſteigt, ſo kann man mit dem Fernrohr die einzelnen Jägerpoſten, gleich verſtreuten Standbildern, bewegungslos dicht an dem Rande der Eisdecke erblicken, welche gewöhnlich von der Brandung über den nordweſtwärts laufenden Untiefen begrenzt wird. Ja, ſo ſtill verhalten ſie ſich, daß die traurigen Möven knapp an ihnen hinſtreifen, ſich wohl gar mitunter am Bord eines der Schlittenſchiffe behaglich niederlaſſen und erſt vom beweglichen Auge des regungloſen Mannes getroffen emporflattern, oder auch vom Knall der Büchſe in der Todteneinſamkeit und Todtenſtille erſchreckt auf ſtundenweitem Umkreis ſich mit klagendem Geſchrei erheben und gefahrbang in der grauen Luft umherkrächzen. — Iſt aber ein Schuß gefallen, ſo belebt ſich auch meiſtens die Gruppe, aus welcher er hervorblitzte. Eiligſt wird ein Boot vom Eisrand in die Wellen hinabgeſtoßen, um dort die Beute zu holen, welche nachher weiter landeinwärts oder richtiger eiseinwärts zum Verkaufe zubereitet wird. Dies geſchieht, indem man dem Seehund möglichſt raſch das Fell abzieht, den Speck in großen Würfeln aushaut und ſpäter zu Thran ausſiedet; mitunter fährt man jedoch auch erſt am Schluſſe des Jagdtages die Beute nach der heimiſchen Inſel, um ihre Zerlegung der Sorge der Zurückgebliebenen zu überlaſſen. Allein dies iſt ſelten, denn bei ſcharfem, trocknem Froſte iſt die Jagd nicht lohnend und bei milderem Wetter ſchreitet wieder die Verderbniß im todten Thier außerordentlich raſch vorwärts. Bei hartem Froſt kommt der Seehund überhaupt nur für kurze Sekunden über die Waſſerfläche, liegt dann auch meiſtens fernab vom Land und Eis. Der Jäger muß dann weithin zielen; und traf die Kugel das auftauchende Seewild nicht gerad in den Hirntheil

des Kopfes, ſo ſchießt dieſes mit der Wunde in die Tiefe, um ziemlich ſicher für immer verloren zu bleiben.

Aus welchen Gewehren geſchehen aber ſolche Meiſterſchüſſe! Wenig über eine Elle lang iſt das bald gezogene, bald nicht gezogene Rohr. Die gezogenen Röhre ſtammen meiſtens von engliſchen Fabriken und ſind uralt, vom Großvater auf den Vater vererbt, von dieſem dem Sohne hinterblieben; die nichtgezogenen Läufe fertigen dagegen durchſchnittlich die Runen ſelbſt, indem ſie ſchwediſchen Eiſendraht aufwinden, ſchweißen und ſchmieden; auch iſt das unförmlich große Feuerſchloß faſt immer ein Erzeugniß runiſchen Kunſtfleißes. Die ganze Waffe liegt dabei auf einem ganz kurzen, rohgeſchnitzten Schaft, welcher wenig Krümmung und von einem Backen u. dgl. nur äußerſt rohe Spuren zeigt. Der Rune kann mit dieſem Gewehr nur an der Wange anlegen, aber nicht beim Schuſſe die Schulter gegenſtemmen; darum ſchießt er auch niemals aus freier Hand, ſondern immer auf eine hölzerne Gabel aufgelegt und entweder knieend oder auch platt auf die Erde hingeſtreckt. Trotzdem ſchießt er am baltiſchen Strand mit den beſten Schützen der jagdgeübten Ritterſchaft um die Wette und verſteht das Lichtputzen mit der Kugel eben ſo gut, als der Squatter Nordamerika's. Demnach erſcheint auch der runiſche Brauch minder hart, wonach jeder Jäger, welcher einen Fehlſchuß thut, ſoviel Geldes als Strafe erlegen muß, als etwa Pulver und Blei des Schuſſes koſteten; denn Blei und Pulver gehören zu den theuerſten Bedürfniſſen der Inſel und dabei beträgt der Gewinn vom erlegten Seehunde im glücklichſten Fall kaum über 5 Silberrubel (1 Louisd'or). — — —

Wettergrau und trüb erſcheint wohl das Bild des runiſchen Jagdlebens in ſolcher Beleuchtung; allein noch erhielten wir kaum eine Andeutung von deſſen übermenſchlichen Beſchwerden und ringsum tod-

drohenden Gefahren. Man denke ſich aber dieſe Männer auf dem trügeriſchen Eis und gerad an deſſen von der Fluthbrandung des offnen Meeres beſpülter und unterwaſchener Kante. Man denke ſich den eiſigen Oſtwind, herſtreichend über die Fläche und von den Zacken der Eismeerſchollen die feinen Splitter in der Luft umherpeitſchend. Man denke ſich dieſe Männer dem Froſte ſchutzlos preisgegeben, bald von dichten Nebeln umwogt, bald vom Waſſerſchnee umwirbelt, wie er faſt immer auf offnem Meer — und dort ſpielt ja die Szene —, weil mit Salztheilchen gemiſcht, ätzend die Haut durchbeizt. Dann — ein einziger heftiger Windſtoß vom offnen Meere her, und die ganze Eisfläche, auf welcher die Runen ihre Jagdſtände errichteten, wird vom Waſſer überfluthet; ein zweiter Windſtoß, und weithin hört man das Gepraſſel ihres Zerberſtens. Dann hebt ſich's wogend hinter den Jägern, vor ihnen, zur Rechten, zur Linken; nirgends findet das Auge mehr einen Ruhepunkt. Dicke, ſchwarzgrüne Wellen bäumen ſich urplötzlich ringsum in den Thälern der trügeriſchen Eisdünenhügel; in weithin ſichtbaren Schwingungen wankt die ganze bisher feſte Fläche. Was vorher ein kaum halbfußbreiter Spalt, wird unter Donnergekrach zum klafterbreiten Strom, was ein klafterbreites ruhiges Waſſer war, wird urplötzlich zum wogenden See, deſſen weiße, ſcheermeſſerſcharf gekanteten Ufer immer weiter von einander weichen, während in den wildaufgewühlten, mißfarbigen Wellen vielgezackte, blendendweiße Schollen, Vernichtung drohende Dämonen für alles Lebendige, ihren tollen Wirbelreigen tanzen. Und endlich zerklüftet die ganze Decke rings um den bedrängten Schiffer, ſoweit ſein banges Auge ſpäht, in lauter einzelne Eisinſeln; ein ſchwarzgrünes Netz von den ungeheuerſten Verhältniſſen mit hellglänzenden Maſchen in heftigſter Bewegung würde jetzt von hohem Standpunkt aus der ganze Meerbuſen erſcheinen. — Von der Bolderaa

und Riga's Citadelle donnern dann zwar wohl die Geſchütze ihren Warnungsruf in das ſichere Land hinein, aber im wüthenden Kampfe des Windes, Eiſes und Waſſers verſinkt ſeewärts augenblicklich der Schall und draußen zwiſchen Oeſel und Domesnäs, entfernt von aller Möglichkeit rettender Menſchenhülfe, wagen im ſelben Augenblicke die runiſchen Fiſcher den Todesſprung von einer ſchwankenden Scholle zur andern, um die gebrechlichen Schifflein zu erreichen — lautlos verſchwindet Mancher im Fluthengrab bei dieſem erſten Rettungsverſuche.

Noch iſt die Gefahr mit der Ankunft bei den Booten keineswegs überwunden; ja beinahe noch Entſetzlicheres droht. — Auf und zwiſchen den herumtreibenden Schollen werden die Fahrzeuge umhergeſchleudert; kein Segel iſt anwendbar, das Ruder allein ein ſchwacher Schutz. Zu Bergen ſchieben ſich die Eisquadern zuſammen, rennen krachend aneinander und wehe! wenn eine Barke in das Bereich des Kampfes geräth. Wehe, wenn die Scholle, auf welcher ſie haftet, an ſolch einen Berg geſchleudert wird und unter der Barke in Millionen Splitter zerberſtet! Wehe, wenn die Scholle ſich überſchlägt! Wohin wir blicken: Todesgefahr in den Waſſern, Todesgefahr auf der wankenden Eisfläche, Todesgefahr im Schifflein, Todesgefahr außerhalb deſſelben. Menſchenkunſt und Menſchenwitz, Muth und Entſchloſſenheit, Gewandheit und Kraft — Alles iſt gleichermaßen vergebens; der Himmel allein vermag noch eine wundergleiche Rettung zu ſenden. —

Freilich gehen ſolchen umwälzenden Ereigniſſen, wie im Menſchen-, ſo im Elementarleben faſt immer beſtimmte Verkündungszeichen voraus; allein mitunter brechen dieſelben auch vollkommen zeichenlos herein, oder ihre Drohungen wären nur am Lande erſichtlich. Dann eilen zwar von Runö einzelne Boote in raſender Eile auf ihren Kufen über

das noch feſte Eismeer nach allen Jagdſtellen der Landsleute; allein häufig gelangen ſie nicht zu ihnen oder es überholt die Wuth des Sturmes und der aus allen Spalten hervorbrechenden Springfluthen auch noch die Heimkehrenden. Wohl vermindert ſich die Gefahr, je weiter die Flüchtigen von der äußerſten Eiskante ſchon gen Runö gelangten; aber im Schneewirbel irren ſie wohl auch vom rechten Weg und in plötzlich aufberſtenden Eisſpalten findet Mancher ſeinen Tod. — So fordert alljährlich das Meer für die Gewähr des Lebensunterhaltes für Runö auch ſeinen ſchweren Zoll an Menſchenleben, und ſo wächſt die runiſche Gemeinde nun bereits ſeit Jahrhunderten nicht mehr an Zahl.

In jenen Zeiten der höchſten Gefahr ſtehen die Zurückgebliebenen am Ufer, unter ihnen in vollem Kirchenſchmuck der Pfarrherr. Betend harrt dort die Gemeinde, doch gleichzeitig für jegliche ſelbſtthätige Hülfleiſtung gerüſtet. Die Boote ſind in das Waſſer hinabgelaſſen; Ruder, Taue, Haken, Meſſer, Büchſen, Stangen liegen bereit. Und ſo wie man aus dem Gewirr der ſich hebenden und ſenkenden Eisberge die Barken der Heimwärtsſtrebenden abzuſcheiden vermag, ſtoßen die Muthigſten vom Ufer, um ihnen zur Unterſtützung entgegenzufahren. Wer dies aber wagt, hat vorher für alle Fälle das Abendmahl genommen, wie es Jene nahmen, ehe ſie zur Seehundsjagd hinauszogen. Wer ſtirbt, nimmt dieſe Beruhigung mit hinab, ſowie die andere, daß Weib und Kinder von der Gemeinde nicht verlaſſen werden; und auch die Zurückgebliebenen ſind mit ſolchem Bewußtſein in ihrem Schmerz um den Todten beruhigter. Denn jene alte naive Religioſität hat ſich noch erhalten, welche weder den modernen Myſtizimus, noch den kalten Hyperrationalismus kennt. Eben ſo fern blieb auch das ſinnverwirrende Glockengeklingel des Ruſſogräzismus, wie es über die baltiſchen Lande hinſchallt, die Letten und Eſthen von den Altären jener lutheriſchen

Prieſter weglocken, welche vom Gottesglauben nur die Furcht, vom Lutherthume nur den unbedingten Gehorſam predigten, oder, um ihre gottgeweihten Pflichten unbekümmert, das Volk verdumpfen und verrotten ließen. Einfach und ſchlicht iſt der runiſche Proteſtantismus, aber klar und wahr. Darum führt ſelbſt die Neugier den Runen ſelten in den baltiſchen Küſtenflecken zu den immer zahlreicher aufwachſenden ruſſiſchen Kirchen; und den Popen, welcher ihn mit verführenden Worten antritt, verſteht er nicht, oder dieſer ſelber wich vor dem Manne zurück, welcher ſeinen breitkrämpigen Hut nicht ängſtlich vom Haupte zog und ſich noch viel minder zum Handkuß bückte. Wo aber die Runen einen andern als den heimiſchen Prediger hören, in den einſamen Kirchen des Seeſtrandes, da erklingt Gottes Wort ebenfalls einfach und ſchmucklos, wie daheim. Und dazu tönt Gottes unmittelbare Sprache, der Seeſturm, zwiſchen die Orgelklänge herein, oder die lichte, warme Sonne bringt mit den Worten des Kirchengeſanges und der Predigt wohlthuend in's Herz. —

Daheim bleibt's jedoch am Beſten. Da hängt das Bild des Kurenherzogs im runiſchen Bauernkleid an der Wand und derſelbe Pfarrer, welcher draußen am Meeresufer mit der Gemeinde in den Augenblicken höchſter Noth betete, ſteht auf der Kanzel. Um guten Fiſchfang und reiche Seehundsjagd, um glückliche Fahrt, friſchen Wind und „geſegneten Strand" bittet er den Geiſt über den Waſſern. Dann verlieſt er von Zeit zu Zeit einmal die Namen der Gebornen, Verlobten, Getrauten und Geſtorbenen nebſt einem kurzen Gebet für Alle. Zwar weiß die ganze Gemeinde bereits die Namen und das Schickſal Aller, noch ehe er es vorlieſt; trotzdem ſcheint es ihr erſt nach der kirchlichen Verkündigung zur vollen Wahrheit geworden.

So geht das Leben Jahr aus Jahr ein ſeit Jahrhunderten auf

jener Inſel. Unangetaſtet ſteht ſie in ihrer Eigenthümlichkeit, während die baltiſchen Provinzen ihrer Herzogstitel verluſtig wurden, während ruſſiſche Tſchinowniks immer maſſenreicher in die Landesbehörden der ehmaligen Ritterſtaaten eindrangen, während man die ruſſiſche Sprache zum Lebensbedingniß der deutſchen Schulen und Hochſchulen machte, während die kleinen lutheriſchen Kirchen niedergebrochen wurden, um Bauſteine für fünfkuppelige Kathedralen zu liefern. — So möge denn auch fernerhin der Kauffahrer verächtlich an Runö vorüberſegeln, ſo möge der Staat auf fernerhin deſſen Lage an der Pforte des Meerbuſens überſehen. Je heller Runö's Name in Europa wiederklänge, je höher Hafendämme, Feſtungswerke und Magazine aus der Inſel hervorwüchſen und je tiefer ſich Docks, Kanäle und Waarenkeller in ſie einwühlten, deſto glätter und flacher würde ihre Selbſtſtändigkeit von den Wogen der nivellirenden Ruſſifizirung und der europäiſchen Verähnlichung verwaſchen werden. Der Himmel walte, daß Runö reizlos, klein und dürftig, dafür aber die Runen freie Runen bleiben!

Weg und Wetter im baltiſchen Land.

Genug des Wanderns und Umherſtreifens. Sicherlich genug für den Leſer. „Mit der ganzen Fläche von der Memel bis zur Newa theilt Kurland den gemeinſchaftlichen Typus der Erdoberfläche, der Vegetation und des von Menſchenhänden geſchaffenen Landescharakters. Zwei Zeichnungsſtriche beherrſchen die Landſchaft: der geradlinige des Vordergrundes mit ſeinen Wieſen, Feldern und Haiden, nächſtdem der leichtgewellte des unausweichlichen Schwarzwaldſaumes am Horizont. Beide Striche rücken wohl näher zuſammen oder weichen weiter auseinander. Immer und überall bleibt aber das Schwarzgrün des Nadelholzes die breite Grundfarbe, zur Mitteltinte wird das fahle Grün der Grasflächen, Felder und Birken, zur matten Laſirung das Rothgrün der Haide. Ueber alles hinweg weht noch der Sand eine leichte Staubdecke.“ — Wie wenig Reiz, wie wenig Abwechslung! Und doch zeigt Kurland ſogar noch die wechſelndſten Landſchaften der drei Provinzen.

Wir haben die Windauufer geſehen, in der Strandöde gelebt, die Badidylle von Kemmern, die wilde Urſprünglichkeit der Nordſpitze Domesnäs und die Eigenthümlichkeit des Oberlandes kennen gelernt. Dagegen werden in den beiden übrigen Provinzen ſelbſt dieſe engbegrenzten Ausnahmen der Einförmigkeit noch ſeltner, noch enger begrenzt. Freilich hat wohl jede derſelben ihre ſogenannte Schweiz mit Friſchwaſſern, dichterem Laubwald, Hügelzügen und den Anfängen einer wohlhäbigern Natur; allein dieſe Anfänge ſind noch anfänglicher als in Kurland und das Terrain des unentſchiedenen Landes zwiſchen Waldöde und Steinwüſte, zwiſchen Haideland und Wieſe, zwiſchen Sumpf und See, zwiſchen Langweile und Armuthsjammer eroberte einen weit breitern Raum. Wo dagegen dieſes Land mit wogenden Saatfeldern überdeckt iſt, im ſüdweſtlichen Livland, da erſcheint ſein Anblick noch ermüdender als in Kurland; denn es fehlen ſelbſt die glitzernden Waſſerſpiegel. Was gäbe es zu ſchildern? Wir führen die ewiglangen Straßen hin und wieder, und wären doch am Ende noch zu keiner Löſung der Frage gelangt.

Man ſagt: Der Zuſtand der Straßen iſt der ſicherſte Höhenmeſſer für die Landeskultur. In unſern gewerbreichen, menſchenüberfüllten acht und dreißig deutſchen Heimathen, wie überhaupt in Mitteleuropa beziehen wir den Ausſpruch faſt immer auf die Gewerbszuſtände. Von anderer Bedeutung erſcheinen dagegen die Straßen der Oſtſeeprovinzen. Denn bauen hier auch die Landesherrn, der grundbeſitzende Adel, die großen Wege für den allgemeinen Verkehr, ſo fallen doch deren Abzweigungen nach den zerſtreuten Menſchenwohnungen eben deren Bewohnern allein anheim. Dadurch wird der Unterſchied zwiſchen den Heer-, Poſt- und Privatſtraßen ſo charakteriſtiſch für die hieſigen Menſchen, für ihre Bedürfniſſe, für ihre Bildungshöhe, ſelbſt für ihre Beachtung des allge-

meinen Besten. Sie sind sogar nach den Provinzen verschieden, und Heerstraßen wie Privatwege sind darum genau zu trennen.

In Kurland baut jeder Edelherr die Strecke des „großen Dammes", soweit sie sein Gebiet berührt; in Livland wird die gesammte Erhaltungsarbeit der Wege des allgemeinen Verkehrs alljährlich einem gewissen Theile der grundbesitzenden Ritterschaft zugetheilt und in Esthland liefern die verschiedenen Güter das Baumaterial für je bestimmte Strecken. Jede Ritterschaft läßt sich in Erfüllung ihrer Pflichten von ihren selbstgewählten Behörden beaufsichtigen; und so geschieht im Allgemeinen gerad nur eben genug um die verwetterten, verschwägerten, befreundeten und bekannten Inspizienten nicht zu Strafanträgen zu zwingen. Dazu gehört nun allerdings wenig genug; daher der bodenlose Zustand der hiesigen großen „Dämme." Wenn im April und Mai die Schneedecke oberflächlich weggeschwemmt ist, werden einige Haufen „Grand" (grober Sand) aufgefahren und die Löcher flüchtig zugedeckt, so daß sie jeder Regenguß von Neuem wieder aufwühlt. Dies genügt. Im Felde liegen zwar die prächtigsten Wegbausteine ungenützt, hindern oft Pflug und Egge, werden jedoch trotzdem höchstens in einem Winkel des Feldes angehäuft und niemals für die Straße verwendet. Warum auch so sorgfältigen Bau? Braucht doch der Grundherr eben um diese Frühlingszeit die „Gebietsleute" baldigst für Bestellung seiner Felder; fährt er doch selber auf den großen Damm fast nur in der guten Jahreszeit und stets vier- oder mehrspännig mit den besten Pferden des Landes; sinds doch nur die Letten und Esthen, welche auf diesen grundlosen Pfaden schwere Lasten im „Gehorch" erschleppen müssen; ist man doch sicher, daß der Durchweichung ein scharfer Trockenwind folgt. — So denkt man wenigstens, wenn man es auch vielleicht nicht ausspricht. Auch war's ja früher noch weit schlechter und die Väter sind dennoch zu

einander auf Beſuch gefahren, ſind dennoch nach Mitau, Riga, Reval und Dorpat gekommen; und die Letten und Eſthen können's auch ſchon erzwingen. Sie ſind ja frei, ſie können ſich ja die Wege beſſern.

Im mitteleuropäiſchen Leben vermögen wir für ſolche nachläſſig egoiſtiſche Anſchauung der Dinge gar kein Verſtändniß mehr zu finden. Es dünkt uns ſolche Anſicht vollkommen unmöglich. Sie würde es mit ihren Folgen allerdings auch hier ſein, wenn es wirkliche Verkehrsſtröme gäbe, wenn dieſe im ganzen Jahre dieſelben Bahnen zögen. Aber es giebt keinen drängenden Verkehr und der Verkehr hat keine Kreuzungsorte, keine Mittelſtationen auf dem Wege vom Landesinnern zum Meer oder irgendwelcher größern Stadt. Auch bleiben ſeine Bahnen nicht jahraus, jahrein dieſelben; ſie behalten nur immer die gleichen Endpunkte. Während nun der verbindende Sommerweg zwiſchen dieſen Endpunkten Zeit genug behält mit allerlei Krümmungen an den Hinderniſſen vorbeizugehen, ohne dieſe zu überwinden, gleitet der Winterweg über die gleichmäßige Schneedecke des Landes, den Eispanzer der Seen, Moräſte und Flüſſe ſchnurgerad hinweg, um vom Ausgangspunkt zum Endziel zu gelangen. Der Winter iſt außerdem die Haupttransportzeit für die Landeserzeugniſſe, und was im Sommer zu Lande von Außen kommt, bewegt ſich eben nur auf der einzigen litthauiſch-mitauer-rigaer Straße, welche der kaiſerliche Ukas chauſſirte. Auch gilt es nur im Winter eine eilige Fahrt der Waaren vom Landesinnern nach den Seeſtädten zu machen. Nur dann tritt einige Konkurrenz ein, nur dann beginnt eine leiſe Aehnlichkeit mit den Verkehrsbewegungen anderer Länder. Da treibt auch die Kälte, die Einſamkeit, der kurze Tag zu raſchem Verkehr. Da ſieht man lange Karavanen kleiner Schlitten mit je einem Rößlein über die endloſe Schneewüſte dahintraben, deren Wegweiſer ein halbverwehter Stein-

haufen, ein abgebrochner Baumſtamm, eine tiefverſchneite Hütte, ein Werſtpfahl, ein Krug, eine Waldecke ſind. Sowie aber das haſtige Thauwetter heranſtürmt, endet dies aufgeregte Leben; nur einzelne verſpätete Nachzügler ſchleppen ſich und den Pferden zu höchſter Marter die kleinen Schlitten nach den einſamen Hütten zurück. Und nicht eher beginnen die nun wieder geltſamen Sommerwege belebt zu werden, als bis die kurze Sommerhitze deren Schlammtiefen in Staubmaſſen verwandelte. Im Herbſt aber verliſcht auch dieſer Verkehr bis auf leiſe letzte Spuren.—

Wie der Menſchenverkehr im baltiſchen Land keine Stätigkeit und kein gleichmäßiges Beharren zeigt, ſo fehlt es auch den atmoſphäriſchen und klimatiſchen Verhältniſſen. Das iſt ein Wechſeln, Springen und Umſetzen in den unvermitteltſten Gegenſätzen das ganze Jahr hindurch, und in der Wiederkehr der Jahreszeiten ſelber. Nur während zwei ganz kurzer Perioden iſt von einer halbweg beſtimmten Witterung die Rede: ſechs heiße Sommerwochen bezeichnen das Ende des Juni und den Juli, acht bis zehn Wochen ſtrengkalter klarer Winter herrſcht im Januar und Februar. Während des übrigen Jahres wirbeln Sonnenſchein und grauer Himmel, Sturm und Windſtille, Nebel und Luftklarheit, Tageshitze und Nachtfröſte durcheinander, wie nirgends weiter unter den gemäßigtern und kältern Himmelsſtrichen Europa's. Von der kuriſchen Halbinſel beginnend ſteigert ſich ſogar die Raſchheit der Aufeinanderfolge dieſer Gegenſätze, je weiter wir nach Oſten vordringen, bis ſie in Ingermannland und ſpeziell um Petersburg kaum mehr nach Tagen, ſondern nur nach Stunden und Halbſtunden beſtimmt wird, um nach Finnland hinüber in die weniger ſpringenden Verhältniſſe einer kältern Zone überzugehen und endlich im ewigen Winter des nordöſtlichen Sibirien zu erſtarren.

Eben ſo eilig erobern und verlieren die Jahreszeiten ihre Herrſchaft. In den öſtlichen Provinzen giebt es deren ſogar nur zwei mit entſchiedenem Charakter: einen ſehr langen Winter und einen ſehr kurzen Sommer, welcher um Petersburg meiſtens ſchon wieder zum „grünen Winter" wird. Kurland und das weſtliche Livland fügen dazu einen häßlichen, langdauernden Herbſt. Ueberall aber hebt ſich der Sommer aus dem Winter mit regentriefendem Haupte; und wo noch eine mehrwöchentliche Andeutung des Frühlings vorhanden, da iſt ſie nur durch unendliche kalte Regengüſſe bezeichnet. Dieſe waſchen das weiße Land erſt ſchwarzbraun, dann graugrün. Aber wo blieb jenes ahnungsreiche Keimen, Knospen und Entfalten des deutſchen Vorfrühlings? Wo ſind jene wunderbar lieblichen Sonnenblicke, aus einem tiefblauem Stücklein Himmel zwiſchen weichgeballten lichtfarbenen Wolken? Wo jenes luſtige Kämpfen der Aprilsſonne mit dem letzten Schneegeſtöber des flüchtenden Winters? Wo endlich die Maiwonne? — Wohl nennen ſie auch hier den Mai einen Frühlingsmonat; und zwölf Tage ſpäter als im übrigen Europa beginnt ihn der hieſige Kalender. Aber ſein Beginn iſt Regen mit Schnee vermiſcht und in den Hohlwegen kämpfen Eisſchollen mit Waſſerfluthen. Zwölf Tage ſpäter endet er dann mit Tagen, deren Länge die Mitteleuropas am Morgen und Abend faſt um eine Stunde überreicht; aber dennoch ſinkt noch faſt mit jedem Abendroth der Thau in Reif verwandelt nieder, dennoch hat die Sonne noch faſt an jedem Morgen eine leichte Eisrinde von den Gewäſſern wegzuſchmelzen. Nur am Tage, nur im Sonnenſchein, nicht von einer wirklich mild durchwärmten Luft, gedeiht die Pflanzenwelt; und jede Nacht droht ihrem keimenden Leben neuen Tod. So kann ſie ſich nicht zur Ueppigkeit entfalten. Die ſparſamen Blättlein der Bäume werden alt, aber ſie wachſen nicht zum lückenloſen Laubdach zuſammen; die Pappel, die Kaſtanie, die Ulme iſt

beinah zum exotiſchen Baume werden, ſelbſt die Eiche gedeiht nur in Kurland noch zur Schönheit, und die Birke allein ſchmückt die Fläche bis an das äußerſte Ende des finniſchen Buſens. Die Birke iſt aber ein wehmüthiger Baum, um ſo wehmüthiger, wenn ſie wie hier faſt nur hängende Zweige zeigt. Wohl iſt ſie ſo ſchön, ſo hoch, ſo ſchlank und feingegliedert, wie wir ſie in Deutſchland nirgends ſehen; aber eben weil ſie ſo alleinherrſchend vor allem übrigen Laubwerk, prägt ſie der ganzen Baumvegetation einen elegiſchen Charakter auf. Das dunkle Nadelholz ſteht dann als männlicher, finſterer Ernſt neben der weichen Wehmuth. Die übrigen Büſche und Bäume, ſpärlich und gerad nur ſo weit verwachſen an Zweigen und Blättern als unumgänglich, ſcheinen die trockene Proſa des Lebens. Wo iſt nun der Lebensreiz?

Dann kommt der Sommer haſtig, heiß, gewitterreich. In drängender Eile gelbt er die kurzhalmigen Kornfrüchte; der Staub hat unterdeſſen wieder einen Schleier über das Baumgrün geworfen, die karg beraſten, blüthenarmen Wieſenflächen ergrauen raſch am Waſſermangel, und nur die Haide blüht meilenweit, mit langen Dolden, hochroth — denn dieſe Vorzeichen eines harten Winters fehlen keinem baltiſchen Jahr. — Doch ſchon im Auguſt ſchleicht ab und zu in ſtillen Nächten der Froſt, ein beutegieriger Wolf, durch das Land. Nur tagsüber vermag die Sonne noch den Winter zurückzuhalten; aber die raſch vergelbenden Bäume verſtreuen eilig ihre Blätter und oft ſchon im September ſteigen die Herbſtſtürme aus der wildwogenden See an das Land. Noch ein Paar ſchöne ſonnige Oktobertage ſind auch hier, wie bei uns, die letzten Scheidegrüße des zu langem Schlafe rüſtenden Naturlebens. Dann kommen die Stürme in immer raſenderer Wuth herangeflogen, das „Stiemwetter," der Wirbeltanz zerfließender Schnee-

flocken, beginnt und dennoch herrſcht erſt um Weihnachten die Winterſtille, die Erſtarrung des Landes und der Waſſer, worüber ſich ein klarer Himmel in ungemeßnen Fernen wölbt.

Nur wenige Edelherrn, wir wiſſen es, verleben dieſe ſchöne Zeit des Winters in ihrer „Hoflage.“ Eingeſchneiet, verlaſſen, wie vergeſſen dehnt ſich deren Häuſerrund. Erſt wenn in dem Birkenwald das weißliche Geäſt wie von einem feinen grünen Hauch durchdämmert iſt, rollen, wackeln oder waten die ſchweren Reiſewagen aus der Stadt, über den vernachläſſigten „großen Damm“ hinweg, bis ſich ſeitab ein glatter Weg, meiſtens von Bäumen eingefaßt, aus der traurigen Fläche abſcheidet. Das iſt der Weg zum Edelhof. Zwar ſteht noch alles kahl, und nüchtern lugen die rothen Dächer hinter dem Geſtrüpp des ſeiner Belaubung harrenden Geäſtes hervor. Aber jene ſchwerſten Wochen, welche ſoeben auf dem Land gelegen haben, die letzten des April und die erſten des Mai haben die Gutsherrn nur aus der ſichern Umfriedung der geſelligen Stadt vorübergehen ſehen. Da zogen traurig graue Wolken Tag und Nacht mit ihrem ununterbrochenen Regen, mit ihren wilden Sturmſchauern von allen Seiten über dem Lande auf. In dichten Nebeln lag jede Fernſicht am Morgen verhüllt, und wie aus einem unermeßlichen Meer ragte am ſinkenden Abend jede der baltiſchen Menſchenwohnungen. Da zog kein Menſch des Weges, da ging kein Gefähr am ganzen langen Tage vorbei. Die Pferde konnten den Schlitten nicht, noch viel minder den Wagen erziehen; ſie ſchnitten zu tief in den halbſteifen, graulichen Schneeteig. Und im vergeblichen Kampf ſtampften die Roſſe ſich bis hoch über die Feſſeln in die halbzähe Maſſe, oder ſie ſtürzten in die innerlich ſchon durchweichten „Grüfte“ (Schneewehen), deren harte Rinde ihnen die Haut des Leibes und Halſes durchſchnitt. Nachher ſcholl es zuerſt von Polen und Litthauen mit

lautem Jammer über das Unglück der Waſſerverwüſtung; und vom ſüdlichen Ende der Flüſſe drang die Ueberſchwemmung nordwärts, und dazu wälzten ſich die ſchmutzigen Waſſer der thauenden Schneemaſſen von allen Seiten heran, und es hoben ſich die tauſend Seen über ihre Ufer und neue abertauſend überwogten die Felder. Darin erſoffen die mühſam gepflanzten Winterſaaten und die Hoflage ſelber ward zum See und man mußte die Thiere aus den Ställen heraus in die Fluthen ſtellen, damit ſie drinnen nicht elendiglich verkämen. Durch die einſamen Geſinde wogten verwüſtende Ströme.

Dies ſind die erſten Kunden, welche die Wiederkehr des zehnigs kunks und der zehnigs mahm (gnädiger Herr und gnädige Mutter) begrüßen. Sie haben zwar drinnen in der Stadt wohl Aehnliches gehört, aber es ſchwirrte flüchtig an ihnen vorüber; und nun da ſie ſich ſelbſt mehr oder minder betroffen finden von dem Unheil, tritt dagegen wieder die Noth und der Jammer des klagenden „Wirthes“ zurück. Da hört man's oftmals, wie im Edelhofe der jammernde Lette ohne Prüfung abgewieſen wird, wie man mißtrauiſch jede Schilderung der Verwüſtung als Verſuch zur Erlangung eines Gehorcherlaſſes auffaßt, wie ſtatt freundlichen Troſt und oft nur in geringem Maß erforderlicher Hülfe der beſitzloſe Mann mit Zornworten hinweggewieſen wird. Wer mag's dann Wunder nehmen, wenn die rohe Natur im Lethe des Nordens, im Branntwein, ein Vergeſſen der Lebenslaſten ſucht? Wen mag es wundern, wenn der Lette für die verſchlemmten Felder und Wieſen eben auch nichts weiter thut, als wozu ihn der Hunger treibt? Wenn er das Vieh, das nicht ſein eigen, aus dem Stalle hinausjagt auf die verödeten Strecken, damit es dort Nahrung ſuche; und daß der Bauer, wenn es dann verkümmert iſt, nicht an Erſchaffung einer neuen Heerde denkt?

Freilich dünken uns dies aus der Ferne einzelne Fälle. Aber wo dieſe Fälle ſich wiederholen (und ſie wiederholen ſich in mehr oder minder harter Form ſehr häufig in allen Oſtſeeprovinzen), da wachſen ſie endlich zu Landeszuſtänden zuſammen, an denen Gegenwart und Zukunft zu Grunde geht. — Dagegen dürfen wir jedoch auch nicht ungerecht ſein, dürfen nicht vergeſſen, wie ſolche Mißachtung des Volkes gleichſam ein hiſtoriſcher Zug des Oſtſeeprovinzadels iſt, angeboren und angeerbt von den älterväterlichen Eroberern, anerzogen und eingewachſen durch die alltäglichen Begegniſſe des Lebens von zarteſter Kindheit auf, niemals widerſtritten und ſogar gepflegt von vielen Derer, welche die Vermittlung zwiſchen Adelſchaft und Volk zu vertreten gehabt hätten. Denn dieſe natürlichen Vertreter, die Geiſtlichen, die Rittergutsbeamten, die deutſchen Landbewohner, die Bevölkerungen der kleinen Städte und Flecken — ſie ſind theils vollſtändig in das Intereſſe der grundbeſitzenden Ariſtokratie verflochten, theils fördert es wohl auch ihren perſönlichen und pekuniären Vortheil, wenn ſie die traurige Kluft zwiſchen den Herrn und Knechten mit keiner Brücke überbauen. So wächſt das Kind des adeligen Grundbeſitzers auf, ohne das eigentliche Volk jemals mit eignen Augen zu ſchauen; ſelten wird ihm von Seiten ſeiner Lehrer ein eindringlich Bild davon gegeben: denn dieſe beſtehen je zum großen Theil aus eingewanderten Ausländern. Auch hält man auf den Edelhöfen die Kinder grundſätzlich vom Verkehre mit den Letten und Eſthen fern, damit — ſie nicht verdorben werden. Nur die Leute des engern Familiendienſtes aus lettiſchem Stamme geben dem Kinde ein Bild von dem Volk und — man mißverſtehe nicht das Wort — von der Race. Dieſe Leute ſind jedoch meiſtens bereits innerlich ausgeſchieden aus der Gemeinſchaft mit ihren Stammgenoſſen und in das Heerlager der „Halbdeutſchen“ übergegangen, haben alle nationalen

Fehler treu bewahrt und dieſelben noch mit neuen Laſtern verſetzt. Das Knabenalter führt die hieſigen Söhne nach dem Gouvernementsgymnaſium, alſo in die Städte; oder es vollendet der Privatunterricht die Vorbereitung für die Univerſität. In beiden Fällen wieder keine Möglichkeit, das Volk kennen zu lernen. Den Städten bleibt es als kompakte Maſſe fern und dem Erbprinzen des Edelhofes erſcheint es nur in niederer Knechtsgeſtalt, unterthänig bis zum Aeußerſten des Vaters wegen, oder mit Bitten und Forderungen, welche man dem eigentlichen Herrn nicht vorzulegen wagt und die nun dem Junker zur Beförderung vorgetragen werden. Da tritt dieſem zuerſt des Vaters Entrüſtung über die ausſchweifende Forderung, über die unverſchämte Bitte entgegen; und dadurch gewitzigt verweigert er ſpäter gleich in höchſteigner Perſon das Geſuch. Er ſetzt ſchon deſſen Unzuläſſigkeit, wie des Bittenden Unverſchämtheit voraus. — Dann endlich folgen faſt bei jedem jungen Kur-, Liv- und Eſthländer der höhern Stände einige Reiſejahre. Er hört im Auslande vom Vordringen des Ruſſenthums unter den Letten, von ihrem Abfall vom angeſtammten Glauben, wohl auch von Aufſtänden gegen die Grundherrn: und ſo ſchlägt Mißachtung, Haß und Verbitterung gegen die Urvölker der Heimath immer feſtere Wurzel. Heimgekehrt empfangen ihn die Klagen der gutsherrlichen Genoſſenſchaft; undankbar, ſchlecht und faul, hinterliſtig, feig und treulos — das ſind die tagesläufigen Beiworte, welche man dem Letten beilegt, wie dem Eſthen. Und der unter ſolchen Anſchauungen, Klängen und Eindrücken heranwuchs, groß ward, zum Manne reifte, wird nun ihr Herrſcher als Gutsherr oder ihr Richter als Beiſitzer der Behörden, welche die Ritterſchaften der Provinzen je aus ihrer Mitte ergänzen.

Wohl iſt es tieftraurig, ſolche Verhältniſſe in einer Bevölkerung herrſchend zu erblicken, deren ſelbſtſtändige Exiſtenz auf der einen Seite

an die feste Anhänglichkeit der Urvölker geknüpft ist, während sie auf der andern Seite eben vermittelst dieser Urvölker, wie unmittelbar durch eine feindliche Uebermacht in ihrem innersten Wesen mit giftigen Waffen bekämpft wird. Noch trauriger aber ist, daß uns aus dem ganzen sozialen Organismus des hiesigen Lebens, wie er im Laufe der Jahrhunderte emporwuchs, die Ueberzeugung entgegengrinzt, daß ohne Umgestaltung aller Lebenseinrichtungen keine Möglichkeit anderer Sachlagen erwachsen kann. Epigonenhaft leidet die heutige Generation der baltischen Deutschen an den Mißzuständen, welche die Zeit der Väter und Aelterväter bezeichneten: die alte feste Kraft der Ahnen ist von ihnen gewichen, dagegen sind ihnen die Fehler der Ahnen geblieben, der freiherrliche Leichtsinn, die souveräne Sorglosigkeit, die vornehme Bequemlichkeit der waffenklirrenden Schwertritter — geblieben in ihrer von Diplomatenschlauheit, Despotenstarrsinn und Nationalhaß angefeindeten Abhängigkeit.

Was helfen da einzelne Ausnahmen? Was der einzelne treffliche Wille? Trotz aller tönenden Phrasen gegen russischen Autokratismus und drohende Russifizirung ist's dennoch in der Masse des berufenen Publikums nirgends dahin gekommen, daß man sich in den eignen exceptionellen Verhältnissen immer fester und unnahbarer einschlösse, die innern Angelegenheiten der Provinzen mit den Wällen fortbildender und zeitgemäßer Institutionen umzöge und die Wache auf den Wartthürmen der von feindlichen Wachfeuern umgebenen Nationalität und Sitte und Glaubensform mit des Landes Ureinwohnern theilte, indem man ihnen die Hand reichte zu Erlangung weiterer Kultur, ihnen ein eignes Dach und eignen Grundbesitz verliehe. — Nichts von dem allen. Wie ein Gespräch längst abgeschiedener Schatten erklingt es uns häufig, wenn wir den Ideenaustausch über baltische Zustände in den hiesigen

Kreiſen hören. Nicht einmal vor den Ueberbleibſeln eigenthümlichen Staatslebens ſehen wir die Kämpfer eine eherne Mauer bilden, um dieſe Paniere vor der Vernichtung zu ſchützen. Nein, eingewiegt in eine unbegreifliche Verblendung erfreuen ſie ſich vielmehr an Betrachtung derſelben, wie an ſicher eroberten Fahnen, die man in der Kirche aufhängt, Zeichen zweifelloſer Triumphe und fragloſer Siege. Umrauſcht von ſolchen Illuſionen gewahren ſie kaum, wie die alten Trophäen täglich mehr vergelben und täglich mehr vermorſchen, wie der moskowitiſche Oſtwind ſtündlich neue Stücken davon ſpielend herunterreißt und die ruſſiſche Ueberfluthung immer höher anwächſt um die Grundmauern des Baues, in denen man ſie aufſtellte.

Bei Vielen iſt ſolche Anſchauung der Dinge volle Wahrheit, bei andern dagegen eine abſichtliche Selbſttäuſchung, welche die in den Städten und im Verkehr mit mannichfaltig gemiſchten Geſellſchaftselementen gewonnene richtigere Ueberzeugung faſt gewaltſam von ſich weiſt, damit die gewohnte Unthätigkeit und das alltägliche Sichgehenlaſſen keine Unterbrechung erleide. Wir finden ſie daher im Landleben, auf dem Edelhofe viel entſchiedener ausgeſprochen als in Mitau, Riga und Dorpat, wo ſie nur ſelten und ſchüchtern, gleichſam in unbewachten Momenten aufzutauchen wagte. Man fühlt ſich im eignen „Gebiet“ und im Gegenüber zu den Umgebungen ſo ganz Herr, man empfindet die ruſſiſchen Einflüſſe minder unmittelbar als in der Stadt, man wiegt ſich darum nur allzu gern in dem bequemen Glauben, die Ruſſifizirung ſei weder ſo drohend, noch ſelbſt im Drohen ſo unheilbringend, als ſie das Ausland und das Publikum der Städte verkündet. Hier außen findet freilich dieſe bequeme Anſicht der Dinge auch weit weniger Widerſpruch, als in den ſtädtiſchen Salons. Dort hatten der ſchwarze Geſellſchaftsrock und die weißen Glaceehandſchuhe die Menſchen äußerlich

vollkommen nivellirt. Um in der Verſammlung als bedeutſamer Vertreter einer Anſicht und Meinung vollgültig anerkannt zu werden, genügte ein ſcharfer Verſtand und gefälliges Vortragstalent. So hatte ſich mit dem äußerlichen Wegwerfen mancher Vorurtheile unvermerkt die Schroffheit überkommener Begriffe auch innerlich gemildert. Dieſe Ecken und Kanten ſchieben ſich nun jetzt wieder eckiger und kantiger vor, da eben nur der Grundbeſitz vertreten iſt und deſſen materielle Schwere meiſtens nicht ohne Einfluß auf die Anerkenntniß der Gewichtigkeit ausgeſprochener Meinungen bleibt. Was von Jugend vorhanden iſt, gehört entweder noch den unreifern Jahren an oder befindet ſich durch perſönliche Verhältniſſe in einer Abhängigkeit zu den Häuptern der Geſellſchaft, welche die energiſche Geltendmachung anderer Auffaſſungsweiſen zurückdrängt. Was das Patriarchaliſche des Familienlebens auf dem Lande gewinnt, verliert das politiſche Bewußtſein.

Es mag vielleicht ein ſo bedeutender Unterſchied des Charakters der Beſprechung der Landesangelegenheiten zwiſchen Stadt und Land kaum glaublich erſcheinen. Dennoch iſt ſie keineswegs unerklärlich, wenn wir die Verſchiedenheit des ganzen alltäglichen Lebens zwiſchen dort und hier danebenſtellen. Der Einfluß des Alleinherrſchergefühls und der Fernrückung ruſſiſcher Unmittelbarkeit iſt ſchon erwähnt. Beſonders treten aber hierzu noch die wieder verſtärkten Unannehmlichkeiten perſönlicher Berührungen mit dem „Volk“ und die damit anwachſende Verbitterung gegen dieſes. Das „Haben“ und „Sollen“ gewinnt von Neuem an Bedeutung, die materiellen Sorgen und Befürchtungen überwiegen die höhern, minder unmittelbaren Intereſſen. Endlich mögen auch die Gäſte nichts von baltiſchen Dingen hören; ſie haben ja den ganzen Winter lang denſelben Stirn an Stirn gegenübergeſtanden.

Die erſten und eiligſten Gäſte des nach dem Edelhof zurückgekehr-

ten Grundbeſitzers ſind nun vorzugsweiſe jene Edelleute, welche den Winter in der einſamen Hoflage verbracht haben. Sie wollen die langentbehrten Nachrichten der Städte, ſie wollen hören, was dieſer und jener von der „Ausreiſe“ an Neuigkeiten mitgebracht und was die Petersburger Gäſte, die Oſtſeeprovinzianer in ruſſiſchem Dienſt, erzählt oder geſchrieben haben. So wird gar raſch die Rede von baltiſchen Dingen „de mauvais genre“ und Ruſſiſches, Echtruſſiſches zum vorwiegenden Intereſſe der Geſellſchaft.

Mit einem gewiſſen Triumphgefühle ſelbſtbeſpiegelnder Vergleichung verkündet man nun jedes „ruſſiſche Stückchen“ und kann nicht aufhören, genug des Spottes und der Verachtung beizufügen. Da ſpricht jeder mit einer Sicherheit, als ſäße er im höchſten Rathe des Kaiſers, und wo irgend über eine Thatſache getheilte Meinungen auftreten, beruft man ſich, wie auf unwiderlegliche Aktenſtücke, auf die empfangenen „Petersburger Briefe.“

Dieſe Briefe der Petersburger Vettern, Ohme und Brüder — ihre ruſſiſchen Titel ſind die einzigen, welche man nicht ſelten in den baltiſchen Geſellſchaften der Bezeichnung des Verwandtſchaftsgrades beifügt — dieſe Petersburger Briefe ſind in der That für die Geſtaltung hieſiger Beurtheilungsweiſe von einflußreichſter Wichtigkeit. Auf ihnen beruht zu nicht geringem Theil einerſeits jene Halbſicherheit im Gegenüber zu Rußland, andernſeits die Verwandlung des Kampfes gegen das ruſſiſche Syſtem in ein zerſplitterndes Wortgeplänkel gegen einzelne Perſönlichkeiten und Geſellſchaftsfraktionen. — Dieſe Briefe ſtammen jedoch meiſtens von denſelben ruſſiſchen Diplomaten, Staatsmännern und Stabsoffizieren baltiſchen Blutes, welche wir im Stadtleben unter den heimiſchen Verwandten und Freunden zwar geſellſchaftlich auf das Un-

befangenſte verkehren ſehen, während ſie trotzdem ſchweigſam oder höflich lächelnd verblieben, ſowie das Geſpräch ſich den Innerlichkeiten der Staatsdinge zuwandte. Trotzdem glaubt ſich nunmehr die hieſige vornehme Welt in eine ungemeine Detailkenntniß des Petersburger Kabinets, wie aller übrigen Staatsmächtigen eingeweiht. Eben auf Grund ihrer Briefe beſprechen nun die baltiſchen Barone die Aufgaben, Zwecke und Abſichten der innern, wie äußern Diplomatie Rußlands, ja ſelbſt die individuellen Anſtrebungen der einzelnen Staatsmänner, ſo daß man einerſeits verwundert fragen mag, warum der Staat nicht ſeine ſämmtlichen Maſchinenmeiſter aus den baltiſchen Agrikolas wähle, anderntheils aber noch verwunderter, wie jene Staatsmänner des Staates Geheimniſſe dem Geſellſchaftsgeplauder ihrer Heimath preisgeben mochten.

Nun prüfe man dagegen die Briefe. Meiſtens ſind ſie gar nicht von jenen geſchrieben, deren Hände wirklich die Regierungsfäden zuſammenfaſſen; ſie gehen weit öfter von dem zweiten Range aus. Aber allerdings haben die Briefſteller das Erbe der Heimath, die gewandte Ausdrucksform in leichtgefälligem Erzählungston, mit hinübergenommen in das Petersburger Leben, welches ſie gewöhnte, mit erſtaunlich viel amüſanten Nichtigkeiten und flitternden Außendingen den Mangel eines Inhaltskernes glücklichſt zu verhüllen. So ergeht es uns bei Durchleſung jener Briefe, wie bei der Lektüre der ehemals modiſchen, ſogenannten geſchichtlichen Memoiren aus Frankreich. Uns iſt zu Muth als ſpräche die Schrift von lauter Dingen unſerer intimſten Bekanntſchaft, während wir doch in Wahrheit am Ende unſerer Lektüre gerad ſo wenig wiſſen denn vorher, falls nicht eine ſehr genaue Kenntniß der berührten Geſchichtsepochen und Beziehungen vorher vorhanden war. Dieſe fehlt hier den Schreibern, wie den Leſern. Keiner kann ſich einer

genauen Kenntniß der vergangenen und laufenden Innerlichkeit Rußlands rühmen, und die Schilderer ſelber ſtehen nicht über, ſondern mitten in den Sachlagen. Sie vermuthen, meinen, erachten und glauben weit mehr, als ſie erblicken, erkennen und wiſſen. Nur wie durch einen Nebel erſchauen ſie aus dem eignen ſcharfbegrenzten Geſchäftskreis in den Nebenkammern der Staatsmaſchine das ſchwirrende und ſchnurrende Räderwerk. Trotzdem ſchreiben ſie von da drüben, Ausführliches ſogar faſt ausſchließlich von dort. Solchergeſtalt erlangen die Oſtſeeprovinzbewohner nur ſelten aus unmittelbarer Beobachtung entſtehende Berichte; aber ſie erfahren auch nur ſelten, wie dieſe eben aus zweiter und dritter Hand ſtammen, noch ſeltner wie häufig ſie bloß auf Gerüchten und flüchtigen Aeußerungen beruhen. Die Erzählung verflicht Halbſicheres und Sicheres, Thatſächliches und Vermuthetes in ihr einheitliches Gewebe und die baltiſche Art iſt nicht dazu gemacht, deſſen Fäden einzeln auszuzupfen.

Auch die Briefſteller ſind ſich dieſer Täuſchung kaum bewußt. Sie meinen ſich wirklich in einem intimen Verhältniß zu den Staatsmächtigen. Cancans und Plaudereien werden ihnen zu Ereigniſſen; perſönliche Verhältniſſe erachten ſie, weil davon zunächſt berührt, für die Zeugen und Zeichen allgemeiner Syſteme. Weil Peter Petrowitſch in dieſer oder jener Beziehung zu Iwan Iwanowitſch geſtanden iſt, hat er dieſe oder jene allgemeine Maßregel in Vorſchlag und zur Geltung gebracht, hat er dieſes oder jenes Syſtem aufgenommen und durchgeführt. Mit ſolcher Annahme haben ſie es bewirkt, daß man in den Oſtſeeprovinzen, außer dem Prinzip der Ruſſifizirung, bei dem Verhalten des Gouvernements keine umfaſſende Grundidee leitend anerkennt, ſondern alle Aeußerungen der innern wie äußern Politik eben nur in einzelnen und kleinen Momenten bedingt glaubt.

So erwächst die vollkommenste Unsicherheit über die Richtungen und Bahnen der laufenden wie nahenden Staatsverwaltung. Man kennt nicht einmal augenblickliche Gesammtbewegungen derselben, man reiht nur eine Menge einzelner Staatshandlungen aneinander und bindet sie, ohne ihren innern und wesentlichen Zusammenhängen nachzugehen, mit dem rothen Bande der Russifizirung zusammen. So gewinnt der Gegenkampf nach keiner Seite hin einen geschlossenen Charakter; so läßt man die einen Symptome achtlos vorüberziehen und erwägt andere, viel minder bedeutsame, nur vielleicht auffälligere, mit hochtrabender Wichtigkeit. Dieses oftgenannte Schlagwort, diese vielgefürchtete Macht, die Russifizirung, ist in den Ostseeprovinzen nur selten ein klar und deutlich bis zu Ende gedachter Begriff. Auch sie ist mit Persönlichkeiten identifizirt und diese persönliche Auffassung ist wiederum ein Produkt der Petersburger Darstellungsweise. Weil dem russischen Beamten und Offizier aus esth-, liv- und kurländischem Adelsgeschlecht die moskowitische Partei fortwährend gegnerisch zuwiderstrebt, schildert er überhaupt alle Bedrängniß des deutschen Elementes und der baltischen Freiheiten als Offenbarung jenes Parteiwirkens. Die Unklarheit im Publikum wird dadurch noch vergrößert, daß er sogar bis zu einem gewissen Punkte Recht hat. Aber just diese Grenzen überschreitet er auch. — Allerdings ist nämlich die baltische Ritter- und Patrizierschaft dem russischen Altadel ein Gräuel; aber ursprünglich nur deshalb, weil sie verstanden hat, sich mit ihrer Gesellschafts- und Geistesbildung bis zu den Thronstufen hinzuarbeiten. Was sie an Staatsgeltung gewann, verlor natürlich die altrussische Partei. Ist nun aber deren Feindschaft vollkommen abwehrenden und ausschließenden Charakters, so strebt dagegen der gouvernementale Vernichtungskrieg gegen das baltische Element durch schmeichlerische oder gewaltsame Verschmel-

zungsversuche seinem Ziele zu. Dieser mächtige Unterschied kommt jedoch gar nicht in Frage. Von der kleinen Heimath, wo der Adel gleichzeitig Nation und Herrscher, überträgt man die Begriffe zu eignem schweren Nachtheil auf gänzlich anders gestaltete Verhältnisse. Diese überkommenen Mischbegriffe werden dann ohne Prüfung weiter gebraucht und auf falsche Voraussetzungen gestützt spielt sich das alte oftgehörte Lied immer von Neuem auf. Ja man jubelt wohl, wenn man zu erkennen glaubt, wie die Regierung immer von Neuem anstrebt, die Macht des Moskowiteradels zu brechen. Aber man fragt nichts danach, ob damit das deutsche Element an Macht gewinnt, ob damit eine Aenderung des nivellirenden Prinzipes gleichzeitig keime, ob damit nicht auch dem ostseeprovinzlichen Leben der Boden des Rechtes und Fortbestehens unter den Füßen weiche. Man setzt es voraus und wiegt sich glücksicher auf der Voraussetzung. Ungehört verhallen dagegen die Worte der ernsten und strengen Patrioten, und umsonst sprachen sie schon in öffentlicher Adelsversammlung die Wahrheit aus: Könnte der Moskowiteradel sein ideales slavisch-russisches Reich zu Stande bringen, so schlösse er uns ingrimmig von seinen Grenzen aus oder ließ uns in Stücken hauen. Aber das Petersburger Gouvernement verwendet unser geistiges und leibliches Mark, bis dessen nichts mehr vorhanden. Heute ist es bereits dahin gekommen, daß es nur eines gestattenden Wortes für die Letten und Esthen bedürfte, um morgen aus sämmtlichen Edelhöfen die Siegesflamme emporlohen, morgen keinen deutschen Edelmann mehr am Leben finden zu lassen.

Der baltiſche Edelhof.

Wie doch ſo ſtill und friedlich die langen Ziegeldächer der Hoflage aus dem Baumgrün hervorblicken. Wie der See daneben ruhig und leicht die kleinen Wellen treibt, oder ein Bach mit leiſem Murmeln vorüberzieht am Fuße der Anhöhe, auf welcher des „Gebietes“ erſter Herr den Edelhof erbaute. Spätere Geſchlechter mögen erſt die Bäume der nächſten Umgebung gepflanzt haben. Aber in welchem Theile der baltiſchen Provinzen wir auch zu einem Edelhof heranfahren — ein baumreicher, ſchattiger Garten bleibt immer deſſen Wahrzeichen. Und um die Hoflage bahnen ſich in geſegneten Breiten die „Hofesfelder;“ in der Ferne winkt der Wald, das Luſtrevier der Jagd und der Hauptreichthum des Grundbeſitzers. Nur wenige Geſinde erſchaut man dagegen aus den Fenſtern des Herrenſitzes. —

Das „Herrenhaus“ iſt durchſchnittlich langgeſtreckt, nur aus einem erhöhten Parterre beſtehend, durchaus von Holz oder nur mit

Fachwerk aufgeführt. Gerad über der Hauptpforte, zu welcher eine Freitreppe geleitet, ſpringt häufig noch ein Frontiſpiz aus dem Dache hervor. Man brauchte die Stockwerke nicht aufeinanderzuſchichten, man hat ſo viel Raum auf der Erde. Auch haben's neuerdings erſt wieder ganz einzelne Grundherrn begonnen, ſchloßähnliche Häuſer aufzuführen, nachdem die alten wohnhaften Schlöſſer in Trümmern zerfallen ſind; in Eſthland begegnen wir dagegen mancherlei modernen Bauten im Petersburger Geſchmack, nachdem dieſer hier im ganzen Leben die meiſte Macht gewann und auch der Grundbeſitz am häufigſten in die Hand der Petersburger Hof- und Militärgrößen überging. Damit hängt es natürlich genau zuſammen, daß hier die Liſte der Ritterſchaft am reichſten mit ruſſiſchen, ſchwediſchen, überhaupt unbaltiſchen Namen durchwebt iſt, obſchon man auch in Kur- und Livland manchem fremden Namen eben nur ruſſiſcher Rückſichten wegen den Eintritt in das Indigenat verſtattete. —

Wer denkt jedoch überhaupt an Politik und ihre Kämpfe bei der Ankunft im baltiſchen Edelhof? Das iſt Alles ſo rein ländlich, faſt idylliſch, als wäre noch nie die Ahnung eines Kampfes in das Land gedrungen, als wären die Herrn hier immer des Volkes Väter geweſen, als hätten niemals ruſſiſche Anſprüche ihre beutegierigen Polypenarme ausgeſtreckt. — Gegenüber dem Herrenhaus ſtreckt ſich der Pferdeſtall mit überflüſſigem Raum für die Roſſe der Gäſte. Daneben ſteht das „Magazin," worein jeder Bauernwirth alljährlich ein gewiſſes Prozent ſeiner Ernte niederlegt, damit es im kommenden Frühjahr nicht an Ausſaat fehle. Dann folgen „Riegen" und „Kleeten," Scheunen zum Aufbewahren des Ernteſegens. Die „Darrriege" ſchließt ſich daran, worin man das Getreide vor dem Dreſchen auf großen Oefen trocknet; und „das Fahlland" iſt für die ſtets zahlreichen Viehheerden beſtimmt, in

deren Ställen ſich ein bunt „Gefaſel“ (Geflügel) nach Belieben ſeine Neſter baut. Dahinter raucht die Eſſe der unvermeidlichen Branntweinbrennerei, und aus dem Waſchhaus dampft es hervor — denn jedes einzelne Geſchäft iſt in einem beſondern Hauſe untergebracht; ja ſogar die Küche des Herrenhauſes hing ſich meiſtens als ein beſonderer Anbau an. Was aber noch außerdem unterzubringen iſt, verſammelte ſich in der „Herberge.“ Eigentlich iſt dieſe urſprünglich den „Gebietsleuten“ beſtimmt, welche „Hofesgehorch“ zu verrichten haben. Dieſe Frohnde feſſelt ſie oft wochenlang Tag und Nacht an die Hoflage, und ſo mußte ihnen ein beſonderes Unterkommen geſchaffen werden. Aber auch die im Winter abzuhaltende Gemeindeſchule findet gewöhnlich ihr Lokal für die Lehrſtunden in der Herberge, wo ſich dann nachtüber die Schulkinder der meilenweit einzeln verſtreuten Bauernhöfe (Geſinde) ihr Lager ſuchen. In demſelben Hauſe arbeiten und nächtigen endlich noch die auf den Hof berufenen Handwerker; und außerdem werden ſtets einige Räume für Gäſte des Edelherrn bereit gehalten, falls deren Menge zu groß werden ſollte, um im Herrenhaus untergebracht zu werden.

Auf die Gäſte ſind überhaupt alle Einrichtungen des Hauſes berechnet, und das Leben der Familie ſteht ebenfalls unter ihrer Herrſchaft. Die Gäſte ſind ein nothwendiges Zubehör des baltiſchen Landlebens; ſie ſind auch immer zahlreich vorhanden und immer willkommen. Die Oſtſeeprovinzianer haben es zwar den überfreundlichen Schilderungen Kohls gewaltig übel genommen, daß er das Landleben ſo ganz und gar auf die geſellige Unterhaltung ſtellt, aber in Wahrheit vermögen ſie doch nichts Weſentliches gegen die Richtigkeit vorzubringen. Und warum auch? Den höchſten Reiz geben ſie auf, wenn ſie der Gaſtfreundſchaft ihre behagliche Alleinherrſchaft raubten, ohne doch

damit ernste Vortheile zu erringen. Wie sich ihre ganze Verwaltungsweise des Grundeigenthumes mit diesem seit Jahrhunderten unverändert von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, so würde sie wahrscheinlich auch noch Jahrhunderte weiter dauern — nur daß aus den Genießenden, welche ihr Wohlleben gern mit Freunden und Verwandten theilen, finster abgeschlossene Egoisten werden würden, auf denen außer dem Mißwillen des Volkes auch noch die Anklagen aller Derer lasteten, denen das Geschick eine gleich günstige Lebenslage versagte. Sind doch die Edelhöfe in der That ein Asyl des minder begüterten Adels, darf man doch behaupten, nur durch die weitausgedehnte Gastlichkeit derselben sei überhaupt die Existenz einer so großen Menge gleichzeitig ärmer und nichtsthuerischer Mitglieder der baltischen Ritterschaften möglich, wie wir ihnen in allen drei Ostseeprovinzen begegnen. Diese Gastfreundschaftsspekulanten sind sogar ein so integrirender Theil der adeligen Gesellschaft worden, daß die immer rege Spottlust der baltischen Deutschen einen eignen Namen für sie erfand. Man nennt sie „Krippenreiter."

Die Krippenreiter sind ein im übrigen Europa ziemlich unbekanntes Geschlecht, beinah ausgestorben mit den mittelalterlichen Lebensverhältnissen, in der Gegenwart fast unmöglich. Nur dort, wo noch die adeligen Zustände das Gepräge verschollener Jahrhunderte tragen, — im Meklenburg'schen, im Westphälischen, im Hannover'schen, in einigen Provinzen Deutschösterreichs und in Ungan, sowie in Polen — begegnet man noch mitunter ihres Gleichen unter der Bezeichnung der allgemeinen Vettern. Aber doch haben diese fast immer ein Stücklein werkthätigen Lebens hinter sich, kommen eben nur als Ausnahme, als bemitleidete Opfer irgend eines unglücklichen Schicksals vor, oder als traurige Zeugen einer vergeudeten Jugend, denen nun die Barmherzig-

keit ein flüchtiges Aſyl für ihr ruhmloſes Alter gewährt. Man betrachtet ſie immer als eine Laſt der Geſellſchaft, ſie ſind adelige Proletarier. Anders in den Oſtſeeprovinzen. Der Krippenreiter fühlt ſich ganz behaglich, und Niemandem fällt es nur im Entfernteſten bei, ihm aus ſeinem umherlungernden Leben irgend einen Vorwurf zu machen, ſo jung und kräftig er auch ſei, oder daſſelbe gar als ein Unglück zu betrachten. Meiſtens ſind es jüngere Söhne irgend eines Majoratsherrn, welcher außer dem auf den Aelteſten forterbenden Grundbeſitze kein Vermögen hinterließ, ſelten die Nachkommen eines ganz mittelloſen, beſonders ganz grundbeſitzloſen Edelmannes. In ſolchem Verhältniſſe hätte man ſie wahrſcheinlich früher zu energiſchen Beſtrebungen nach irgend einer Richtung hin, zu irgend einer Arbeit angehalten. Dagegen ließ die Behaglichkeit des grundherrlichen Lebens ihre ſorgloſe Jugend bis zu einem Alter gedeihen, wo es für die Erwählung eines ſelbſtſtändigen Berufs zu ſpät war. Dann ſtarb der Vater, der älteſte Bruder übernahm das Majorat und dem jüngern blieb nur freie Wohnung, meiſtens auch die freie Koſt unter dem brüderlichen Dach, der Beſitz eines Rößleins und eines „Menſchen.“

Gefolgt von ſeinem „Menſchen,“ die Flinte übergehängt, beginnt er ſo nun ſeine Züge von Krippe zu Krippe der gaſtfreien Vettern und Bekannten, ſowie der Frühling das Land nur einigermaßen wegſam werden ließ. Bei dem erſten beſten Edelmann „reitet er ein,“ um hier zu nächtigen. Aber er weiß ſchon, dieſer läßt ihn nicht ſogleich am Morgen weiter ziehen und er läßt ſich auch gern erbitten, noch einen Tag zu bleiben. Aus dem einen werden mehrere; es kommen neue Gäſte hinzu, ſo verfließen Wochen und endlich reitet der Krippenreiter mit einem der Gäſte nach deſſen Hoflage, um von da aus wieder nach Wochen weiter zu wandern. — Der Krippenreiter iſt übrigens meiſtens

ein ſehr brauchbares Geſellſchaftsmitglied. Er kommt auf ſeinen Streifzügen mit allerlei Menſchen in Berührung, reitet an allen „Buſchwächtereien“ vorbei und erkundet da die Wildſtände, ſteht auch mit den jüdiſchen Kaufleuten der kleinen Marktflecken in enger Verbindung. Er weiß ferner alle Familienverhältniſſe des ganzen weiten Landes, hat ſich über die freundlichen und unfreundlichen Beziehungen der einzelnen Edelhöfe zu einander unterrichtet, nimmt ſtets Partei für den, auf welchem er ſich eben befindet und iſt jeden Augenblick gerüſtet, allerlei Beſorgungen für die Frauen aus den Städten zu übernehmen, ſowie für die Männer von Edelhof zu Edelhof als Geſchäftsträger zu reiten. Natürlich ſpielt er auch alle Kartenſpiele und iſt immer zur Theilnahme daran bereit; auch iſt er ſtets ein treuer Jagdgenoß. Dieſe Brauchbarkeit macht ſeine Exiſtenz erklärlich. Wo er juſt einkehrt, wird er halb und halb als Familienglied behandelt und muß, falls eben der Gutsherr und die Hausfrau anderweit beſchäftigt ſind, die Unterhaltung der Gäſte übernehmen. So lebt er harmlos in geſchäftigem Nichtsthun weiter, bis ihn endlich zufällig zu Haus oder wohl auch gar bei einem Gaſtfreunde der Tod ereilt. Dann wird er in der Familiengruft beigeſetzt; und es iſt immerhin ein Glück, daß hier keine Grabſchriften gewöhnlich, denn ſogar von der bekannten: er lebte, nahm ein Weib und ſtarb — müßte der Mittelſatz geſtrichen werden, da der Krippenreiter bei ſeinem Wanderleben nicht zum Heirathen gelangte. Sowie er geheirathet hätte, wär's ja auch mit der ſorgloſen Krippenreiterei zu Ende geweſen, und er hätte dem troſtloſen Nichts gegenübergeſtanden.

Zur Naturgeſchichte des Krippenreiters gehört noch die Bemerkung, daß ſein Geſchlecht verhältnißmäßig am zahlreichſten in Kurland, ſeltner in den beiden andern Provinzen vorkommt. Dies iſt jedoch leicht er-

klärlich. Die Menge der beſtehenden Majorate in Kurland vertheilt die Glücksgüter außerordentlich ungleichartig unter den einzelnen Familiengliedern, während doch das Vaterhaus allen gleichartige Anſprüche anerzieht. Die langdauernde Abgeſchloſſenheit des Landes als Herzogthum, die bei allen armen Adeligen 'immergrüne Hoffnung auf einen „Landespoſten," endlich auch ein ziemlich ſtarres Feſthalten an gewiſſen Vorurtheilen, welche mancherlei Erwerbsquellen nicht ſtandesmäßig erſcheinen laſſen — dies Alles hinderte die allgemeine Gewöhnung zu einem thätigen Leben, während die bei der Kleinheit des Landes ziemlich genaue Bekanntſchaft der einzelnen Adeligen untereinander gleichzeitig ein Sichgehenlaſſen in der Annahme gaſtfreundlicher Unterſtützungen fördert. In Livland hatten dagegen die langdauernden Kriege den Adel nicht ſo behaglich in ſeinen Grundbeſitz einwachſen laſſen; es kam gar nicht zur Erſchaffung ſo vieler Majorate, der Grundbeſitz wechſelte öfter, der eigentlich grundbeſitzende Adel verarmte ſogar bis zu einem gewiſſen Grade durch die ſchwediſche Reduktion, das Baarvermögen vertheilte ſich günſtiger — kurz das Leben war bewegter und die Verhältniſſe blieben minder ſtabil. Auch iſt es nun ſchon mehr als hundert Jahre her, daß Livland ruſſiſch wurde; da hat ſich denn ein großer Theil der unbemittelten Edelleute dem ruſſiſchen Staats- und Kriegsdienſt zugewendet, und andere fanden es nicht unter ihrer Geburtswürde, Advokaten, Aerzte, Prediger, ja ſelbſt Kaufleute zu werden; denn die von der Ritterſchaft beſetzten Poſten ſind theils nicht lebenslänglich, theils auch nur äußerſt gering beſoldet.

Jene angedeuteten Vermögensverhältniſſe haben im baltiſchen Adel auch auf das weibliche Geſchlecht ihren Einfluß geäußert. Es giebt hier ſo viel Unverheirathete, wie man kaum in einem andern Lande aufzufinden vermag, und die Schließung einer Ehe iſt beſonders unter dem

begüterten Adel beinahe zum kaufmänniſchen Geſchäft geworden. — Das ſtädtiſche Leben hat uns bereits die ſoziale Beziehungsloſigkeit zwiſchen Männern und Frauen an manchen kleinen äußerlichen Zeichen gewahren laſſen. Dieſe Beziehungsloſigkeit wächſt aber noch bei der Verſtreutheit des Landlebens, man lernt ſich gegenſeitig gar nicht genau genug kennen, um zur Liebe zu kommen. Natürlich ſind aber die jungen Majoratsherrn die verzogenen Lieblinge aller Mütter erwachſener Töchter; ſie finden alſo die Möglichkeit einer Wahl noch am leichteſten, fragen aber natürlich bei den vorherrſchend materiellen Intereſſen des hieſigen Lebens zuerſt nach der Größe der Mitgift. Doch iſt der Reichthum auf beiden Seiten nicht einmal einzige Vorfrage. Die ſogenannte mehr oder minder gute Familie, die Stellung der Verwandten in der Adelskorporation, Familienfreundſchaften oder Feindſchaften, und ſo noch tauſend nebengelegene Dinge kommen zur Beſprechung, ehe man ſich um die gegenſeitige Neigung kümmert. So bleiben die minder wohlhabenden Mädchen auf minder wohlhabende Männer beſchränkt; und nur mitunter entführt ein eingewanderter Deutſcher oder ein vornehmer Ruſſe das körperlich und geſellſchaftlich ſchön gebildete, wenn auch pekuniär vernachläſſigte Edelfräulein ihren unſichern Verhältniſſen. Seltſamer Weiſe darf man aber dann trotzdem darauf rechnen, die Vettern, Ohme, Tanten und Verwandten von dieſer Heirath wie von einer halben Mésalliance ſprechen zu hören.

Unter dieſen Vorausſetzungen gehört denn ein Ehebündniß aus reiner Neigung zu den Ausnahmsfällen. Der baltiſche Adel tauſchte eben alle ſozialen Uebelſtände der vornehmen Welt anderer Länder ein, ohne gleichzeitig wie dieſe aus der Starrheit ſeiner Vorurtheile herauszugehen und damit eine Art von Ausgleichung zu ermöglichen. Er nahm kein vielbewegtes für ein innerlich befriedigtes Leben an, er kennt

alle Leiden der modernen Zeit, ohne deren Palliative. — In andern Ländern reißt die liebeleer verheirathete Frau der Strom des Lebens in immer neuen Abwechslungen fort, ſie ſteht am Ende ihrer geſellſchaftlichen Laufbahn, ohne ſich des innerlichen Mangels genau bewußt worden zu ſein. Dagegen ſchreitet hier das Leben in engen Kreiſen weiter, keine Mannichfaltigkeit der Intereſſen erſetzt den Mangel eines einzigen, die ganze Seele füllenden Gedankens. Kommt es nun wohl daher, daß ſich hier ſo viele Mädchenherzen in der Ehe zu kalter Formenſtrenge verhärten? Kommt es daher, daß hier gerad von weiblicher Seite die Splitterrichterei ſo bitter hart geübt wird und auf ſolche Weiſe die Kluft zwiſchen der männlichen und weiblichen Geſellſchaftswelt immer weiter aufreißt? —

Wer mag entſcheidend über ſolche Lebensfragen überhaupt, und noch dazu in fremdem Lande aburtheilen? Dem Beobachter bleibt nur bewundernd beizufügen, wie im ſchönen Widerſpruche gegen die Erfahrungen unter ähnlichen Verhältniſſen in anderen Geſellſchaftskreiſen eheliche Untreue, ja ſchon ein leichtes Liebesverſtändniß verheiratheter Frauen unter dem baltiſchen Adel zu den größten Seltenheiten gehört. — Iſt das Pflichtgefühl wirklich ſo mächtig, oder das weibliche Herz ſo kalt? Iſt die Verſchiedenheit des männlichen und weiblichen Intereſſes wirklich ſo ſcheidend, daß ſelbſt die Verſuchung ihre Kraft verliert? Iſt's bloße Furcht vor der Entdeckung oder echte Treue? —

Die Fragen häufen ſich und nirgends erklingt eine Antwort. Frivoler Zweifelsſpott hüpft wohl aus den lächelnden Reden der Männer hervor — niemals eine direkte Beſchuldigung. Man ſpottet aber hier ſo gern, ſo viel, ſo bitter oft und oft ſo ungerecht. Man hat kein Herz für volle, große Tugend, vielleicht für deren Gegenſatz auch keine

Energie. Man iſt ſo klug, gewandt und glatt; und mit der Glätte gleitet man durchs Leben. — — —

Der Oſtſeeprovinzianer ſelbſt fragt jene Fragen nicht. Er hat die Mißzuſtände überkommen und ſucht nun raſch und leicht daran vorbeizuſchlüpfen. Taucht aber ja einmal ſolch eine ernſte Frage auf, ſo wird ſie raſch mit ein Paar witzigen Schlagworten beſeitigt, damit der folgende Augenblick kein Recht mehr an ſie habe. Man kommt überdies vor lauter Eile der Unſtätigkeit des Lebens wohl überhaupt kaum zu derartigen weitausgreifenden Erörterungen. Ehe man ſich deſſen verſieht, iſt ſchon die Zeit von der Heimkehr auf den Edelhof bis zur Johannisfahrt nach der Stadt verflogen. Die Gäſte zogen ein und aus und jeder Tag geſtaltete ſich ganz unvermerkt zum Feſt. Kein rauſchendes Feſt; aber Feiertagszerſtreuung bezeichnete jeden Tag. Vom Morgen bis zum Abend gab es wenig Stunden, in denen die bleibenden und zeitweiligen Bewohner des Herrnhauſes nicht vereint waren; und dieſe wenigen Stunden ſelbſt ſchienen beinah eben nur beſtimmt, um neuen Stoff für die Unterhaltung der folgenden zu ſammeln. Man ißt oft und nicht wenig; und wenn man gegeſſen, bleibt man noch lang um die Tafel vereint. Schon der Morgenkaffee ruft ſämmtliche Hausgenoſſen zuſammen und der Feldzugsplan gegen die Möglichkeit der Langweile eröffnet den Tag. Bald folgt ein zweites gemeinſames Frühſtück; dann kommen die wenigen Stunden, welche der Hausherr ſeinen dringendſten Geſchäften widmet, während die Frauen ſich in ihre Zimmer zurückziehen, die Gäſte aber unter der Leitung eines juſt anweſenden Vettern durch die Hoflage wandern oder ebenfalls auf ihren Zimmern bleiben, um friſchen Muthes und Appetites zur Mittagstafel wiederzukehren. Luſtig ſchwirrt bei dieſer die Rede auf und ab; man kennt gar nicht das Sparen der Worte und Gedanken für ernſtere Aufgaben,

man hat ſich eben nur geſellſchaftlich zu verwerthen, und ſo verſplittert ſich freilich auch manch tüchtiges Talent und mancher kräftige Geiſt in kleinen Beiträgen zu den Koſten flüchtiger Unterhaltung. Dabei zieht jedoch auch die Mediſance ihre weiten Kreiſe; nicht eben eine herbe und bittere Mediſance, aber weil lachend ausgeſprochen, oft deſto ſchmerzlicher für den Getroffenen, deſto nachhaltiger im Andenken der Hörenden. Damit hängt es genau zuſammen, daß „die Geſellſchaft“ — und die Geſellſchaft umfaßt beinah den ganzen Adel jeglicher Provinz — für beinah alle ihre Mitglieder mehr oder minder charakteriſtiſche Spottnamen erfindet, welche ſich auch wohl von Geſchlecht zu Geſchlecht forterben. Das große Leben greift ja ſo ſelten ſtörend in die kleine oſtſeeprovinzliche Geſellſchaftswelt.

Nach Tiſch einige Ruheſtunden, dann Kaffee, dann Spiel bei ſchlechtem Wetter bis zum Abendbrod; oder bei Sonnenſchein eine raſche Spazierfahrt, ein flüchtiger Beſuch beim Nachbar, vielleicht auch ein kleiner Jagdzug auf die ſtreichenden Schnepfen und Bekaſſinen, näher an Johannis auf wilde Enten, junge Haſelhühner u. ſ. w.

So ſchlingt ſich das Leben aus einem Tag in den andern, aus einer Woche in die andere. Die frohnenden Letten und Eſthen haſten ſich freilich mittlerweile unter den oft ſchlagenden Anfeuerungen des Aufſehers in der Feldarbeit, bis die Heuernte kommt, welche durchſchnittlich in die Zeit der langen Tage und der lichten Nächte fällt. Dann gilt es vollends ein Arbeiten bei Tag, wie bei Nacht, damit die ſonnenheitere Zeit nicht verfehlt werde, in welcher allein die Ernte der meilenlangen halbſumpfigen „Heuſchläge“ möglich iſt. Der Edelherr fährt jedoch unterdeſſen zur Johannisabrechnung und kommt dann meiſtens nur auf wenige Tage, oftmals gar nicht nach dem Edelhof zurück. Er geht aus der Stadt unmittelbar nach den Ufern des Meeres, wohin

ihm die Familie vorauszog, um hier vier Wochen „Strandleben“ zu genießen.

Eine jährliche Seebadekur gehört nämlich zu den Nothwendigkeiten des baltiſchen Lebens und der Julimonat iſt ihr gewidmet. Während dieſer Zeit ſtehen die Edelhöfe und die Paſtorate im Innern des Landes beinah noch verlaſſener, als in den Wintermonden; aber eigentlich verpflanzte ſich nur ihr Verkehr. Denn wer irgend ein Stücklein „Strandgebiet“ mit einigen „Strandgeſinden“ ſein eigen nennt, baute dahin ein leichtes Sommerhaus, in deſſen engen Räumen ſich die Familie einrichtete. Wer aber kein Strandgebiet beſitzt, miethete einige Räume eines Strandgeſindes, um an dem vierwöchentlichen Feſte theilzunehmen. Und die Städter, nebſt vielen von den grundbeſitzloſen Edelleuten verwandeln überdies jeden halbweg bewohnbaren Uferflecken in einen Seebadeort. In Libau, Windau, Dubbeln, Pernau, Hapſal, Leal und vollends in Reval, wohin vorzugsweiſe viele Petersburger kommen, ward auf ſolche Weiſe die Seebadezeit zum eigentlichen Erntemonat des Ortes, oft zum einzigen Exiſtenzmittel. Doch verlor ſich damit gleichzeitig auch die baltiſche Eigenthümlichkeit und Urſprünglichkeit des „Strandlebens.“ Es entſtanden eben Badeorte mit allem gewohnten Luxus und wohl auch mit der ſtrengen Etiquette unſerer Nord- und Oſtſeebäder. Leider haben ſie nunmehr bereits das altbaltiſche Strandleben überwuchert, ſo daß es ſich faſt nur noch an der kuriſchen Küſte des rigiſchen Meerbuſens in einzelnen Trümmern erhält.

Soll man es ſchildern? Zu ſchildern iſt da wenig, man muß es eben leben. Man muß in jenen lagerartigen Räumen die Gegenſätze geſehen haben, welche ſich als lachende Kobolde zwiſchen der eleganten Geſellſchaftsform und ihren vollkommen uneleganten Umgebungen umhertummeln, man muß die kleinen Ereigniſſe und Vorfälle mit-

gemacht haben, an denen ſich die Reize des Strandlebens entwickeln. Kohl hat ſie glücklich aufgefaßt und in leichter Skizze hingeworfen; bei ihm ſieht man eben Alles in lächelnden Farben wiedergeſpiegelt. Aber die Sonne ſcheint nicht immer, es kommen auch trübe und regneriſche Tage! Was thut's? Bücher vielleicht, doch ſicherlich Karten und ein Fernrohr wurden mit herausgenommen; und von den nächſten Strandhütten kommen wohl einige Männer trotz Wind und Regen herübergefahren, oder man wagt auch ſelbſt die Ausfahrt dorthin. Da giebt's dann zu erzählen von den Fährlichkeiten des Bades in der wildbewegten See, da hat auch einer vielleicht neue Zeitungen herausgeſchickt bekommen; und iſt dies Alles nicht der Fall, ſo helfen eben die Karten aus. Auch iſt man hier wohl weniger empfindlich gegen die Rauhheit des Wetters, als in unſerm ſtubengewöhnten mitteleuropäiſchen Leben; die Jagdpaſſion, an Möven und Seeenten zur Vorübung für den kommenden Herbſt befriedigt, erfordert nicht eben den Sonnenſchein. Liegt denn endlich nicht das ewig ſchöne, das ewig wechſelnde, das uralte, immer neue Meer vor unſerm Blick? Auf ſeinen Wellen kamen wohl auch ein Paar Runenboote herangeſegelt, mit deren Bemannung man ſich in Geſpräch und Wettſchießen einläßt. Oder die „Strandbauern" thaten einen ſeltnen Fang, welcher Stoff zu mancherlei Geſprächen giebt. Oder endlich klärten ſich die Wolken und man ritt und fuhr nun noch raſch zum Abendeſſen des Nachbars mit den eignen Gäſten hinüber, deſſen enge Behauſung freilich die heranfluthenden Menſchen kaum faßt, die ſich jedoch nur deſto lachender umherbewegen.

So ſind auch dieſe vier Wochen allzuraſch verfloſſen und die Heimkehr naht, mit ihr eine kurze Periode tiefer Einſamkeit im Edelhofe, die ſchlimmſte Zeit für die Krippenreiterei. Sie iſt jedoch unumgänglich nöthig. Die Aufnahme der unterdeſſen eingebrachten Ernte erfordert

manchen Arbeitstag und mancherlei vorbereitende Geschäfte für die Winterbestellung der Felder nehmen die kurze Zeit vollkommen in Anspruch. Dies Alles muß aber eiligst beendet werden; denn oft beginnt der Herbst mit seinen Nachtfrösten schon in der Mitte des August.

Die Jagd und die Wälder.

In der Mitte des Auguſt iſt die perſönliche Beſchäftigung des Edelmannes mit der Feldwirthſchaft geendet. Wer nah am Fluſſe wohnt, läßt dorthin die langen Wagenreihen mit dem Ernteſegen rollen, oder er lagert die Körner als kluger Spekulant in ſeinen Riegen und Kleeten, um ſie im Spätwinter nach den Handelsplätzen zu bringen und dort beſſer noch als jetzt zu verwerthen. Nur die „Erdbirnen" (Kartoffeln) ſtehen noch im Land, ſonſt ringsum weite Stoppelfläche, hier und da ein friſchgeackertes Feld und rings verſtreut die Rindvieh- und Pferdeheerden. Sie bleiben auch da draußen bis der Schnee die letzten Spitzen der Gräſer überdeckte; und ſowie der Frühlingsregen nur einige Stellen Weideland bloßlegte, treibt man ſie wiederum hinaus.

Am Fenſter ſeines Edelhauſes aber ſteht der Gutsbeſitzer und ſpäht durch die jetzt ſchon häufigen Abendnebel, ob nicht ein Paar

Reiter am Horizonte der Feldfläche zu entdecken ſind. Denn mit der Mitte des Auguſt beginnt die höchſte Luſt des baltiſchen Lebens recht eigentlich: die baltiſche Jagd. —

Wer Jagdleidenſchaft hegt und nicht das edle Waidwerk nur als eine Fortſetzung des ſtädtiſchen Luxus betreibt, der gehe nach den Oſtſeeprovinzen. Hier darf er noch die echte, volle, wilde Jagd, die Jagd mit Lebensgefahr, ſelbſt Jagd mit kämpfenden, nicht nur mit fliehenden Thieren erwarten. Nichts von der pedantiſchen Schulweisheit, nichts vom eleganten Dilettantismus deutſcher Jagd! Nicht nur im Herbſt die Suche und nur im Winter das Treiben; nicht nur für wenige glückliche Hochwildpretbeſitzer im Sommer die Pirſch. Der trügeriſche Koppelgang auf dem Feld iſt kaum bekannt, der erfolgloſe Anſtand im Wald wird nie geübt. Hier iſt's eine viel wildere, männliche Luſt.

Der Edelherr braucht auch nicht lang zu warten. Kaum hat er ſich am Morgen aus der Nachtruhe gerüttelt, die er geſtern unmuthig ſuchte, weil kein Reiter durch den Nebel geritten kam, da klingen Jagdhornrufe in ſein Edelhaus herein. Er kennt das Horn genau, es iſt des —ſchen. Raſch reißt er das ſeine von der Wand, er hat kaum Zeit, dort am fernen Waldrand einen ſchwarzen Menſchentrupp zu erblicken, ſo haſtig bläſt er die Antwort zum Fenſter hinaus, welcher aus dem Zwinger ſogleich die heulenden Stimmen der Hunde Antwort geben. Es bedarf auch keines Befehls an die Dienerſchaft. Der „Stallmeiſter" — ein vornehmer Name für den erſten Pferdeknecht — rennt eilends nach den Jagdpferden, der Leibdiener bringt athemlos das Jagdzeug und der Piqueur ſteht blitzſchnell gerüſtet zum Empfang des Herrn bei den ſchnaubenden Roſſen im Hof. — Aber zur ſelben Stunde, wo hier, blies auch das Jagdhorn ſchon zu manchen andern Hoflagen hinein und heraus, und bald iſt ein Reiterzug verſammelt, beinah

gewaltiger als die Militärmacht manches deutſchen Vaterlandes. Alles iſt zu Pferd, Herr wie Diener, ſelbſt die „Buſchwächter“ (Waldaufſeher), welche in ihrer Waldeinſamkeit die Rufe vernahmen und ſich mit dem Zuge vereinen. So ziehen denn im Morgenroth oft zehn und zwölf „Herrn“, umſchwärmt von den dienenden „Menſchen“ auf ihren kleinen Kleppern und von einem Halbhundert angekoppelter Hunde. Trotzdem ſpricht Niemand allzulaut, als ſei erſt die menſchliche Stimme dem Waldthier ein Zeichen bedrohlicher Nachſtellung. — Je näher dem Wald, deſto ſtiller der Zug. — Endlich verſchwindet er in den ſchon gelblichen Birken, welche überall den Vorwald des eigentlichen Hochwalds bilden. Der Anführer ſtellt die Jäger in langer Kette auf und ein Piqueur bringt mit ſämmtlichen Hunden tiefer ein in den „Maſt“ (die zur Jagd auserſehene Holzfigur, der Schlag).

Noch iſt es ringsum ſtill. Oben durch die Wipfel des Fichten- und Tannenmeeres geht jedoch ſelbſt bei ruhigſtem Wetter ein dauernd gleichſtarkes, gleichtöniges Rauſchen; dazu wiegt und neigt ſich das feine, weiße Birkengeäſt, als fragten die flüſternden Blättlein einander, was dieſe Menſchenmenge in der Waldruhe will? Aber der Grundton bleibt doch fort und fort dies breite, mächtige Rauſchen, ähnlich dem Grundton der Meeresfluth, und in unſern vielfach zerſchnittenen, gelüfteten, aus ungleichartigen Bäumen zuſammengeſetzten Waldungen vollkommen unbekannt. Auch verbindet ſich wohl in der That damit das Gebraus der Oſtſeewellen; denn die mächtigſten ſind eben die „Strandwälder.“

Welch eigenthümliches Gemiſch von Ruhe und Bewegung in den äußern Erſcheinungen. Dazu welch ſeltſamer Widerſtreit von erwartendem Harren und drängender Ungeduld in der Menſchenbruſt! Denn noch lange Zeit dauert die tönende Stille, in welche jetzt nur von fern

das Gekrächz aufſteigender Raben hineingellt, während eilige Raubvögel pfeilſchnell aus den Wipfeln in die Lüfte ſteigen. Mitunter glaubt man wohl auch das aufmunternde „Skrauja“ des Piqueurs hinter den Hunden zu hören, vielleicht kommt auch eine der Bracken herangeraſchelt, ſieht den Reiter eine Sekunde lang wedelnd an und tänzelt dann ſchnobernd wieder hinein in „das Deichte“ (dichtes Holz).

Da bellt plötzlich ein Hund; man kennt ihn an der Stimme und ſein Name fliegt durch die Jägerkette. Da wird noch einer laut, ſie haben ein Wild gehoben und nun fällt die ganze „Mette“ (Meute) ein. In ſcheinbar klagenden Lauten, als erlitten ſie die heftigſten Strafen, ſchlagen die Hündinnen an, in hohen Tönen heulend die jüngeren, gehaltener und mit tieferem Gebell die älteren Hunde. So hoch geſchätzt iſt aber hier die Harmonie dieſer wilden und in der That mächtig aufregenden Muſik, daß oft in dieſem Augenblicke noch ein Jäger dem andern enorme Preiſe für einen Hund anbietet, welcher „ſchreiend“ auf des Wildes nächſter Fährte geht. Aber man kommt nicht zum Handelsabſchluß; denn ſchon ruft das Jagdhorn des Piqueurs, deſſen halsbrecheriſch Geſchäft es iſt, dem Wild und der Mette nachzujagen. Am Hundegebell, am Hornruf erkennt der geübte Jäger den Weg, welchen das Jagdthier genommen. Jeder ſucht ſich nun im Wald mit ſeinem Roſſe durchzuhaſten ſo raſch es geht, ſo gut es will, um dem Wild den Weg abzuſchneiden. Jetzt klingt Gebell und Hornruf näher, jetzt ferner, jetzt zur Rechten, dann zur Linken; herüber und hinüber, vorwärts, rückwärts hetzt das jagdgewohnte Roß. Da fällt ein Schuß, da ſteht es ſtill; dann noch ein Schuß. Man hört den Jagdruf „Haſlik“ (ein Reh) oder „Haſul“ (ein Fuchs), weit ſeltner ſchon „Schabah“ (ein Wolf) oder „Halang“ (ein Elenthier), am ſeltenſten

„Haſtink“ (ein Luchs); wie überall am häufigſten „Halatt“ — Lampe, der Haſe.

Nun klingt der Hornruf weitergedehnt und entfernter: er ſagt, das Wild ſei weiter gegangen. Und dem immer neu lockenden Schalle folgt die jetzt zerſtreute Reiterſchaar durch Dick und Dünn, durch Sumpf und Bäche. Ueber gefallene Bäume und über Waidezäune hinweg geht ein Satz, dann wirft man ſich im wildeſten Jagen vom Roß, damit es nicht im Moraſt ſtecken bleibe, keuchend kommen Herr und Thier jenſeits an, wieder wirft ſich der Jäger hinauf und legt den Kopf auf den Hals des Roſſes, beugt die Flinte hier und dort hin, hebt ſich raſch auf der einen Seite, oft auf beiden aus dem Bügel und liegt geſtreckt auf dem Pferde, damit die Stämme und Aeſte des dichten Waldes ihn nicht herabreißen.

Nun künden plötzlich kurze haſtige Hornſtöße, das Jagdthier habe die Rückfährte eingeſchlagen. Es gilt ein raſches Anſtellen, das jagdgewohnte Roß bleibt wohl unangebunden hinter dem Jäger ſtehen. Die Hunde bellen näher, das Jagdhorn wiederholt ſeine Rufe, das Jagdgeſchrei den Namen des Thieres, Schüſſe fallen, dann ſchallt es „Ehehe haltot“ hinter einem Knall, wie Hohngelächter — das Wild iſt erlegt. Alle Hörner blaſen „Herbatt“ (die Jäger zur Verſammlung), auch die verſprengten Hunde kommen nach dem Schall herangelaufen, und die Beute wird auf eines der Pferde gepackt. — Nachher zieht die Jagd ein Stündchen weiter und hier beginnt von Neuem die alte Waidluſt. So geht es in wilder Haſt am ganzen Tage durch die ewiglangen, uralten Wälder und über die meilenweiten Haidebreiten und über die Heuſchläge und Felder, bis man ſolchermaßen „jagdsweiſe“ viele Meilen fern vom heimathlichen Hofe bei einem Edelmanne

einreitet. Dort wird genächtigt; und am andern Tage zieht der Wirth als neuer Jagdgenoſſe mit den Gäſten.

Das iſt die berühmte „fliegende Jagd", wie ſie jedem adeligen Kurländer mit ſeinen Jagdgenoſſen freiſteht, ſoweit die Grenzen des Herzogthums reichen, fraglos, in welchem Revier. Selbſt die Forſten der Krone haben ſich dem alten Herkommen öffnen müſſen; nur Dondangen genießt ein Ausnahmsrecht. —

In Livland iſt dagegen Jeder nur auf eignem Revier zur fliegenden Jagd berechtigt, und ſie wird hier ſelten mehr geübt. Allein die kuriſche Nachbarſitte wirkte dennoch ſoweit herüber, daß kaum ein Grundbeſitzer die Bitte verweigern wird, auf ſeinem Gebiet die Hetzjagd fortzuſetzen, welche hier anſtatt jener zur Gewohnheit wurde. Kein einziger Jäger führt dabei ein Gewehr und ſie unterſcheidet ſich in nichts von den engliſchen Jagden, gilt auch vorzugsweiſe dem Fuchs.

Obgleich es überhaupt im baltiſchen Flachlande nur wenige Menſchen und noch weniger Edelleute giebt, welche dem Waidwerk nicht gern und häufig obliegen, ſo iſt doch Kurland das eigentliche Heimathsland der Nimrode, ja ſelbſt die Frauen nehmen hier nicht ſelten an der Jagdluſt Theil. Eigentlich charakteriſtiſch, faſt nationell, bleibt jedoch nur die fliegende Jagd, welche bis zum Beginne des Schneefalls fortgeſetzt wird. Ein großer Theil der Edelherrn zieht auch mit dieſem nach der Stadt und hängt nun von den Jagdeinladungen der Grundherrn in deren nächſter Umgebung ab. Die aber in den vereinſamten und verſchneieten Edelhöfen zurückblieben, ſind faſt gezwungen, das tödtende Einerlei ihrer Tage irgendwie zu unterbrechen; und es bleibt ihnen nichts dafür, als eben wieder die Jagd. So herrſcht denn auch im Winter keine Ruhe in dem Wald.

Jetzt jagt man aber mit „Juchzern" (Treibern), und dieſe „Klap-

perjagd", wie man hier das Treibjagen nennt, darf in Liv- wie Kurland jeder Gutsbeſitzer nur innerhalb des eigenen Reviers betreiben. Sie gilt meiſtens dem Hochwild: Elenthieren, Wölfen und Luchſen in Kurland, in Livland auch den Bären. — Sowie ein Gaſt den Edelhof betritt, ſchickt man einen „Menſchen" hinaus zu dem „Buſchwächter": er ſolle „kreiſen" (die Holzſchläge ſpähend umgehen, ob ein Wild in eine derſelben eingetreten und nicht wieder herausgegangen ſei). Beinah ſicher darf man auch darauf rechnen, daß am andern Tage der Waldaufſeher auf ſeinem Schlitten aus der Wildniß heranklingelt, um mit haſtiger Rede und lebhafter Geberde zu erzählen, wie in dem und dem Maſte — denn jede Holzfigur hat ihren Namen — ein jagdbares Thier ſtehe. — Dann fährt am andern Morgen lang vor Sonnenaufgang ein langer Zug einſpänniger Schlitten mit tiefeingehüllten Männern hinaus nach der Buſchwächterei. Auch ſind es nicht eben lauter ſchmucke Jäger, wie wir ſie im Herbſte zu Roſſe erblickten; nein, der lettiſche Winterkittel miſchte ſich mit dem Zobelpelz und dicke Lappen um die Füße gewickelt vertreten häufig die Stelle der langſchäftigen Jagdſtiefeln aus Juchtenleder. Alles, was nur eine Flinte zu führen verſteht, wurde aus dem ganzen Gebiete zur Theilnahme aufgeboten. Auf halbem Wege holt gewöhnlich auch die trabende Schlittenkarawane die kleinen grauröckigen Juchzer mit blaurothen Geſichtern ein. Es gehört mit zum Gehorch, daß die Gebietsleute ihre Kinder zu den Klapperjagden des Grundherrn als Treiber ſtellen, und dieſer macht ſich kein Gewiſſen daraus, auf ſolche Weiſe das winterliche Schulhalbjahr derſelben zu unterbrechen. Luſtig hocken die Jungen an den Schlitten auf, und bald iſt die Buſchwächterei erreicht. —

Nachdem man hier erſt die Gewehre geladen, geht nun der langgedehnte Zug zu Fuß in der Richtung des bezeichneten Maſtes. Nur

die „Herren“ ſitzen im Schlitten, die Glocken ihres Pferdes ſind jedoch abgebunden, und mit viel ſelbſtrühmenden Worten erzählt der nebenanſchreitende Buſchwächter, wie er den Maſt am Morgen nochmals umkreiſte. Alles ſpricht wiederum leiſe, und wenn ein lautes Wort erſchallt, ſchlüpft ein heftiges „Kuſch, kuſch (ſtill, ſtill)! durch die Geſellſchaft. Endlich werden die Treiber ſeitabgeführt und die Jäger angeſtellt; in die Flinten aber hat man Kugeln geladen, denn der Buſchwächter hat Elenthiere angezeigt. In ſolchem Falle wird auf kein anderes Thier geſchoſſen.

Einem Jagdhornruf antwortet ein zweiter. Gleichzeitig beginnt auch der eigenthümlich melancholiſche, faſt melodiſche Jagdruf der Treiber in einzelnen Klängen aus weiter Ferne herzuſchallen; und langſam, gleichmäßig rückt er heran. Noch vernimmt man kaum, wie das durcheinandergehende Picken der Taſchenuhren bei einem Uhrmacher, das Geklapper ihrer Stöcke, mit denen ſie an die Bäume ſchlagen. Plötzlich ſchreien ſie lauter, und wenn ſie ein Paar Hunde mitführten, ſchlagen dieſe heiſer in einzelnen Sätzen an: dies gilt als Zeichen, daß das Jagdthier aus dem Lager aufgeſtanden iſt. Bald fällt ein Schuß — „Halang!“ Ein zweiter — „Halang, Halang!“ Schon klingt Alles ganz nahe, ſchon hört man die brechenden Aeſte — „Halang, Halang!“ — immer neue Schüſſe, immer neues Rufen; aber umſonſt ſpähen wir zwiſchen dem ſchwarzen Gewirr des Unterholzes umher. — Endlich ſtäubt der Schnee, endlich knacken und knattern die Aeſte und hervor trabt ſchüttelnden Hauptes das Elenthier: denn es jagt niemals wie der Hirſch.

Das Elenthier iſt überhaupt nicht ſchön, faſt häßlich und plump, doch impoſant und erſchreckend beim erſten Anblick durch ſeine Größe. So hoch wie ein Pferd und länger geſtreckt als dieſes, hängt ihm ein

ungeſtalter Kopf wie zu groß und zu ſchwer am langgeſtreckten, mähnigen Hals. Im obern Theil gehört der Kopf dem Rind, im untern dem Pferde zu. Ein langer Bart ſtreckt ſich unter der Kehle hervor; bald ein ſchaufel-, bald ein gabelförmiges Geweih ſitzt dicht hinter den herabhängenden Ohren und klappt rechts und klappt links an die Baumſtämme, während die Ohren klatſchend an die Kieferbacke und das Gehörn ſchlagen. Indem das Thier dahertrabt, ſchnauft es laut mit den Nüſtern. Auch ſchaudern die Roſſe immer, wenn ſie's gewahren. —

Noch iſt's nicht ſchußgerecht, doch geht es ſchon krank. Jetzt — der Schuß knallt und das Thier macht zwei ungeheure Sätze, mit denen es wieder „im Deichten" verſchwindet. Die Hunde ſaußen vorüber und man hört, wo ſie das Thier „bebellen." Dorthin ſpringen die Jäger vor. An einen Baum mit dem ſchweren Leib gelehnt, iſt das ſchwergetroffene Elen in die Kniee geſunken, um mit Geweih und Hinterläufen ſchlagend die überall neckenden Hunde abzuwehren. Menſchen gewahrend, rafft es ſich auf — zu ſpät; ein Gnadenſchuß giebt ihm den Tod. Und es folgt das „Ehehe haltot," es blaſen die Hörner zum Sammeln und mit kunſtgerechter Hand muß der glückliche Schütz ſein Werk mit dem Auswirken der Beute beenden, welche dann, geziert mit Tannenzweigen, die Spitze des heimwärts klingelnden Schlittenzuges anführt. Den Reſt ſeines Pulvers muß der Jäger an die Begleiter vertheilen, welche den Triumphzug mit Freudenſchüſſen begleiten. Nahe dem Edelhofe beginnen die Jagdhörner einen luſtigen Marſch und vor der Rampe des Herrenhauſes wird die Beute feierlich niedergelegt. Die Frauen des Hauſes kommen herbei; auf dieſe oder jene Eigenthümlichkeit hinweiſend, bewegt man die Herrin des Edelhofes nah heranzutreten und weiß ſie bald zu drängen, ſo daß ſie über die ausgeſtreckten Läufe des Elens hinwegſchreitet. Lautes Hurrah verkündet, daß dies

gelang und jauchzend fallen die Jagdhörner ein: denn nun iſt ſie der Sitte gemäß gezwungen, der Jagdgeſellſchaft ein Mahl zu bereiten. Nochmals feuert man hernach die Gewehre über dem Thiere in die Luft, wie über einen gefallenen Helden; dann geht's zur Mahlzeit.

So fröhlich und doch auch gewiſſermaßen feierlich beſchließt ſich die Jagd des echt baltiſchen Wildes. Aber freilich wird auch oft die ganze Freude geſtört. Wenn auch das Elen am Abende ſorgfältig eingekreiſt war und ſich der Buſchwächter ſelbſt noch am Morgen verſichert hatte, daß daſſelbe im Maſte feſtſtand — wenn dann wenige Stunden nachher der Jagdzug herankommt, findet man eine friſche Spur, anſcheinend die eines großen Hundes, dem Schnee eingeprägt. Dann reden die Letten eifrigſt, „wilks, wilks“ erklingt es immer wieder; von jenſeits kommt einer mit der Nachricht, die Elenfährte laufe hinaus, und mit der Jagd iſt's heut vorbei. Denn, ein echter Dieb und Vagabond, hat der Wolf keine Heimath, er iſt jetzt vielleicht ſchon Meilen weit entfernt und nach der jenſeitigen Richtung trabt das erſchreckte Elenthier ohne Raſt und Aufenthalt den halben Tag fort. Ein Paar arme Häslein, oder ein Reh in einem andern Theile des Reviers bieten dann zwar mitunter einen Erſatz, ja man ſchießt wohl ſelbſt auf einen „Lieping“ (weißen Haſen), den man ſonſt tief verachtet, um nur nicht mit ganz leeren Händen heimzukehren.

So iſt die Winterjagd im Flachland der baltiſchen Provinzen. In der Nähe der Städte hat ſie ein weit eleganteres, aber nicht mehr dies friſche Ausſehen; weiter gen Oſten aber wird ſie dafür häufig zum völligen Kampf des Menſchen mit dem Jagdthier: denn in den eſthniſchen Kreiſen Livlands und in Eſthland iſt der Bär noch nicht verſchwunden. — — —

Wir haben die Luſt der Jagd geſehen, und ſo iſt es wohl im vollen

Rechte, wenn man daran erwägende Bedenken knüpft. Denn die Jagd iſt eben hier kein bloßes Vergnügen mehr, ſie iſt ein Stück des baltiſchen Lebens. Man nehme dem baltiſchen Adel die Jagd und es geht ihm das einzige Intereſſe verloren, welches ihn allerwärts, ſelbſt über die Grenzen der einzelnen Provinzen hinüber mit dem Stammgenoſſen verknüpft. Traurig iſt es allerdings, daß ſolch ein äußerlich Band allein zuſammenhängend von der Windau bis zur Narowa läuft; aber dennoch bleibt es wahr. Im Uebrigen zerſpalten ſich die Provinzialintereſſen, nur ſelten blickt der eine Deutſche aus dem eignen Kreiſe in die Nachbarkreiſe hinüber, und in nichts erkennt man eine gleiche Gemeinſamkeit des Zuſammenhaltens, als wo ein adeliges Jagdrecht von der Krone in Zweifel gezogen wird. Oder läge in der Jagd wirklich ein baltiſches Lebenselement? Dann müßte man erwarten, daß alles, was darauf Bezug hat, alles, was damit unmittelbar und mittelbar zuſammenhängt, feſt geordnet und geregelt daſtehe, damit ſich dieſes Lebenselement nicht abnutze und den kommenden Geſchlechtern nicht verloren gehe.

Doch nichts oder doch nur äußerſt wenig von dem allen und für dies alles iſt geſchehen. Nur von der unbegrenzteſten und ungeltſten Jagdfreiheit ſuchte jeder Einzelne für ſich zu erhaſchen und zu erraffen, ſoviel ihm möglich; an das Geſammte denkt kein Menſch und nach der Zukunft fragt ebenfalls Niemand. Man kennt daher das Schonen der weiblichen und jungen Jagdthiere ebenſowenig, als das Einhalten einer Jagdzeit. Dieſen Uebelſtand hat in Kurland vorzüglich die fliegende Jagd zu Wege gebracht. Dieſe fliegende Jagd iſt aber eben ein ſolch uſurpirtes Recht, wie manches andere Adelsprivilegium, und ſchon des alten Ziegenhorn kuriſches Staatsrecht, auf deſſen Geltung man ſich in andern Dingen gern beruft, hat es mit klaren Worten nachge-

wieſen (§. 632), wie erſt ſpätere ſophiſtiſche Ausdeutungen der Gotthart Kettler'ſchen Geſetze dies ſogenannte Recht beinah gewaltſam ſchufen. Zwar wurde daran auch von manchem ernſten Manne ſchon auf manchem Landtage gemahnt, ſie haben nachgewieſen, welche Schäden für Wald und Wild und Feld und Flur, ja ſelbſt für die ſittliche Kultur des niedern Volkes aus dieſen langausgedehnten Jagdzügen hervorgehen. Aber ſtets erhoben beſonders die kleinen Gutsbeſitzer, die jüngern Söhne und die Krippenreiter gegen jede hierher bezügliche Beſchränkung ein wildes Geſchrei, ſo wenig ſie ſich ſonſt auch um die Landtagsfragen kümmerten. Selbſt heute noch würden ſie viele deutſche Inſtitutionen und angeſtammte Gewohnheiten dem ruſſiſchen Andrängen opfern, wenn ihnen nur dies wilde Privilegium der freien Jagd durch's ganze Land vollkommen ungeſchmälert bliebe.

Die Luſt am Jagen iſt es wohl auch nicht allein, die ſie ſo feſt an dieſem Junkerrechte haften läßt; aber es giebt unter dem beſitzloſen Adel immerhin nicht Wenige, denen das Recht der freien Jagd mit ihrer Begleitung zum Stützpunkte der Spekulation dient. Da nehmen ſie allerlei Jäger in Sold und ſtreifen mit dieſen durch das Land. Die reichen Vettern, Ohme und Freunde, deren Wälder ſie brandſchatzten, müſſen den im Edelhof einreitenden Trupp verköſtigen; und dem Feinde recht vor den Fenſtern, etwa gar bis in den Garten herein umherzuknallen, iſt erſt die rechte Freude. Der ſolchermaßen zuſammengeſchoſſene Vorrath wird dann in den Städten verkauft und ſichert mit ſeinem Erlöſe wieder ein Stück Leben des unthätig umherziehenden Krippenreiters. — Dies Recht der fliegenden Jagd erſcheint in der That eine Lex agraria, welche den Beſitzenden ſtets mit Schaden bedroht und den Beſitzloſen zum Herrn des Landes macht. Was kümmert's ihn, ob er dem fremden Herrn und Bauern ſein Ackerland zerreitet und den Wald

verwüſtet. Schont dieſer etwa die weiblichen und jungen Jagdthiere, hält er die waidgerechte Zeit ein — deſto beſſer und gewinnreicher für den fliegenden Jäger. So verliert natürlich auch der Beſitzende die Luſt und Ausdauer für ſeine Verſuche zur Erſchaffung beſſerer Jagdzuſtände; und wie ihm geſchieht, thut er dem andern. Daher iſt denn in Kurland das Wild ſchon ziemlich ſelten geworden und beginnt ſelbſt in Livland ſich zu vermindern.

Jene wildreichen Jagdſtände, wie wir ſie in Deutſchland, Böhmen und Ungarn finden, ſind hier überhaupt nur in den Ueberlieferungen der Großväter vorhanden. Doch würde hier, wo ſich die Wälder noch in allen Breiten meilenweit ausdehnen, wo noch eben ſo große kulturfähige Landſtriche vollkommen unbenutzt daſtehen, das Elen, das Reh, der Haſe und jeder andere Feind der Feldwirthſchaft lang nicht ſoviel Saaten vernichten, als oft ein einziger Jagdzug mit einem einzigen Ritt durch die Felder es thut. Dieſe Jagdritte haben aber von Jahr zu Jahr an Häufigkeit zugenommen; denn je weniger Beute, deſto öfteres Suchen danach. Und weil weder Geſetz, noch Gewohnheit ſich dieſem Vandalismus entgegenſtellte, verbreitete ſich die Luſt an ſolchem bequemen Müßigang auch unter den Letten und Eſthen. Es iſt ja weit bequemer, am Morgen mit der Flinte auszuziehen und am andern Tage ſchon für einen einzigen guten Schuß — ſelbſt bereits für ein Reh — eben ſo viel baares Geld im nächſten Flecken zu löſen, als für „ein Lof“ (4/5 Scheffel) des beſten Getreides, welches man den ganzen Sommer hindurch bearbeiten und pflegen mußte, und deſſen Ertrag der Herr dem Bauern nachzurechnen vermag. Wer weiß, ob er nicht daran beim nächſten Martinitermin eine Mehrforderung an Gehorch oder Pachtzins knüpft? —

Juſt die fliegende Jagd, juſt die Hetzjagd haben ſehr viel zu der

Unluſt der Letten und Eſthen am regelmäßigen Feldbau beigetragen, worüber nun heute der Adel ſchwere Klage führt. Mochte er auch die Geſetze gegen den Wilddiebſtahl ſchärfen, ſoviel er wollte (und der blutigen Barbarei der deutſchen Jagdfrevelgeſetze ſind ſie doch nicht zu vergleichen): ſo iſt doch kaum möglich, in dieſen Wäldermeeren den Freiſchützen zu ertappen. Außerdem iſt auch der Buſchwächter ein Lette wie der Wilddieb, mit ihm gleichermaßen von der Herrſchaft der Grundbeſitzenden gedrückt, meiſtens ſchlecht oder gar nicht bezahlt, nur von manchen Frohnden befreit. So wird er häufig ſelbſt der Helfershelfer oder Anführer der Wildſchützen. Darum hört man es oft, wie die Bauern der verſchiedenen Gutsgebiete ſich beſonders in den Strandwäldern zu großen fliegenden und Klapperjagden vereinen, deren Beute zu gemeinſchaftlichem Gewinn auf den Fiſcherboten nach Riga, Pernau, Habſal, Leal, Reval und Baltiſchport ſegelt. Auf den Wild- und Waldſtand wirkt jedoch dies bäuerliche Jagen noch verwüſtender ein, als das der Herrn. Die Edelleute haben immer noch eine gewiſſe Achtung vor dem Verwüſten des Waldes und Wildes; der Bauer aber verwüſtet aus Luſt die ſchönſten Stämme mit dem Beil und alle Thiere mit dem Gewehr. Beides gehört ja dem „zehnigs kunks.“ Den Stand des Wildes kennt außerdem der vom Morgen bis zum Abend in den Wäldern verkehrende Bauer ebenfalls genauer als der Herr, welcher ſich gewöhnlich eben nur auf die Führung des Buſchwächters verläßt; und vorzüglich trifft der Bauer, welcher mit jedem Schuſſe geizt, noch ſicherer als der Herr. Auch lockt er beſſer als jener das Geflügel mit ſeiner Pfeife heran, auch ſtellt er Schlingen, Fußeiſen und allerlei Fallen — lauter Dinge, die dem Herrn fremd bleiben. — Auf ſolche Weiſe wird der Elephant des Nordens, das Elenthier, verſchwinden, wie der Steinbock und die Gemſe in der Schweiz, bis auf wenige wohlgehegte Ueber-

bleibſel. Das Reh iſt allbereits ſelten geworden; der Auerhahn, das Birkhuhn, das Haſelhun werden entfliehen, und nichts bleibt übrig, als Haſe, Fuchs und Wolf, die allem Feldbau und aller Viehzucht ſchädlichſten Thiere.

Soweit die Jagd. — Und wie nun der Wald? —

Die baltiſchen Edelherrn haben ſeit Jahrhunderten in ihren Wäldern gejagt und von ihren Wäldern gelebt. Ja wie manche Völker unkultivirter Erdtheile ihre ganze Exiſtenz auf eine einzige Baumgattung und deren Gaben gründen, ſo wächſt das Leben der Oſtſeeprovinzen aus dem Wald und ſeinen Gaben hervor. Aber trotzdem denkt man nur ſehr ſelten an eine Regelmäßigkeit der Waldbenutzung, noch ſeltner an eine Wiedererſchaffung des Verbrauchten. So muß dieſe Vorrathskammer des täglichen Lebens, dieſe Schatzkammer einer unermeßlichen Zukunft ſich nothwendig erſchöpfen.

Faßt man aber aus der Maſſe der Bäume auch nur eine einzelne Gattung, z. B. die Birke, heraus, ſo kann man behaupten, die Bewohner des baltiſchen Landes vermöchten ohne ſie nicht zu beſtehen. Alles Holzwerk der Handwerkszeuge, alle gewöhnlichen Meubles, alle Eimer, Krüge und Fäſſer beſtehen aus dem zähen, feſten Birkenholz; Birkenholz iſt das Gerippe der Schlitten, Birkenholz das Material der Wagenräder, deren Felgen der Lette ſelten nur mit einem Eiſenreifen ſchützt. Und wo man ſonſt nur hinblickt, iſt das Birkenholz verwendet. Doch nicht genug am Holz: der Frühlingsſaft des Baumes giebt das Birkenwaſſer; der Birkenbaſt iſt das Leder der lettiſchen Sandalenſchuhe („Paſteln") und ſeine weiße, glatte Oberfläche der Schmuck des unentbehrlichen Handkorbes der lettiſchen Frauen. Das Roßhaar des lettiſchen Bettes, die Stahlfeder des lettiſchen Sofa's ſind getrocknete Birkenblätter; die jungen Knospenkeime ſind die Spezies für heilſame

Tränke, und in frische Birkenblätter wickelt nicht nur der Lette, sondern auch der deutsche Herr die von Gicht und Flüssen gepeinigten Gliedmaßen.

Und nun der übrige Holzverbrauch? Alle Brücken, Zäune, Grenz- und Werftpfähle bestehen aus Stämmen und Stammtheilen, welche anderwärts sorgsam für wichtigere Bauten gespart werden würden. Höchstens in der Nähe einer Stadt giebt's überhaupt hier und da eine steinerne Brücke, doch vielleicht im ganzen Lande keinen lebendigen Zaun. Meilenlang ziehen sich ferner die Knüppeldämme, aus lauter jungen Baumstämmen zusammengefügt. Sämmtliche Wohnungen, sämmtliche Wirthschaftsgebäude werden aus aufgeschichteten Baumstämmen erbaut; die Dächer sind mit Borken bedeckt; und welche unermeßliche Menge von Kähnen, Booten und Schiffen verbraucht nicht der baltische Strand? Dazu verschlingt die Feuerung aller Behausungen durch sechs lange Monate, die Nothwendigkeit der Dörrung des Getreides, die Branntweinbrennerei alljährlich ganze Waldungen.

Scheint es da möglich, daß man trotzdem der Waldpflege nicht die leiseste Aufmerksamkeit widmet? Und dennoch ist es so. Sorglos brennen die Feuer der Hirten in den heißen Sommermonaten im Walde; und alljährliche Waldbrände sind die Folge. Weite Windbrüche lichten alljährlich eben den kräftigsten Hochwald; aber fast immer läßt man die gefallenen Waldriesen ungenützt verfaulen. An ein Lüften des Unterholzes durch Vertheilung der Holzschläge wird kaum irgendwo gedacht; Jeder fällt das Holz, wo es ihm eben am bequemsten wächst und die prächtigsten Masten, Balken und Mühlwalzen werden zu Brennholz zerspalten, während man die krüppelhaften Kümmerlinge unangetastet läßt. Die Holznutzung ist zur erschreckendsten Verwüstung worden.

Freilich iſt es jetzt ſchon volle dreihundert Jahre her, daß ein heermeiſterlicher Befehl die „Verhawung by volgender Straffe“ verpönte: „den erſten Stammen eene halbe Merk, den andern vor eene ganze, den dritten vor twee und ſo duppelt uft to bezalen.“ Aber wer gedachte daran. Schuf doch Natur dem freiherrlichen Leichtſinne immer neue Wälder, neue Leibeigne und neues Wild! Wälder giebt es freilich auch noch heut genug, aber ſo wenig Wege hinein und heraus, daß oft die reichſten Forſtbeſitzer kaum den eigenen Verbrauch befriedigen können, daß in ſchneeloſen und milden Wintern ſchon mitunter das Holz nach Pfunden in den Städten abgewogen wurde *). Mit jedem neuen Jahre kommt die alte Noth und kommt die alte Klage von Neuem; aber man iſt hier der alljährlich wiedererhobenen Klagen ohne Streben nach Abhülfe ſo gewohnt worden, daß man dieſe eben zu den andern rechnet und leichtſinnig darüber hinwegſchlüpft. Wollte ein deutſcher Forſtmann hier nur in einem einzigen großen Walde ſeine gewohnte Bewirthſchaftung zur Ausübung bringen: er ſtürbe doch darüber ab und wenn er hundert Jahre lebte. Vermöchte man mit ungeheuern Menſchenmaſſen das gefallene Holz eines einzigen Jahres aus der einzigen Provinz Kurland fortzuführen: es müßten Millionen damit gewonnen werden. Die Oſtſeeprovinzen könnten bei wirklicher Benutzung ihres Holzreichthums binnen Kurzem alle europäiſchen Marktplätze beherrſchen, auf der ganzen Oſtſee dürfte kein Kiel und Maſt erſcheinen, welcher nicht im baltiſchen Lande emporwuchs, an der ganzen deutſchen Meeresküſte kein Haus entſtehen, deſſen Holzwerk nicht baltiſchen Urſprungs wäre.

Schöne Träume, wie die von Eurer Flotte! — lächeln die Oſtſeeprovinzianer zur Antwort und meinen mit dem Spottwort Alles beſeitigt

*) Zuletzt in Mitau, Riga, Windau und Libau im Winter 184²/₃.

zu haben. Denn ſo haben ſie immer gelächelt und geſpottet, wenn einer vom Emporraffen aus ſorgloſer Bequemlichkeit ſprach, wenn einer Arbeit forderte, damit ein neues Leben ſprieße. Und ſo haben ſie es geſchehen laſſen, daß heute die Seeſtädte ihre Schiffshölzer und Bauſtämme aus Litthauen, Polen und Weißrußland beziehen, und was das Land in reicher Fülle bietet, mit ſchwerem Geld an fremde Nationen zahlen.

Es giebt aber noch ein Wichtigeres: die Letten und Eſthen würden neben dem Anwachſen des Baarvermögens ihrer Herrn zu wohlhabenden Menſchen werden können. Sie würden nicht wie jetzt, vom heimiſchen Elend getrieben, nach den Nachbarprovinzen wandern und von dort neben ruſſiſchem Geld auch ruſſiſche Sitte, Sprache und Glaubensform in die Heimath zurückſchleppen. Sie würden ſich den heimiſchen Herrn, weil dieſe ihnen ein vermehrtes Verdienſt gewährten, wieder enger anſchließen. Sie würden nicht, wie jetzt, aus Uebermuth oder Feindſeligkeit die beſten Bäume bis auf's Mark verwunden; ihr eigner Vortheil hielte ſie davon zurück.

Den reicher gewordenen Grundherrn wäre aber gleichzeitig die Möglichkeit der Ausführung deſſen erleichtert, was ihre Landtage ſeit Jahrzehnten mit ſchönen Phraſen erfolglos verkünden: die Verleihung eines Grundbeſitzes an die Urvölker des Landes. Denn der Geldreichthum des Adels würde ſich auch vertheilen und jene vermöchten Entſchädigungen darzubieten. So verlöre die Adelſchaft nicht und der Bauer käme zum Bewußtſein einer Heimath, eines erbeignen Bodens; er würde zu einem wirklichen Stande, zu einem wirklichen Bevölkerungstheile zuſammenwachſen, er würde für ſeine Heimath gegen die ſlaviſche Ueberfluthung einſtehen lernen. Erſt wenn ein grundbeſitzender Bauernſtand vorhanden iſt, ſind aber die drei Oſtſeeprovinzen wirklich weiter

vorgeſchritten in politiſcher und ſozialer Geſittung als das übrige Rußland; erſt dann iſt deſſen Satelliten die Waffe aus der Hand gerungen, mit welcher ſie die Berufung der kur-, liv- und eſthländiſchen Ritterſchaft auf ihre exceptionelle Stellung befehden. Dann erſt werden die Oſtſeeprovinzen thatſächlich eine Stellung behaupten können, wie Ungarn gegen Oeſterreich; denn dann erſt können ſie jedem ruſſiſchen Uebergriffe nicht nur beſtaubte Pergamente, ſondern ein wirkliches, friſches, ſelbſtſtändiſches und ſelbſterſchaffenes Leben entgegenſtellen.

Ob die heutige Generation der Vertreter des Deutſchthums und der Geſittung für ſolche Unternehmung geſchaffen ſind? —

Mit ſchmerzlichem Schweigen verhüllt der ehrliche Patriot ſein Haupt. Es gälte ja ſchwere Anſtrengungen und auch ſchwere Opfer des alleinherrſchenden, alleingeltenden, alleinbeſitzenden Adels.

Verborgen werden dieſe Zukunftskeime in den Wäldern der Oſtſeeprovinzen verkommen; das Unterholz erſtickt überwuchernd ihre Triebe nach oben und ihre Wurzelfäſerchen erſaufen im Moraſt. Sie werden mit den gefallenen Holzrieſen verfaulen, ſie werden Sagen bleiben, wie die geheimnißvollen Opferaltäre und Runengräber der Letten inmitten der dichteſten Wildniß. Dagegen werden es ſpäte Geſchlechter in dicken Büchern niederſchreiben: Hätte unſere Ahnen nicht die ruſſiſche Schmeichelei verblendet und ein ſtarrer Egoismus betäubt, hätten ſie den ſeitdem ſpurlos verſchwundenen Letten und Eſthen hülfreiche Hand geleiſtet, hätten ſie ſich nicht eiferſüchtig von den Bürgern der Städte abgeſchloſſen und hätten ſie ſich nicht auf das Ruhebette ſorgloſer Bequemlichkeit hingeſtreckt — ſo würden jetzt die ruſſiſchen Statthalterſchaften Mitawa, Jurieff (Dorpat) und Reval eine mächtige, ſelbſtſtändige und freie Nationaleinheit bilden.